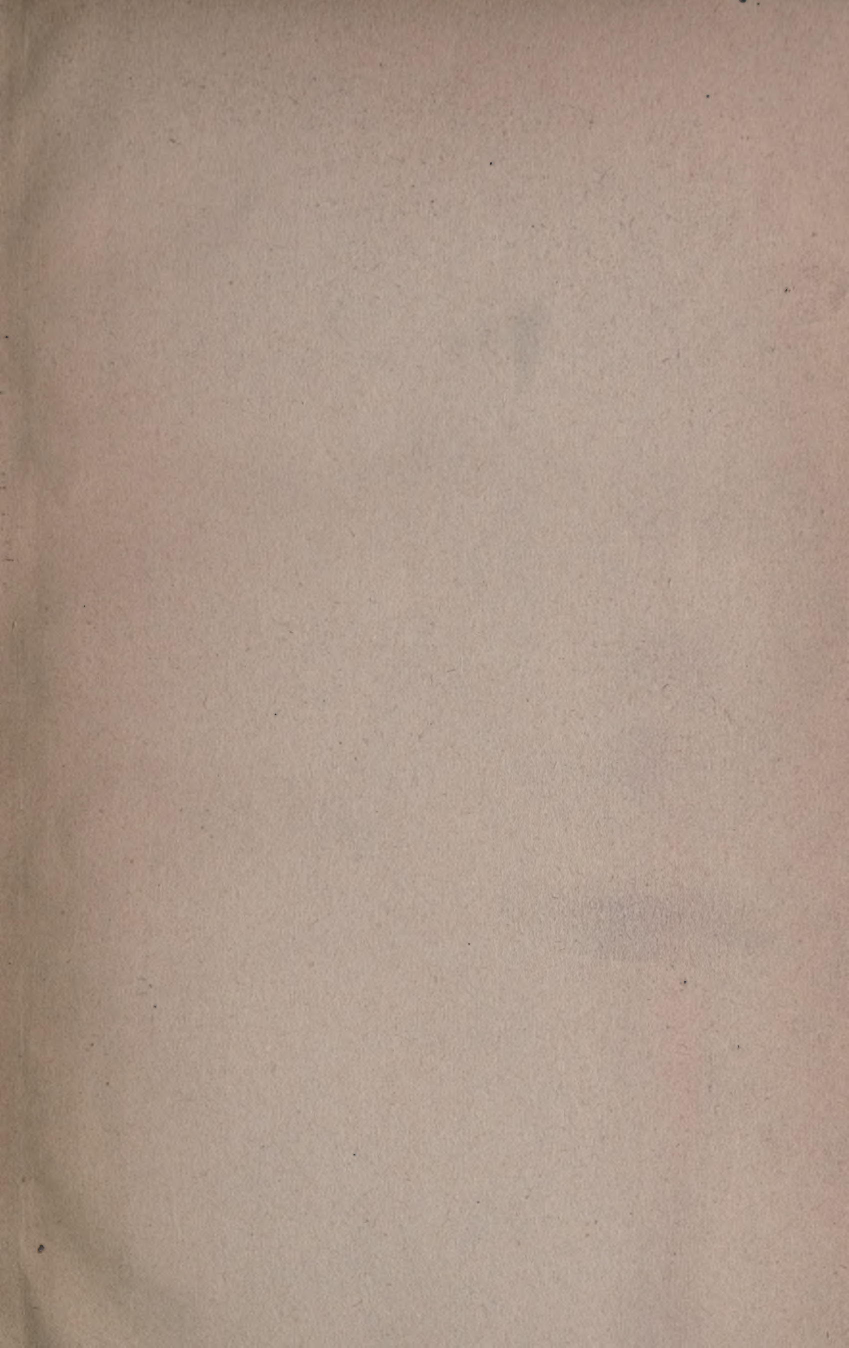
Fritz Mauthner

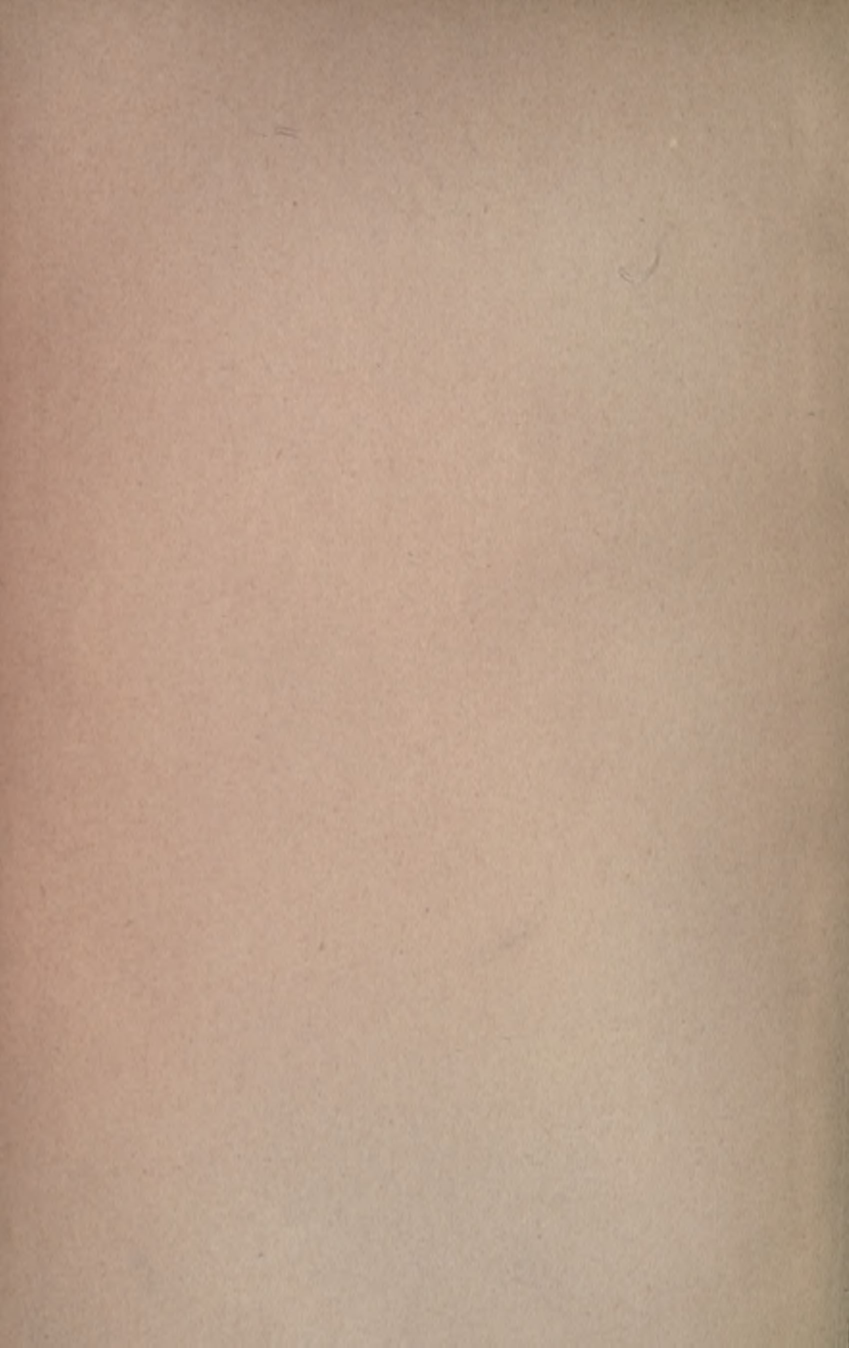
Ausgewählte Schriften

Zweiter Band

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin







Xanthippe

Fritz Mauthners Ausgewählte Schriften

2. Band

Xanthippe und anderes



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Xanthippe

Von

Fritz Mauthner

Neu durchgesehene Ausgabe



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Einleitung

In einer freundlichen süddeutschen Stadt, in welcher die Ackerbürger und Handwerker auf ihre Studenten, diese auf ihre Professoren und die Herren Professoren auf sich selber stolz sind, hatten die Universitätsdamen ein wöchentliches Liebesmahl eingeführt. An jedem Mittwoch, um vier Uhr Nachmittag — um ein Uhr wird gespeist, und von zwei bis vier Uhr schlafen die Herren gern einige Minuten — kam alt und jung zusammen, sagte einander gebildete und spitzige Worte, trank einen schwachen, aber ehrlichen Kaffee, rauchte starke, doch nicht immer angenehme Zigarren, besprach die neuesten Ereignisse der wissenschaftlichen Welt: Verlobungen in Gelehrtenkreisen und Berufungen jüngerer Kollegen.

Frühzeitig wurde das Abendbrot gegessen. Und weil dasselbe ein Picknick war und die Leistungen der einzelnen Familien sich im Laufe der Jahre fest geregelt hatten, gab es beim Essen keine aufregenden Überraschungen.

Die Hauptsache kam erst nach dem Abendbrot. In einer bestimmten Reihe mußte einer nach dem anderen von den akademischen Lehrern einen populär-wissenschaftlichen Vortrag halten, der das Weib der Alma mater, wenn nicht mit der Forschung, so doch mit ihren hübschesten Resultaten bekannt machen sollte.

Die zum Vortrage verurteilten Herren hatten in der ersten Zeit während des Nachmittags und beim Abendbrot eine lästige Ungeduld verraten, die sie unruhig bald nach der Uhr, bald nach der Brusttasche

greifen ließ. Unter dem Vorwande, Muße zur Sammlung und zur letzten Ausfeilung zu gewähren, war darum seit kurzem die Einführung getroffen worden, daß der Vortragende sich erst pünktlich um acht Uhr beim Kränzchen einfand, worauf die Mahlzeit sofort ohne Rücksicht auf annoch Hungernde beendet und mit Rede oder Vorlesung der Anfang gemacht wurde.

Heute hielt die Reihe an dem jungen Privatdozenten für pathologische Anatomie. Er sollte schon im nächsten Semester als außerordentlicher Professor einer norddeutschen Universität angehören und sich an diesem Mittwoch mit einer Vorlesung, deren Gegenstand er vorher nicht mitgeteilt hatte, von den Kollegen und deren Damen verabschieden.

Die erwarteten gelehrten Mitteilungen wurden nach altem Brauch durch eine gründliche Betrachtung über die Persönlichkeit des Vortragenden vorbereitet. Da der pathologische Anatom durch gesellschaftliche Schrullen und seine unerschütterliche Ehelosigkeit, ferner besonders durch seine baldige Übersiedelung auch sonst Anlaß zu lebhaften Erörterungen gegeben hätte, war es nicht zu verwundern, daß er heute ganz allein die Kosten der oft stürmischen Unterhaltung trug.

Namentlich die Damen, unter denen sich auch Mütter überheiratsfähiger Töchter befanden, kamen bald darin überein, daß man an diesem ungemütlichen, ungalanten und ironischen Menschen trotz seiner wissenschaftlichen Bedeutung nicht viel verliere. Er möge in seinem Fache tüchtig sein, passe aber nicht in höhere Damengesellschaft.

Die Gründe waren nicht schnell aufgezählt. Karten spielt er so übel und Klavier so gut, daß niemand sich dabei wohl fühlen kann. Beim Tanzen verstellt er sich wohl, denn daß ein Mensch von Natur so schlecht tanze wie er, ist nicht anzunehmen. Die Kirchenrechtslehrerin beklagte sich über sein unmäßiges Essen und über seine Pietätlosigkeit, und Magnifika über seine Moralität. Als bei diesen Worten die Frau des Pro-

fessors der griechischen Archäologie mit heftiger Bewegung aufstand und die eifrig urteilende Gruppe verlassen wollte, wagte die hübsche kleine Botanikerin das entscheidende Wort, indem sie zu der Wegschreitenden sagte:

„Ich dachte immer, Sie würden Ihren Freund und Landsmann verteidigen. Geben auch Sie ihn preis?“

Die Frau des Archäologen war eine stattliche Erscheinung. Ihre gesunden Wangen verfärbten sich nicht, ihre klugen Augen senkten sich nicht, als sie jetzt stehenblieb. Mit einer halben Wendung ihres mutigen Kopfes blickte sie rasch zu ihrem Gatten hinüber, nicht eben hilfesuchend. Da er seine gründliche Beschreibung eines jüngst auf Kreta ausgegrabenen Marmorfragments nicht unterbrach, wandte sie sich wieder langsam den Damen zu.

„Ich würde unseren Freund verteidigen,“ sagte sie mit tiefer, fast männlicher Stimme, „wenn ein Fremder hier zugegen wäre. Wir sind aber unter uns, und jede von den Damen weiß, daß Sie alle unrecht haben!“

Ein trotziges Grübchen, welches sich während dieser kurzen Rede in ihre linke Wange eingedrückt hatte, glättete sich wieder. Sie winkte den Kolleginnen freundlich zu, nahm ein Buch vom Brett und setzte sich damit in den dunkelsten Winkel der Nebenstube.

Die Damen waren für wenige Sekunden verstummt. Die Hausfrau selbst (deutsche Literatur) brach das Schweigen, indem sie liebevoll und leise sagte:

„Ihr guter, armer Mann! Ein so berühmter Gelehrter, der ein so großes Haus machen könnte, und so eine Frau!“

„Er muß eine edle Natur sein, sonst könnte er sein Schicksal nicht so still und so geduldig ertragen,“ meinte die Nationalökonomin.

„Sie verdienen beide ihre Spitznamen wahrhaftig,“ rief die Tochter der vergleichenden Philologie. „Sokrates und Xanthippe!“

Das Gespräch war beinahe im Flüsterton geführt worden, nur das letzte Wort wurde scharf ausgesprochen, daß die Archäologin erraten mußte, wovon die Rede war.

Die alte Schwester des ledigen Mathematikers empfand Mitleid mit der Angegriffenen.

„Sie ist aber doch eine vortreffliche Wirtin," sagte sie, „und ihre beiden hübschen Buben erzieht sie sehr vernünftig."

„Ja, mit Schlägen zu ungezogenen Schlingeln! Zu Ladenschwengeln! Zu Turnlehrern! Zu Bauern!"

So rief alles durcheinander.

Indessen blätterte die Frau, welche ihre Freundinnen Xanthippe nannten, in dem Buche. Erst nur gedankenlos, ohne zu beachten, was für Zeichen auf dem Papiere standen, dann träumerisch die Seiten mit ihren eigenen Gedanken füllend. Sie achtete nicht einmal darauf, in welcher Sprache das Buch geschrieben war, so versenkt war sie in ihre fliegenden Erinnerungen, die sie hinein verlegte. Sie mußte sich aus der öden Gegenwart retten durch eine Rückschau über die Ereignisse, welche freilich erst in diese Gegenwart geführt hatten.

So las sie mit geschlossenen Augen in kurzen Schlagworten den Roman ihres eigenen Lebens, während ihre Finger immer nervöser ein Blatt nach dem anderen umschlugen.

Das begann traurig genug mit dem Tode einer Mutter. ‚Der Vater ist ein tüchtiger Schlosser, will aber mit seinen Kindern obenhinaus. Die kleine Malwine besucht die besten Schulen. Da — sie ist sechzehn Jahre alt — stirbt der Vater, ohne etwas zu hinterlassen. Sie muß für ihre beiden kleinen Geschwister sorgen. Der Kampf ums Brot. Endlich glückt es. Der Bruder ist auf gutem Wege, die Schwester verheiratet.

Malwine darf an sich selbst denken. Sie darf sich besinnen, ob sie dem berühmten Professor der Archäologie, der in dem Hause ihrer Schülerinnen verkehrt, ihre Hand reichen will. Er spricht so schön, er wird überall

so sehr bewundert. Sie wird seine Frau. Sie heiratet ihn nicht um seines Ruhmes willen, doch um seines Ruhmes willen hat sie ihn liebgewonnen.

Wie sie lacht, da sie zum ersten Male in seine ungeordnete Wirtschaft hineinblicken muß. Der Professor lacht nicht mit, er findet es selbstverständlich, daß das Weib ihm die Sorgen um das Niedrige, Menschliche abnimmt. Und auch sie hört auf zu lachen, da sie erfährt, daß mitunter eine Vorladung wegen unbezahlter Schulden auf eine Einladung vom Fürsten folgt. Jahrelanger Kampf gegen das Elend. Die Sorge vor einem Zusammenbruch der bürgerlichen Existenz ist verschwunden, aber die Sorge um die Zukunft ihrer Kinder steht noch immer da, schaut sie an aus jeder Seite des Buches, in welchem sie noch immer blättert, die bittere Sorge, die sie allein, mutterseelenallein zu tragen hat, mit der sie ihren Mann nicht stören darf.

Nun blickte sie auf das letzte leere Blatt und suchte darauf vergebens den glücklichen Ausgang ihrer eigenen Geschichte, als der Gruß einer schneidenden Stimme sie aufstörte. Der junge Anatom, der heute den Vortrag halten sollte, stand vor ihr. Sie reichte ihm, jetzt doch errötend, die Hand.

„Ich wollte Ihnen noch rasch Lebewohl sagen, bevor ich zum Ergötzen dieses überaus wohlerzogenen Kreises mein Pensum zum besten gebe!“

Seine Mundwinkel zuckten in nervösem Lächeln, während er sprach.

„Zum Abschied ist ja morgen noch Zeit genug,“ antwortete die Frau ruhig.

„Schwerlich. Meine Koffer sind gepackt, meine zwölf Hörer vom Abschiedstrunke sattsam beseligt. Und morgen früh, ja, nach einer Stunde, werde ich in unserer Gesellschaft so unmöglich sein, daß meiner schleunigen Abreise nichts im Wege stehen wird. Ich werde morgen nach dieser Vorlesung bei keiner Professorsgattin einen Besuch machen dürfen.“

Er sprach die letzten Worte mit scharfer Betonung und nicht ohne Schadenfreude.

Sie schaute erschreckt zu ihm auf.

„Es ist jetzt zu spät für mich, vernünftig zu werden," fuhr er fort. „In meiner Heimat werde ich's versuchen. Ich bitte Sie nur um eines: Verzeihen Sie mir, was ich heute abend in meinem Vortrage sündigen werde."

„Ich kenne Sie ja! Sie werden mir nicht wehe tun."

„Und weiter haben Sie mir nichts zu sagen?"

Er schaute mit leidenschaftlichen Blicken auf die Frau, die sich langsam erhob und ihm abermals die Hand reichte:

„Gedenken Sie unser freundlich. Und werden Sie recht bald — das ist mein Wunsch auf den Weg — entweder ein berühmter Mann oder ein guter Familienvater. Beides zusammen reimt sich wohl nie."

Damit begab sie sich mit den anderen in das Nachbarzimmer, wo sie in dem improvisierten Hörsaal mitten unter den übrigen Damen Platz nahm. Der Anatom wechselte noch rasch mit der Hausfrau ein paar Worte und trat dann festen Schrittes auf das kleine Podium, legte ein dickes Heft vor sich nieder und sagte, bevor er sich zur Vorlesung niedersetzte, folgendes:

„Meine Damen und Herren! Sie erwarten von mir sicherlich die Behandlung eines jener unappetitlichen Themen, mit welchen meine Kollegen überall Glück machen, wo das zarte Geschlecht mit seinem tiefen Verständnis der populären Wissenschaft lauscht. Da ich jedoch das Geheimnis nicht kenne, das Kranke fröhlich darzustellen, da ich überdies gern einmal die Gelegenheit benutzt hätte, von den sonst überflüssigen philologischen Studien meiner Gymnasialzeit einen ausgiebigen Gebrauch zu machen, habe ich ein mir ganz fernes Stoffgebiet für die heutige Vorlesung gewählt. Ich will Ihnen die Geschichte der berüchtigten Xanthippe erzählen, so wie sie sich im alten Griechenland wirk-

lich und wahrhaftig zugetragen hat. Die Herren Philologen und Philosophen wissen weit besser als ich, was alles von Sokrates zu berichten wäre, mag man ihn nun als den Reformator der Weltweisheit, als den unerträglichsten Sophisten oder als den bedauernswerten Mann der schlimmen Xanthippe betrachten. Dank den Bemühungen dieser Herren Kollegen ist es aber geschehen, daß die Frau des Sokrates durch das grelle Licht, das auf ihren Gatten fiel, gar zu sehr in den Schatten gestellt wurde. Ich neige nicht zu der Ansicht des greisen Geschichtschreibers der Philosophie, der da meint, Xanthippe sei nur darum zum Kinderschreck geworden, weil ihr Name mit dem seltenen Buchstaben X anfange und darum für die Fibel als Beispiel wie geschaffen sei, ich will auch keine Rettung auf Kosten der Männerwelt vornehmen; ich glaube nur, daß auch Iphigenie für uns die Bedeutung der Xanthippe gewonnen hätte, wenn sie zufällig in das Unglück geraten wäre, Frau Sokrates zu werden. Und dieweil die berufenen Kenner des Altertums durch ihre Beschäftigung mit den toten Sprachen dazu verleitet werden, alle Griechen und Römer für Sonderlinge zu halten, welche tote Sprachen redeten und tote Gebräuche übten, ich aber als roher Anatom durch mein Handwerk zu der Überzeugung gelangte, daß die entlegensten Menschen vor ihrem Tode ebenso lebendig waren, wie wir und alle unsere Zeitgenossen nach dem Tode tot sein werden, darum habe ich den Mut gewonnen, mit der ganzen Kühnheit der Unwissenheit das Leben unnahbarer Griechen zu schildern. Schließlich versichere ich Sie, daß ich alle Menschen meiner Erzählung selbst ganz genau gekannt und speziell von Frau Xanthippe den Auftrag erhalten habe, Sie bestens von ihr zu grüßen."

Und ohne sich um die verwunderten Mienen seiner Zuhörer zu bekümmern, ließ der Anatom sich auf den Stuhl nieder und begann zu lesen.

Ein dunkles Gerücht will wissen, daß der junge Pathologe seine Arbeit an jenem Mittwoch nicht zu Ende lesen durfte, daß er gegen zehn Uhr abends ungeleitet, aber vergnügt nach Hause ging, daß er am folgenden Morgen abreiste, ohne daß seine Kollegen und seine zwölf Studenten sich zum Abschied auf dem Bahnhofe eingefunden hätten. Die zwölf Studenten waren mit ihrem in der gestrigen Trennungsstunde erworbenen Kater entschuldigt, die Professoren aber sollen von ihren Frauen und Töchtern zu Hause festgehalten worden sein.

In seiner neuen Universitätsstadt angelangt, erhielt der Pathologe bald eine stattliche Anzahl der gröbsten anonymen Briefe nachgesandt; damit glaubte er die Angelegenheit erledigt.

Indessen hieß es in der süddeutschen Stadt, der scheidende Dozent habe in letzter Stunde das Weib im allgemeinen und den Professor der Archäologie insbesondere tödlich beleidigt und darauf schnell die Flucht ergriffen. Die Studenten teilten sich bereits in zwei Parteien und beschlossen, sich korpsweise der bevorstehenden großen Professorenpaukerei anzuschließen. Die Ackerbürger und Handwerker hofften, daß der unausbleibliche große Spektakel an einem Sonntage stattfinden würde, so daß man gemütlich zusehen könnte und doch in seiner Arbeit nicht gestört würde. Und die Bierhäuser blieben noch eine Stunde länger offen als gewöhnlich, so daß diejenigen Wirte, welche ihr Bier ohnehin täglich vierundzwanzig Stunden lang verzapften, nur schwer mithalten konnten.

Endlich erschien in der Bierzeitung einer Burschenschaft eine grundgelehrte Darlegung des ganzen Falles; daneben war das Porträt des Archäologen gezeichnet, einem griechischen Philosophenkopfe nicht unähnlich. Die Bierzeitung geriet in unrechte Hände, wurde an auswärtige Universitäten gesandt, verbreitete sich in Abschriften und brachte dem Zeichner der Karikatur eine Vorladung vor den Rector magnificus ein.

Der Rektor erklärte zwar, die Sache sei mit dem von ihm angestellten Verhöre aus der Welt geschafft; aber schon war der Kreis der Kollegen zu groß, die von der revolutionären Vorlesung gehört hatten. Der junge Pathologe wurde von allen Seiten gedrängt, sein Manuskript unter dem Siegel der Verschwiegenheit rasch durchlesen zu lassen und eine authentische Interpretation des symbolischen Inhalts zu geben. Um dem Schaden Einhalt zu tun, gab er endlich nach und ließ seine Arbeit zirkulieren und sogar in einer kleinen Zahl von Exemplaren für seine Kollegen drucken, nachdem er folgende Erklärung vorangestellt hatte:

„Ich erkläre hiermit öffentlich, daß ich mit den Gestalten dieses Buches keine anderen gemeint habe als diejenigen, welche darin vorkommen. Zum Beweise stelle ich fest, daß ich unmöglich daran denken konnte, irgendeinen meiner Kollegen mit Sokrates zu vergleichen."

Die folgenden Blätter möchten die unveränderte Arbeit des jungen Pathologen einem größeren Kreise mitteilen.



Xanthippe

Eine wahre Geschichte aus dem Altertum und der Gegenwart



Erstes Kapitel

Vor mehr als zweitausend Jahren lebte in Athen, der ersten Handels- und Universitätsstadt Griechenlands, Frau Aspasia, die Witwe des berühmten Staatskanzlers Perikles. Sie hatte manches Trauerjahr seit dem Tode ihres Gatten in völliger Einsamkeit in der Villa, wo er gestorben, zugebracht, hatte sich dort, bloß von Büchern und Musiknoten umgeben, mit Kunst und Literatur beschäftigt und stand nun im Begriffe, wieder ins Leben einzutreten. Trotzdem sich nur einige gichtische Herren der tollen Jugendzeit dieser Dame zu erinnern vermochten, war sie noch schön genug, um von allen Weibern der guten athenischen Gesellschaft aufs bitterste gehaßt zu werden.

Anderer Meinung waren die Herren. Es war das schönste Lob für den Charakter der Frau Aspasia, daß nicht nur die Jeunesse dorée der Stadt, sondern auch jene gichtischen Herren, die beim Anblick der stattlichen Witwe in demselben Augenblick an ihre Gicht erinnert wurden und ihr Leiden auch wieder vergaßen, mit herzlichem Wohlwollen von ihr sprachen. Und das Wohlwollen der meisten war so lebhaft, daß es draußen auf der Villa an schriftlichen, und nach der Rückkehr in die Stadt an mündlichen Heiratsanträgen nicht mangelte.

Unter den Freiern war besonders ein durch Geist und Häßlichkeit ausgezeichneter Bildhauer Namens Sokrates die Zielscheibe des Spottes. Alle Welt außer ihm wußte, daß Frau Aspasia sich über den verliebten Träumer lustig machte und seinen Verkehr nur um seiner muntern Einfälle und um der Herrschaft willen duldete, welche dieser seltsame Mensch auf den Schwarm

ihrer jüngeren Verehrer und den ganzen schöngeistigen Kreis ausübte. Ein mächtiger Zauber ging von ihm aus, der die wider Willen Gebannten freilich oft gegen ihn aufbrachte. Man blickte mit ehrlicher Bewunderung zu ihm auf, solange er gegenwärtig war, und entschädigte sich dennoch hinter seinem Rücken durch boshaften Klatsch über sein Aussehen und die Wunderlichkeiten seiner Lebensweise.

Er war ungefähr fünfzig Jahre alt und schon über der Stirne völlig kahl; dafür hingen ihm im Nacken lange braune Locken unverkürzt herunter. Sein Wuchs war ungewöhnlich klein, und da sein Bäuchlein sich gefällig rundete und sein Gang, dank den dünnen Beinen und großen Füßen, wie der tänzelnde Schritt eines plumpen Lustigmachers ausfiel, wurde er häufig mit den kleinen Nußknackern verglichen, die man Satyre nannte; und dies mochte damals, als die Satyre noch kleine Götter waren, am Ende gar schmeichelhaft klingen. Große Augen, welche in den seltenen Augenblicken starker Erregung stier hervortraten, ließen die Schönheit seiner Stirn leicht übersehen; eine kleine aufgestülpte Nase verschwand fast zwischen den feisten Backen, und ein breiter Mund war von stark aufgeworfenen, dicken Lippen gebildet.

Frau Aspasia hatte ein hübsches Kammermädchen, von welcher man erzählte, daß sie sonst jeden Athener, der orthographisch schreiben konnte und zwischen zwölf und fünfzig Jahren alt war, schon geküßt habe, nur den abschreckenden Bildhauer nicht.

Dieser Sokrates nun begab sich eines Tages, kaum daß sich Frau Aspasia in ihrer Stadtwohnung eingerichtet hatte, zu ihr. Auf dem Wege war er so zerstreut, daß er die ihm begegnenden berühmten Zeitgenossen nicht bemerkte, mit deren Namen allein ich meine Erzählung zu einer Quelle der so beliebten Bildung machen könnte. Als er dann neben der Hausfrau auf einem halbtrauerfarbenen Sofa saß, betrachtete

er erst lange Zeit seine übel gepflegten Fingernägel, faltete dann die Hände über dem Bäuchlein und sprach:

„Sie wissen längst, gnädige Frau, daß ich in Sie verliebt bin. Das ist von mir sehr unvernünftig, aber Vernunft und Liebe sind zwei Begriffe, die selbst Homeros nicht in einen Hexameter gebracht hätte. Ich wollte einmal eine Statue meißeln, welche die liebliche Aphrodite darstellte, wie sie der göttlichen Weisheit, Pallas Athene genannt, eine Maulschelle gibt. Es wäre ein symbolisches Meisterwerk geworden. Doch bleiben wir bei der Tatsache: ich bin verliebt. Um Ihnen das zu sagen, wäre ich nicht hergekommen, denn das geht Sie erstens nichts an und zweitens wissen Sie es schon; aber ich will Sie heiraten, und das mußten Sie endlich erfahren. Ich habe lange über die Einrichtung der Ehe nachgedacht und bin zu der Überzeugung gelangt, daß die übliche Ehe für beide Teile sehr lästig und störend ist; denn sie scheint mir gegen die Natur der Durchschnittsmänner, zu denen ich mich rechne. Ich würde darum mit einem guten jungen Mädchen, welches zu spät die Torheit ihres Schrittes einsähe, recht unglücklich werden. Sie aber, gnädige Frau, sind über die Jahre der Selbsttäuschung hinaus. Sie haben im Umgang mit liebenswürdigen und vornehmen Freunden, Künstlern und Königen alle Genüsse des Lebens gründlich kennen gelernt und erfreuen sich jetzt jener Müdigkeit, welche zu einer behaglichen Lebensführung gehört. Sie haben ferner in der furchtbaren Krankheit meines Freundes Perikles sich als geduldige Krankenpflegerin bewährt, auch läßt sich ein vernünftiges Wort mit Ihnen reden. Ich sehe also gar nicht ein, weshalb ich nicht Sie heiraten sollte ... Sie wundern sich gewiß, daß ich so bedächtig von einem Entschlusse spreche, zu welchem doch nur die Liebe mich getrieben hat. Ich wollte eigentlich auch mehr mich selbst, als Sie von der Klugheit dieses Schrittes überzeugen, und ich fürchte sehr, daß meine Leidenschaft mir falsche Vernunftsgründe vorgespiegelt hat. Mir

leider nur wohl, wenn ich Sie mit meinen Sinnen wahrnehmen kann: ich bin traurig, dumm, krank, wenn Sie mir fehlen. Machen Sie mich fröhlich, weise, gesund: werden Sie meine Frau."

Wenn Sie gesehen hätten, mit welcher Inbrunst die großen Augen des Bildhauers auf dem herrlichen Leibe der Frau Aspasia ruhten, wenn Sie seine tiefe, kraftvolle Stimme gehört hätten, welche alle die nüchternen Worte mit unmerklichem Beben hervorbrachte, so würden Sie begreifen, warum die Hausfrau die sonderbare Liebeserklärung nicht unterbrach. Jetzt saß sie schweratmend da und wäre am liebsten in ein höhnendes Gelächter ausgebrochen. Doch schon hatte der Bildhauer ihre Hand ergriffen, und so willenlos fühlte sie sich, daß sie vielleicht bald zur Tröstung für ihren Korb freundlich in seine Arme gesunken wäre, hätte sie ein lauter Schritt und das hastige Eintreten eines Besuchers nicht erlöst.

Der unreinlich geckenhaft gekleidete Mann entschuldigte sein unangemeldetes Erscheinen mit der überlegenen Miene eines Unersetzlichen, der solche Höflichkeiten für überflüssig hält und nur zum Beweise seiner guten Lebensart übt. Es war der Geistliche von der Herekirche, der altbekannte Lykon, der mit seinem ordentlichen Einkommen sein tägliches Brot bezahlte, seine anderen Bedürfnisse jedoch von seinem Nebenberufe bestritt. Er war Heiratsvermittler. Dem Bildhauer Sokrates rötete sich die Stirn, da er diesen Menschen vertraulich auf die schöne Frau Aspasia zugehen sah. Sie aber erhob sich lebhaft, winkte dem Geistlichen freundlich und fragend zu und lachte lustig auf, als er ihr durch ein rasches Zeichen zu antworten schien: „Die Sache ist gemacht."

Entschlossen ihre Scheu überwindend, wandte sie sich nun an ihren Freier und rief:

„Ihr Antrag, lieber Sokrates, ehrt mich trotz seiner ungewöhnlichen Form, aber Sie kommen zu spät.

Ich kann Ihnen mein Vertrauen und meine Freundschaft nicht besser beweisen, als dadurch, daß Sie zuerst die große Neuigkeit erfahren, die vielleicht schon morgen alle Salons und alle Kneipen von Athen beschäftigen wird. Ich habe mich mit dem reichen Wollhändler Lysikles verlobt. Nach Schluß des Wollmarktes ist die Hochzeit, zu der Sie freundlichst eingeladen sind. Wir müssen Freunde bleiben! Vielleicht werde ich Sie im Hause des Lysikles noch lieben lernen."

Sokrates hatte inzwischen seine Aufwallung niedergekämpft. Spöttisch lächelnd drückte er die dargebotene Hand und sagte:

„Nun könnte ich ja genau erfahren, wieviele Schafe den Wert eines schönen und geistreichen Weibes ausmachen. Der kluge Lysikles brauchte mir nur mitzuteilen, wieviele Schafe er scheren mußte, bevor er eine kluge Aspasia heiraten durfte. Doch es ist töricht von mir, ihn gering zu schätzen. Wer die Mittel erkannte, Sie zu gewinnen, der ist Ihrer wahrscheinlich würdiger als einer, der Sie falsch beurteilte. Ich will jetzt wieder meiner Wege gehen und meine Gedanken daran zu gewöhnen suchen, daß ich ledig bleiben muß; es wird viel Mühe kosten, denn ich brauchte Monate, um mich im Geiste an den Ehestand zu gewöhnen. Leben Sie wohl, gnädige Frau, und lachen Sie stets hinter meinem Rücken. Das bereitet Ihnen das gleiche Vergnügen und tut mir nicht so weh, wie wenn Sie mir ins Gesicht lachen."

Frau Aspasia wollte aber nichts vom Fortgehen hören. Sie redete so lange zu, bis Sokrates seinen Hut in die Ecke warf und sich abermals auf das Sofa niedersetzte. Dann ließ die Hausfrau sich von Lykon genau mitteilen, ob der Wollhändler alle ihre Bedingungen angenommen habe, las den Entwurf des Heiratsvertrages vor und befragte den Sokrates um seine Meinung. Als er es jedoch ablehnte, über diese Angelegenheit mitzusprechen, sagte Lykon:

„Lassen Sie ihn doch, gnädige Frau. Der philosophische Bildhauer fühlt sich zu groß, um sich mit einem erbärmlichen Heiratsvermittler abzugeben."

„Nicht doch!" antwortete Sokrates. „Sie necken mich nicht uneben mit meinem philosophischen Dilettantismus. Nun, ich gestehe, daß ich lieber ein guter Philosoph als ein schlechter Bildhauer wäre. Und kein Beruf steht dem des tüchtigen Philosophen so nahe wie der eines Heiratsvermittlers oder Kupplers. Denn unsere ganze Arbeit, wenn wir philosophieren, ist nichts anderes als ein Verkuppeln von Begriffen, die sich oft gar nicht freiwillig miteinander verbinden wollen. Auch die neuen Begriffe, welche die also verbundenen Eheleute miteinander zeugen, fehlen nicht, wobei dann — wie so oft in der Ehe — nicht die Gatten und nicht die Sprößlinge, sondern die Kuppler und die Hebeammen den sichersten Vorteil davontragen. Ich könnte mich also nur geehrt fühlen, wenn man mich mit einem Kuppler oder gar mit einer Hebeamme verglíche. Als Geistlicher stehen Sie mir recht fern, Herr Lykon, aber als Heiratsvermittler gefallen Sie mir schon viel besser."

Der Geistliche grinste verbindlich und Frau Aspasia lachte.

„Ihre Ironie, lieber Sokrates, ist leider immer ein wenig ernst zu nehmen," sagte sie rasch. „Sie müssen Lykon aber noch besser kennen lernen. Er soll auch Ihnen rasch eine Frau schaffen und zwar ohne Entgelt; Lysikles zahlt ihm ein so hohes Honorar, daß er die kleine Mühe noch zugeben kann."

Lykon wehrte ab, während Sokrates das Geheimnis von Aspasias Anmut zu erforschen suchte.

„Eine kleine Mühe nennen Sie's," rief der Geistliche, „für diesen Sokrates eine Frau zu finden? Ich wüßte keinen Athener, der schwerer zu verheiraten wäre. Was kann ich Gutes von ihm erzählen? Ist er schön? Schenken Sie ihm einen Ihrer vielen Spiegel und

fragen Sie ihn selbst. Ist er reich oder hat er nur sein Auskommen? Ein Geistlicher darf offen sein: Herr Sokrates hat zur Bildhauerei so viel Talent, wie eine Eule zum Flöteblasen. Er hat die schönsten Einfälle und kann die Werke anderer vortrefflich rezensieren. Wenn er aber selbst den Meißel zur Hand nimmt, leistet er nicht viel mehr als jeder Steinklopfer auf der Straße: er macht Marmor klein. Seine Statuen sind alle so unmodern, als wären sie tausend Jahre alt. Zum Steinmetz ist der Herr zu vornehm, zum Baumeister zu geistreich und zu verrückt. Kirchen hält er für überflüssig und bei Preisausschreibungen beteiligt er sich nicht, weil ihm immer andere Pläne in den Sinn kommen als die verlangten. Er wird es sein Lebtag zu nichts bringen, als höchstens zum Kunstkritiker. Ein trockenes Brot, solange die Künstler es ihm nicht selbst belegen! Und dazu ist Herr Sokrates wieder zu ehrlich. Also: Vermögen und Schönheit schwach. Und wie's mit seiner Liebenswürdigkeit steht, das wissen Sie, gnädigste Frau, besser als ich. Für die feinen Herren, welche einem Spaßmacher zu essen und zu trinken geben, damit er ihnen witzige Geschichten erzähle, mag er ja ein vortrefflicher Gesellschafter sein. Auch für eine Dame, die mehr Fragen stellt, als zehn Freunde beantworten können. Aber für seine eigene Frau, die einen arbeitsamen, frommen, bescheidenen, ihre kleinen Leiden mitfühlenden Gatten verlangen darf, wird dieser Herr mit seiner Bummelei, seinem Hochmut und seinen Wolkenflügen ein ganz unerträglicher Genosse sein. Unsereins versteht sich darauf!"

Sokrates schien kaum auf die Reden des Geistlichen geachtet zu haben. Jetzt wandte er sich ihm zu und sagte:

„Ich behauptete ja gleich, daß Kuppler und Philosophen ein ähnliches Gewerbe treiben. Sollte ich einmal ein Buch über die Ehe schreiben wollen, so werde ich vorher bei Ihnen in die Schule gehen. Übrigens

danke ich Ihnen für das sehr ähnliche Bild meiner Persönlichkeit. Sie haben mich von meiner Unwürdigkeit überzeugt, ich bitte Frau Aspasia um Verzeihung und gebe auch alle anderen Heiratsgedanken auf."

Davon wollte die Freundin jedoch nichts hören. Sie fing mit Lykon eifrig zu streiten an und hob einige gute Eigenschaften des Sokrates hervor: seine unerschütterliche Ruhe, seine schöne Handschrift, seine Körperkraft und was ihr sonst einfiel. Lykon lächelte dazu, als Aspasia aber seiner Eitelkeit schmeichelte und ihn den ersten Heiratsvermittler Athens nannte, der doch auch für einen Unglücksmenschen wie Sokrates eine Frau finden müßte, da schmunzelte er und schwieg so selbstzufrieden, als ob er etwas Wichtiges zu sagen hätte. Als Aspasia ihm dazu Gelegenheit gab, räusperte er sich, betrachtete den Bildhauer mit Beschützermiene und sagte:

„Um mit diesem Sonderling auszukommen, müßte seine Frau ein seltener Vogel sein. Sie müßte allein in der Welt stehen, denn sonst würden ihre vernünftigen Verwandten diese Heirat nicht zugeben. Sie müßte wohlhabend sein, denn sonst hätten sie beide nichts zu essen. Sie müßte gesund und ohne Nerven sein, denn sonst könnte sie's nicht lange mit ihm aushalten. Sie müßte klug sein, denn sonst würde er nicht mit ihr reden. Außerdem soll sie natürlich hübsch, jung, gutmütig und wohlerzogen sein. Und solch ein Geschöpf soll ich an diesen Menschen verschwenden! Es ist jammerschade! Doch ich kenne wirklich ein solches Geschöpf und will Herrn Sokrates damit beglücken. Ihnen zuliebe, gnädigste Frau, und unter einer Bedingung! Sie heißt Xanthippe und ist Waise. Ihr Vater war ein wohlhabender Offizier und fiel vor Jahren, gleich zu Beginn unseres dummen Krieges. Das Mädchen ist vortrefflich erzogen und wird das Muster einer athenischen Hausfrau werden, wenn Herr Sokrates sie nicht gar zu falsch behandelt. Eine Perle, sage ich Ihnen, ein ungeschliffener Edelstein."

„Dann wäre es sehr töricht, ihn zu schleifen," sagte Sokrates ruhig. „Der Wert ist für den Besitzer derselbe, auch wenn das Kleinod nicht in der Sonne funkelt; die Liebhaber aber werden erst durch den Glanz angezogen."

„Wollen Sie oder wollen Sie nicht?" rief der Geistliche.

„Ich muß darüber erst meinen kleinen Dämon befragen," sagte Sokrates mit ruhigem Ernst.

Lykon empfahl sich, nachdem er von Frau Aspasia noch einige Aufträge für ihren Bräutigam entgegengenommen. In der Türe wandte er sich jedoch um und rief in die Stube: „Überlegen Sie sich's nicht zu lange, Herr Sokrates! Ein junges Mädchen wie Xanthippe findet jeden Tag bessere Freier als Sie, und ich könnte mehr für sie fordern."

„Apropos," sagte Aspasia rasch, „wie lautet denn Ihre Bedingung? Ich muß das Geschäftliche abmachen, da Herr Sokrates wieder einmal geistesabwesend ist."

„Eine Kleinigkeit. Ich will die große Here haben, die in einem Winkel seines Ateliers steht."

„Sie eine Statue von Sokrates? Nachdem Sie ihn als Künstler so schlecht gemacht haben?"

„Seine Here sieht so fürchterlich altertümlich aus, daß sie bei uns als wundertätiges Bild aus der Heroenzeit zu gebrauchen sein wird." Und lachend ging Lykon fort.

Als Frau Aspasia mit Sokrates wieder allein war, betrachtete sie ihn eine Weile stumm aus koketten, halbgeschlossenen Augen. Da sie seine Stimmung von dem ruhigen Antlitz nicht abzulesen vermochte, fragte sie endlich:

„Was rät Ihnen Ihr kleiner Dämon, auf den Sie sich immer berufen, wenn Sie uns zum Besten haben wollen?"

„Das weiß ich noch nicht. Ich erfahre stets erst nachher aus meinen Handlungen, wozu der kleine Dämon

mir geraten hat. Wenn er vorher ehrlich seine Meinung sagte und mit sich streiten ließe, so wäre der Kerl, der meinen Willen bestimmt, gar nicht so dämonisch. Diesmal kann ich nur hoffen, daß er mich mit Heiratsgedanken verschont. Ich habe heute viel gelernt, liebe Aspasia, und mein Kopf behält gut. Erstens habe ich erfahren, was ich nicht vermutete, daß ich dem Wollhändler Lysikles in einem Punkte ähnlich bin; denn auch er scheint Sie für das schönste und liebenswürdigste Weib Griechenlands zu halten. Zweitens habe ich aus sicherster Quelle erfahren, was ich längst vermutete, daß ich in meiner Kunst ein elender Stümper, in meinen Verhältnissen ein Habenichts, überdies in meinem Äußern ein Weiberschreck bin. Wenn ich mein eigener Vater wäre, würde ich mich wahrscheinlich meiner schämen. Da ich aber leider ich selbst bin, so will ich schon mit mir auszukommen suchen. Ich werde den Marmor ferner nicht mehr plagen und fürchte nur, daß ich mich dann noch mehr als bisher in meine Grübeleien versenke und darum noch mehr zum Bettler und zum Weiberschreck werde. Was aber meine Liebesgedanken anbetrifft, gnädige Frau, so ist's damit vorbei. Eine zweite Aspasia gibt es, soviel ich weiß, nicht, und nur sie würde sich nach den Gesetzen des Kontrastes gut neben mir ausnehmen. Denn, wenn Sie durch irgend etwas noch schöner werden könnten, als Sie's schon sind, so wäre es nur durch eine Folie meiner Art."

Frau Aspasia nahm die Huldigungen ebenso behaglich entgegen, wie sie jetzt von einer Traube die einzelnen Beeren abrupfte und naschte. Aber sie versuchte dann ihrem Freunde Vernunft zu predigen. Der Vorschlag des Geistlichen sei wahrscheinlich sehr annehmbar und verdiene jedenfalls eine ernsthafte Prüfung.

„Die Absicht, mich zu heiraten," so schloß sie, „war gewiß eine Verirrung Ihres kleinen Dämons. Wir exotische Frauen können nur eitle Männer glücklich machen. Perikles war eitel und genial, darum bekam

er mich, als ich noch jung war. Lysikles ist eitel und dumm, darum bekommt er mich, da ich alt zu werden anfange. Sie aber, lieber Sokrates, wissen glücklicherweise gar nicht, was für ein herrlicher Mensch Sie sind, ein Mensch, der die Eitelkeit nicht kennt. Lassen Sie die exotischen Pflanzen darum ruhig in den Wintergärten der vornehmen Leute und nehmen Sie sich zum Hausgebrauch ein bescheidenes Veilchen, dort zweigt es immer und blüht so fort, wie der Dichter singt. Sie brauchen eine Frau, die für Sie kocht und die Sie zum Essen ruft, wenn Sie die Tageszeit vergessen, die Ihre Kleider flickt, wenn die Straßenjungen Ihnen nachzulaufen anfangen, und die Sie zu Bett bringt, wenn Sie nach den Sternen gucken wollen. Ich werde mir diese — wie heißt sie doch — Xanthe oder Xanthippe einmal für Sie ansehn, und wenn sie mir gefällt, so soll sie Ihre Frau werden. Kann ich sonst etwas für Sie tun, lieber Sokrates?"

„Vielleicht ist Ihr Herr Bräutigam so freundlich, mir auf Ihre Verwendung eine wollene Unterjacke zum Engrospreise abzulassen; ich werde dafür sein Freund zu werden suchen."

Und mit einer tiefen Verbeugung ging Sokrates von dannen.

Während der Bildhauer in den folgenden Tagen müßiger denn je sich auf den Promenaden, in den Theatern und in Kneipen herumtrieb und die Leute schlimmer als sonst mit seinen überraschenden Fragen und rätselhaften Antworten verblüffte, kümmerte sich Frau Aspasia lebhaft um die Interessen ihres Schützlings. Sie hatte ohnedies noch manches mit Lykon zu besprechen, bevor sie in die Veröffentlichung ihrer Verlobung mit Lysikles willigte, und sie ruhte nicht eher, als bis der Geistliche sie mit Fräulein Xanthippe bekanntgemacht hatte.

Das Mädchen, welches dem Bildhauer zugedacht war, lebte auf einem kleinen, während der Kriegsläufte

arg verwahrlosten Gütchen, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, und war dort rastlos tätig, ihr Erbe wieder in ertragsfähigen Stand zu setzen. Als Frau Aspasia sie unter dem Vorwand einer Pachtung aufsuchte, erstaunte sie über die prachtvolle Gestalt, die ebenmäßigen Züge und die klaren, klugen Augen des Mädchens, das ihr die Verhältnisse der Wirtschaft mit wenigen Worten darzustellen verstand. Erst als Xanthippe ihren Gast bis an das Hoftor zurückbegleitete, bemerkte Frau Aspasia nicht gerade mit Mißvergnügen, daß Xanthippe auf dem linken Fuß ein wenig lahmte.

Als sie des Abends lachend den Geistlichen über dieses Gebrechen befragte, rief er beinahe zornig:

„Sie soll wohl tadellos sein? Herr Sokrates kann froh sein, wenn er eine Frau, die bloß einen Fehler hat, bekommt!"

Sokrates selbst nahm den Bericht der Freundin gleichmütig entgegen, und als Aspasia auch den kleinen Schaden nicht verschwieg, erwiderte er:

„Das könnte mich fast verleiten, sie wirklich zu heiraten; sie wird ihrem Mann nicht überallhin nachlaufen können."

Trotzdem Sokrates die Frage, ob er jenes Mädchen zur Frau nehmen wolle oder nicht, stets scherzend umging, förderte Frau Aspasia doch die Angelegenheit, die ihr als ein Glück für ihren weltfremden Freund erschien. Es konnte kein Zweifel darüber sein, daß Sokrates ein Wesen brauchte, das seine irdischen Sorgen für ihn trug, während er ohne Not die Sorgen des Überirdischen auf seine Schultern lud. Wollte sie den sinnenden Bildhauer, den sie durch ihren Korb sicherlich nicht weltlicher gestimmt hatte, nicht verkommen und vielleicht zu einem Vagabunden herabsinken sehen, so mußte Aspasia ihm einen guten, praktischen Menschen an die Seite geben, der dem reinen Golde seines Empfindens das nötige gröbere Material hinzusetzte. Nur ein Eheweib war zu diesem Dienste geschaffen, und Frau

Aspasia fühlte sich fast verpflichtet, die Liebe des Bildhauers wenigstens mit einem Beweise ihrer Freundschaft zu erwidern. Und da alle Nachrichten über das Vorleben und die Verhältnisse der jungen Xanthippe günstig lauteten, so erschien ihr die Waise in der Tat als die geeignete Lebensgefährtin für den Grübler. Xanthippe war, so lauteten fast einstimmig die Berichte, ein besonnenes, pflichttreues, arbeitsames Mädchen von kühler, ernster Sinnesart. Trotzdem sie über zwanzig Jahre alt war, hatte sie noch niemals einen Geliebten gehabt, ja schien überhaupt für die Männer nichts zu empfinden. Ein ausgeprägter Ordnungssinn ließ hoffen, daß sie im Haushalte des Sokrates segensreich wirken würde.

Als Frau Aspasia in ihren Nachforschungen so weit gekommen war, beschloß sie, ihren Freund mit der ihm zugedachten Braut bekannt zu machen. Der Polterabend vor ihrer eigenen Hochzeit, die indessen mit ruhiger Sachlichkeit gefördert worden war, bot eine willkommene Gelegenheit. Zum erstenmal sollte sich wieder tout Athènes in ihren Salons zusammenfinden, und da konnte sie das Mädchen, ohne Aufsehen zu erregen, in die Gesellschaft bringen. Xanthippe fühlte sich ein wenig geschmeichelt, als die bekannteste Modedame der Hauptstadt sie zu sich einlud, sie aus dem Vorrat eines Kammermädchens anständig ankleidete und sie anwies, sich bescheiden und zwanglos die Festlichkeit mitanzusehen.

Es ging hoch her an dem Polterabend der Frau Aspasia und des Wollhändlers Lysikles. Daß keine Dame aus vornehmem Hause teilnahm, daß dafür viele Künstlerinnen von mehr als zweifelhaftem Rufe in den verwegensten Gewändern zugegen waren, das tat der Lustigkeit begreiflicherweise keinen Abbruch. Die anwesenden Herren hatten es nicht anders erwartet und fühlten sich gar wohl in diesem Kreise, in welchem das Wort nicht auf die Wagschale gelegt und selbst eine hand-

greifliche Artigkeit nicht so leicht übelgenommen wurde. Fast alle diese Herren hatten in ihrer eigenen Haushaltung des ehrbaren Philistertums genug und freuten sich, hier des Zwanges ledig zu sein. Und der Charakter der Gesellschaft sorgte dafür, daß eine gewisse Grenze wenigstens vor Mitternacht nicht überschritten wurde. Wohl waren einige Börsianer zugegen, die untereinander heimlich die Freiheit der Unterhaltung kritisierten und doch jedesmal zu weit gingen, so oft auch sie mit einer der Tänzerinnen einen Scherz versuchten; auch an reichen Großhändlern fehlte es nicht, welche die Feier damit begannen, daß sie sich betranken; ferner versuchten einige junge Adlige, mit ihren Freundinnen gleich zu Beginn frech zu werden, aber das strahlende Auge der Hausfrau hielt die Zucht doch aufrecht, und die Künstler und Gelehrten, welche die Mehrzahl in der Männerwelt bildeten, fanden genau die Höhe des fröhlichen Gesprächs, welche Frau Aspasia wünschte.

Sie war nicht zu streng. Wenn die Bildhauer und Maler ihre Kunstplaudereien dadurch etwas belebten, daß sie bald die Büste, bald den Arm, bald den Fuß oder das Knie einer der Damen zum Exempel für ihre Erklärungen wählten, wenn die Musiker dem jüngsten Gassenhauer neue Verse unterlegten, wenn die haufenweise anwesenden Schriftsteller über alles Heilige und Schöne ihre Witze rissen, wenn gar die feierlichen Professoren, Rechtsanwälte und sonstigen Sophisten irgendeine neue Theorie, Freiheit der Liebe zum Beispiel, mit glänzenden Reden verteidigten, dann leuchteten die Augen der Frau Aspasia lachend auf, wie damals, als sie die erste nackte Statue der Aphrodite für ihr Schlafzimmer bestellt hatte. Und ihr Bräutigam mußte sauersüß mitlächeln, wenn er seine schöne Braut nicht noch zwischen heute und morgen verlieren wollte.

Keinem aber von allen Anwesenden erzeigte sie so viele Beweise ihres Wohlwollens wie dem häßlichen Bildhauer Sokrates, der ziemlich spät in Alltagskleidern

erschienen war und, ohne die Hausfrau anzusehen, dem Bräutigam soviel Glück gewünscht hatte, als ihrem ersten Gatten schließlich zuteil geworden sei. Man sah ihm keinerlei Schmerz um die verlorene Aspasia an. Mit unzerstörbarem Gleichmut wandelte er im Salon umher, sprach mit den Gelehrten über ihre Wissenschaften, mit den Künstlern über ihren Beruf, mit den Tänzerinnen über den ihren, und den einen wie den anderen neckte er mit neuen Ideen, daß sie zuerst ganz verblüfft dem ruhigen Manne mit den Umsturzgedanken nachsahen, um viel später auf die Vermutung zu kommen, der Unbarmherzige habe sie am Ende gefoppt.

Eben rief der übermütige, böse Possendichter Aristophanes, der in keinem Salon und in keiner Erzählung aus jenen Tagen fehlen darf, über den halben Saal herüber:

„Warum waren Sie heute früh nicht bei der Here-Prozession, Herr Doktor?"

Sokrates schritt auf den Frager zu und sagte: „Ich setze mich lieber zu Ihnen, damit ich nicht so laut über Dinge reden muß, die ich lieber zwanzigmal unter vier Augen wiederholen, als einmal unter zwanzig Menschen aussprechen will. Ich war nicht bei der Here-Prozession, weil mir Here in keiner Beziehung imponiert. Als selbständige Göttin nämlich ist sie ja nur die Beschützerin der Ehen; da ich aber Junggeselle bin und als solcher gar kein Interesse an der Heilighaltung dieser zweifelhaften Einrichtung nehme, so kann ich auch die Rache der Here nicht fürchten. Als Gattin des obersten Gottes Zeus sollte ich sie freilich verehren. Da aber komme ich in folgende Klemme: hat Zeus wirklich, wie unsere Theologen sagen, dieses zänkische Weib zur Frau genommen, so hat er damit einen so ungöttlichen, ja selbst nach menschlichen Begriffen schwachen Verstand bewiesen, daß ich ihn unmöglich unbedingt verehren kann. Wenn ich aber einer Dame nur ihres Gatten wegen huldigen soll, dieser mir aber Mißtrauen einflößt, so laß

ich auch seine Frau links liegen, und darum war ich heute früh nicht bei der Prozession. Sie aber, mein lieber Aristophanes, sollten einen tödlichen Haß gegen diese Göttin empfinden. Denn wenn es in allen Ehen nach dem Willen der Here zuginge, dann könnten die Possendichter verhungern, und die Weiber würden an die Reihe kommen, über uns Witze zu machen."

„Für solche Blasphemien sollten Sie eigentlich hingerichtet werden!" rief Aristophanes lachend.

„Das ist wohl möglich," antwortete Sokrates, „würde aber an der Frage, ob ich recht habe oder nicht, nichts Wesentliches ändern."

In diesem Augenblicke hörte man aus dem Nebenzimmer einen leichten Aufschrei. Man eilte hin und traf auf den jungen, bildschönen, von allen Künstlerinnen vergötterten Neffen des verstorbenen Kanzlers, den wilden Alkibiades, der zuerst vor Zorn fast weinend, dann in gewaltsam wiedergewonnener frivoler Weise von seiner Tante Aspasia Genugtuung verlangte. Die brennend rote linke Wange, auf der sogar noch zwei kräftige Finger abgezeichnet waren, erklärte deutlich, wofür er Buße forderte. Ein junges Mädchen, das wie eine Dienerin gekleidet sei, und dem er trotz seiner hohen Geburt die Ehre erwiesen habe, sie in ihrem Winkel zu bemerken, habe ihm diese Schmach angetan. Aspasia solle sie auf der Stelle aus dem Dienste jagen, vielleicht werde Alkibiades dann großmütig sehen, ob er verzeihen und in seinem Hause eine bessere Stellung für die alberne Gans finden könne.

Sokrates trat beschwichtigend vor.

„Warum haben Sie das Mädchen nicht wieder geschlagen?" fragte er teilnahmvoll.

„So was kann nur mein Meister fragen! Als ob ein Mann sich an einem schwachen Weibe vergreifen dürfte!"

„Warum soll denn ein Mann nicht mit einer Frau raufen können? Sie haben doch beide Fäuste?"

„Weil — weil man sich um der Ehre willen schlägt und bei einer Frau keine Ehre zu holen ist."

„Nun, dann denke ich, ist von einer Frau auch keine Schmach zu holen; denn die beiden fließen aus demselben Faß. Doch will es mir scheinen, als ob jenes Mädchen selbst wohl auf Ehre halte, da sie die ihre offenbar gegen unseren unwiderstehlichen Alkibiades verteidigen wollte. Wenn aber Ehre bei ihr zu holen ist, und sie dabei so wenig schwach ist, wie ihr Wappen auf dieser Wange vermuten läßt, so wäre ein Zweikampf mit ihr vielleicht nicht minder vernünftig, wie ein Zweikampf mit einem Manne."

„Tun Sie mit ihr, was Sie wollen," rief Alkibiades, „heiraten Sie sie meinetwegen. Ohnehin hatte ich mich bei oberflächlicher Betrachtung geirrt: die Hexe hinkt ja." Und lachend wandte sich der Junker wieder der Hausfrau zu und begab sich mit ihr in die Haupthalle zurück.

Im Nebenzimmer redete alles auf Xanthippe ein. Ob sie denn nicht wisse, wer der Herr sei, der sie ausgezeichnet hatte? Der seit seiner Kindheit das Löwenjunge hieß. Der Neffe des großen Perikles. Der verwöhnte Frauenjäger, Frauensammler und Frauenkenner. Der Freigeist, der schon zu zwanzig Jahren an der Spitze der Kolonialtruppen stand und dann plötzlich wegen einer Gotteslästerung abgesetzt und verbannt wurde. Nein, wegen einer Biermimik, in welcher die Mysterien verspottet worden waren. Nein, wegen eines groben Unfugs, im Rausche an Heiligenbildern begangen. Ob sie denn den elegantesten Gardekürassier von Athen nicht gekannt habe? Den Schwerenöter, der als Flüchtling und als Gast des Spartanerkönigs einmal im Bette der Spartanerkönigin gefunden wurde? Der jetzt wieder in Athen den guten Ton angebe, als ob er der König von Allgriechenland wäre? Schon fünfunddreißig Jahre alt und immer noch so ein Windhund wie zur Zeit seiner ersten Jugendstreiche.

Nichts von alledem schien auf Xanthippe irgendwelchen Eindruck zu machen. Sie erzählte einfach, wie der kecke Mann sie erst frech angestarrt, dann noch frecher mit den Augen gegrüßt und sie endlich mit der rechten Hand tief um den nackten Hals gefaßt habe. Da sei ihre Antwort aber rasch und kräftig gekommen.

Die Frauenzimmer lachten um so lieber über die beinahe bäurische Redeweise der ländlichen Unschuld, als sie mit einigem Neide den Busen, der den Alkibiades gereizt hatte, wirklich bewundern mußten. Besonders die lange Thargelia, die in ihrer Jugend durch Studium der Philosophie noch die wenigen Männer bestochen hatte, die ihre Schönheit nicht reizen konnte, und die nun im Alter eine geistreiche Betschwester geworden war, belustigte die ganze Umgebung durch ihre geheuchelte Entrüstung.

„Diese jungen Adligen glauben sich alles erlauben zu dürfen. Der Vater dieses Alkibiades war gegen mich noch weit ungezogener, als der Sohn gegen Sie. Freilich ließ ich's mir immer eher gefallen, wenn er mich selbst belästigte, als wenn er meine Kleider berührte. Denn ‚die Scham steckt in den Kleidern' pflegte die heilige Theano zu sagen."

Errötend und verwirrt blickte Xanthippe um sich. Da trat Sokrates schalkhaft drohend auf die lange Thargelia zu.

„Sie vergessen, Liebste," sagte er, „daß Theano von dem Verhältnis zwischen Ehegatten sprach und nur so viel meinte, daß die Gattin mit ihren Gewändern auch immer wieder die jungfräuliche Scham anziehen müsse. Da Sie aber gerade von der Scham gesprochen haben, möchte ich mich von Ihnen gerne über das Wesen dieses unter unseren Damen immer selteneren Zustandes unterrichten lassen. Haben Sie ein so treues Gedächtnis, daß Sie mir etwas über ihre Erscheinungen erzählen können?"

Lachend und scheltend zogen sich die Frauenzimmer zurück, und der Bildhauer blieb mit der Gegnerin des Alkibiades allein.

„Darf ich neben Ihnen Platz nehmen?“ begann er. „Sie müssen mir erklären, aus was für einem Gefühl Ihre Leidenschaft entstand, der mein leichtsinniger junger Freund seinen Backenstreich verdankt. War es vielleicht neidische Entrüstung darüber, daß er Sie durch sein Benehmen geringer zu achten schien als die reicher gekleideten Damen der Gesellschaft? Oder war es ein heftiger Zorn über eine Galanterie, die Sie zu wenig gewöhnt sind, um sie nach Gebühr zu würdigen?“

„Darüber nachzudenken hatte ich keine Zeit,“ antwortete das Mädchen, „auch wäre ich wohl zum Überlegen zu dumm. Er war keck, darum schlug ich ihn. Das ist bei uns auf dem Lande nicht anders Sitte.“

„Wenn Sie aber in diesem Salon der tonangebenden Frau der Hauptstadt eine angesehene Rolle spielen wollen, wie Sie dieselbe durch Ihr Äußeres wahrhaftig beanspruchen dürften, so müssen Sie sich nach diesen Damen richten. Wer auf diesem Boden sein Glück machen will, darf den jungen Herren nicht gleich bei der ersten Begegnung Maulschellen verabreichen. Ein wenig Zurückhaltung, ja hie und da eine lustige Grobheit, das lassen sie sich gerne gefallen und finden wohl gar eine so spröde Schöne noch begehrenswerter. Aber eine gewisse weibliche Schwäche muß sie stets ihren endlichen Sieg erhoffen lassen, sonst fallen sie ab und gehen ein Haus weiter. Wenn Sie aber von Natur so ungebärdig sind, daß Sie den Männern gegenüber Zorn und Sehnsucht nicht nach Belieben heucheln können, dann werden Sie es nicht weit bringen. Das glaube ich aus meiner Beobachtung der erfolgreichsten Damen dieser Gesellschaft gelernt zu haben.“

„Worin sind diese Damen erfolgreich?“ fragte das Mädchen mit einem staunenden Blick ihrer großen Augen.

Sokrates, der so leicht nicht verlegen wurde, maß die Gestalt seiner Nachbarin lange verwundert, bevor er antworten konnte. Dann sagte er:

„Wie sind Sie denn hierher gekommen, wenn Sie die Hauptabsicht dieser Damen nicht kennen?"

Das Mädchen erzählte, sie heiße Xanthippe; Frau Aspasia wolle ihr Gütchen pachten und habe sie, um ihr eine Freude zu machen, hierher gebracht. Aber die Freude sei sehr klein. Es komme ihr zum Ersticken heiß vor in diesen Räumen, und alle Leute seien viel zu höflich miteinander, als daß sie nicht alle miteinander lügen sollten. Sie jedoch könne nicht lügen und darum werde sie jetzt ihr Tuch umnehmen und nach Hause laufen. Schlimmeres, als wie hier von einem Betrunkenen angefallen zu werden, könne ihr am Ende auf der Landstraße auch nicht begegnen.

Sokrates schwieg eine Weile, dann sagte er nachdenklich:

„Da passen wir ja ganz vortrefflich zueinander, liebe Xanthippe. Auch ich fühle mich recht fremd in dieser Gesellschaft, weil jeder und jede etwas anderes sein und etwas anderes zu sein scheinen will, ich aber die Wahrheit, die ich suche, in allen diesen Verkleidungen nicht herauszufinden vermag. Ich kenne kein größeres Vergnügen, als die Wahrheit zu suchen. Da ich die Wahrheit aber bisher ebensowenig gefunden habe wie ein anderer, da ich also gar nicht wissen kann, ob die Wahrheit etwas Angenehmes oder Unangenehmes ist, da mir das Suchen nach ihr trotzdem die größte Freude gewährt, so muß wohl im Suchen allein der Zauber stecken. Das Suchen an sich aber ist eine lästige Mühe, die erst durch die Liebe der Wahrheit, die mich zum Suchen treibt, gemildert wird. Wenn Sie nun auch nicht gerade im Suchen der Wahrheit Ihr Glück finden, so müssen Sie die Wahrheit doch lieben, um die Lüge so sehr zu hassen. Wir passen also wirklich ganz gut zueinander, da wir uns in derselben Liebe vereinigen. Wollen Sie meine Frau werden?"

So ernsthaft Sokrates das auch gesprochen hatte, Xanthippe blickte doch lachend auf seine ungeschickte Gestalt herab und rief:

„Zum Heiraten gehört nicht, daß zwei dasselbe lieben, sondern, wie ich mir habe sagen lassen, daß jedes das andere liebt. Und jetzt lassen Sie mich gehen, bester Herr, denn Sie rücken mir ebenso nahe, wie Ihr hübscher junger Freund vorhin. Nur daß Sie es feiner anstellen."

Damit entschlüpfte sie.

Als Sokrates in den großen Saal zurückkehren wollte, stieß er auf die Hausfrau, welche eben erst den verwöhnten Neffen vollends besänftigt hatte und nun dem Störenfried ihre Meinung sagen wollte. Sie fragte den Bildhauer nach dem Mädchen, welches den Skandal erregt hatte.

„Wenn Sie die hübsche Xanthippe meinen, gnädige Frau, so erlaube ich mir die Bemerkung, daß sie mir braver und ehrlicher zu sein scheint als die meisten Ihrer anderen Freundinnen. Sie will eben nach Hause laufen."

Aspasia hemmte ihren Schritt und überlegte. Dann bat sie den Bildhauer, sie zu begleiten und mit ihr den Flüchtling zurückzuhalten.

Sie holten Xanthippe in dem Hausflur ein, wo das Mädchen das Umschlagetuch eben um Kopf und Schultern geworfen hatte und sich anschickte, davonzugehen.

Aspasia trat ihr in den Weg und rief:

„Nun sollen Sie auf der Stelle erfahren, daß ich Sie in guter Absicht in mein Haus geladen habe. Dies hier ist mein Freund, der Bildhauer Sokrates, der jetzt schon in ganz Athen berühmt ist. Dieser Mann wird Sie zur Frau nehmen."

Xanthippe mußte die frühere Werbung des Bildhauers für einen Scherz gehalten haben. Denn jetzt, da sie seinen Blick fragend auf sich gerichtet sah, durchzuckte sie ein ungekanntes Gefühl der Bangigkeit. Es fröstelte sie bei dem Gedanken, daß sie das Weib dieses kleinen, dicken Männchens werden sollte. Und doch besaß sie nicht die Kraft, „Nein" zu sagen. Sie fühlte zum ersten Male seit dem Tode ihres Vaters den Schrecken

des Alleinseins, und ängstlich, beinahe bittend flüsterte sie Aspasia zu:

„Ich bin eine Waise!"

„Eben deshalb müssen Sie sich allein entscheiden," antwortete Aspasia hart. Dann bat sie den Bildhauer, ihr morgen Bescheid zu bringen, ließ die beiden stehen und kehrte zu ihrer Gesellschaft zurück.

Sokrates erbot sich, das Mädchen nach Hause zu geleiten. Im Gehen plaudere es sich leichter, und da Xanthippe vielleicht doch binnen kurzem seine Frau werden könne, wolle er sie auch heute schon nicht unbeschützt gehen lassen.

Sie waren schon eine ganze Strecke vom Hause entfernt, als Xanthippe bemerkte, Sokrates habe das Haus ohne Hut und Mantel verlassen.

Dies Zeichen solle ihr ein Bild seines ganzen Wesens sein, antwortete fröhlich der Bildhauer. Er vertrage Wind und Wetter, sei gesund an Leib und Seele und kümmere sich nicht um die kleinen Unbequemlichkeiten des Lebens. Er werde also im Verkehr ein bescheidener und geduldiger Gatte sein. In allen Fragen, die vernünftigen Menschen überaus wichtig scheinen, sei er unpraktisch, müsse zu den selbstverständlichsten Dingen erst angehalten werden, sei zerstreut, grüblerisch und nur im Nachdenken von anhaltendem Fleiße.

Und nun entwarf er von sich selber ein Bild, zu welchem er die Skizze ohne Schüchternheit den Enthüllungen des Heiratsvermittlers entnahm. Als sie vor Xanthippes Hof angelangt waren, hatte Sokrates seine Selbstschilderung noch immer nicht beendet.

Die Tränen traten ihr in die Augen, als sie bedachte daß man sie einem so entsetzlichen Manne vermählen wollte. Und doch faßte sie zu ihm, der so vortrefflich redete, eine scheue Hochachtung. Wie gut mußte es die Frau eines so weisen und ehrlichen Mannes haben! Sie sagte ihm „gute Nacht", ohne auf seine Werbung zu antworten.

Sokrates maß den Weg zwischen der Stadt und dem Landgute zweimal hin und zurück, ohne bezüglich der Eheschließung zu einem Entschlusse zu kommen. Der Morgen überraschte ihn auf der Landstraße. Da ging er heim und murmelte vor sich hin.

Was er murmelte, war gut Altgriechisch. Wenn ich ein neumodischer Dichter wäre, so würde ich seinen Monolog wörtlich übersetzen und es Ihnen überlassen, sich mit Hilfe eines Reallexikons oder unseres verehrten Archäologen die unverstandenen Worte und die an die Worte gebundene Stimmung zu erklären. Weil es mir jedoch mehr um den Lebenslauf eines armen Menschenkindes zu tun ist, als um die Tracht und die Redensarten seiner Zeit, darum will ich, was Sokrates zu sich selber sprach, mit etwas größerer Freiheit in wirklichem Deutsch berichten.

Sokrates murmelte also ungefähr folgendes:

„Wir Männer lernen die Frauen nie aus, und selbst unsere verrücktesten Lyriker, die ohne Weiber nicht atmen können, sind darüber uneins, ob man heiraten solle oder nicht. Im besten Falle ist die Ehe ein Spiel mit ungefälschten Würfeln. Nachdenken hilft da nichts, das Los muß entscheiden. Da wäre es das beste, wenn ich es an den Knöpfen abzählen könnte, ob ich heirate oder nicht. Nun habe ich aber keine Knöpfe an meinem Mantel, den ich vergessen habe, und wenn ich welche hätte, wären sie abgerissen. Hätte ich aber eine Frau, so hätte ich auch die eventuellen Knöpfe nicht abgerissen, hätte übrigens den Mantel kaum vergessen, könnte also die Frage entscheiden, ob ich heirate oder nicht. Folglich ist es ratsam, eine Frau zu nehmen."

Zweites Kapitel

Ich hatte an dieser Stelle die Hochzeitsfeierlichkeiten der Aspasia mit dem größten Aufwande von Sammelfleiß und Phantasie beschrieben und fünf Bogen meiner Handschrift damit gefüllt. Nun ziehe ich's aber dennoch vor, die ganze Stelle zu überschlagen. Die Mode, Gestalten aus alter Zeit in echten Gewändern vorzuführen und die Umgebung bis auf die geheimsten Kammergerätschaften genau nach den Ergebnissen der augenblicklichen Wissenschaft zu beschreiben, hat aus den betreffenden Dichtungen traurige Maskeraden gemacht, bei denen ehrliche Leibziger und Dräsener, als Römer und Griechen verkleidet, mit unmännlicher Stimme ihre Ballgespräche führen, die regelmäßig mit dem geistreichen „Maske, ich kenne dich!" schließen.

Ich möchte es gern mit der Sitte alter Dichter halten, welche lieber die neuauflebenden Helden und Heldenweiber in die Kleider ihrer Gegenwart steckten und vielleicht hie und da dazu beitrugen, daß ein aufmerksamer Hörer zu sich selber sprach: „Ich erkenne mich selbst."

Aus diesem Grunde kann es Ihnen ganz gleichgültig sein, ob Aspasia bei ihrer Hochzeit Myrthen oder Orangenblüten trug. Für gewiß ist nur überliefert, daß die Feier des Vorabends sich, ungestört durch den Vorfall mit Alkibiades, sehr tief in den Hochzeitstag hinein erstreckte, und daß Frau Aspasia infolgedessen nicht einmal Zeit hatte, zum Feste das symbolische weiße Kleid anzulegen.

In der Nacht, welche auf den Polterabend folgte, schwur Xanthippe unter heißen Tränen sich selber zu, niemals die Frau des seltsamen Bildhauers zu werden. Vier Wochen später war sie dennoch seine Braut.

Das Mädchen konnte das Gefühl des Grauens nicht überwinden, der Mann überlegte ohne rechte Entschlossenheit das Für und Wider: die Freundin Aspasia aber war nicht müßig und schilderte dem Sokrates so beredt die Vorteile des Ehestandes im allgemeinen und die Vorzüge der Xanthippe im besonderen, sprach zu dieser mit so schwärmerischer Verehrung von der Bedeutung, dem künftigen Ruhm und der Hilfsbedürftigkeit des Sokrates, daß sie das Jawort jedes Teils entgegengenommen hatte, bevor die Brautleute eigentlich mit sich völlig im reinen waren.

So wurde denn bald darauf auch diese Hochzeit einfach, aber fröhlich auf der Villa der Frau Aspasia gefeiert. Herr Lysikles sprach einen allerliebsten Toast, den seine Gattin gedichtet hatte. Erst gegen den Schluß hin, da der Wollhändler sich eine treue Schwester des jungen Paares nannte — Aspasia hatte in einem Augenblick der Flüchtigkeit vergessen, daß ihr Gatte die Worte sprechen mußte — ging die Rührung in angemessene Heiterkeit über. Und dabei blieb es, als die jungen Anhänger des Sokrates eine tolle Pantomime aufführten, in welcher die Macht des Eros sinnig dargestellt wurde. Eros wurde nämlich von einem kräftigen Landmädchen, welches aller Welt Ohrfeigen austeilte, mit Heiratsanträgen verfolgt; um sie abzuschrecken, setzte sich der schöne Gott den Kopf einer Nachteule auf und glotzte mit unförmlichen Augen nach allen irdischen und himmlischen Dingen, nur nicht nach dem Mädchen. Dieses tat anfangs erschrocken, deutete aber sodann durch die verliebtesten Stellungen an, daß es den Allsieger im Kampfe auch hinter seinem häßlichen Kleid erkenne. Da warf Eros die Uhuhülle ab und stand in der Maske des Sokrates da. Das Mädchen verdoppelte die zap-

pelnden Andeutungen seiner zärtlichen Gefühle. Da schleuderte der Gott auch diese Verkleidung von sich und man erblickte den lachenden Alkibiades.

Das Fest schloß mit einem kleinen Gelage, bei welchem Sokrates die Genossen ebenso ruhig und behaglich im Trinken wie im Reden besiegte. Xanthippe, welche nur ein Glas süßen Weins getrunken hatte, hörte zum ersten Male mit staunender Bewunderung, welche Gewalt ihr Gatte durch Kühnheit des Urteils und Feinheit der Ermahnung auf alle Welt ausübte. Sie empfand es denn doch mit begreiflichem Stolze, daß ihre Hochzeit in dem Hause der großen Athenerin gefeiert wurde, und daß der klügste Mann dieses erlesenen Kreises von nun ab ihr Gatte sein sollte.

Sie nahm sich feierlich vor, diesen Mann, den ganz Athen als einen Weisen verehrte, unbedingt als ihren Herrn anzuerkennen und sich wie ein gutes Weib in seine Launen, falls er wirklich welche haben sollte, zu schicken. Daß er nicht schön war, das überwand sie leicht; hatte sie doch niemals nach hübschen jungen Leuten ausgeblickt. Und Sokrates war gar nicht häßlich zu nennen, wenn er sprach, so wie er eben jetzt der Tischgesellschaft das Wesen der Liebe zu erklären suchte, und den Alkibiades damit aufzog, daß sein Eros vor irgendeinem Weibe geflüchtet war. Wie des Bildhauers Augen vor Klugheit, Schalkheit und Wohlwollen funkelten! Jede leichte Dirne hätte sich während solcher Stunden in den Gatten der Xanthippe verlieben müssen.

Es war Zeit, an den Heimgang zu denken. Sokrates erhob sich ruhig und reichte seinem Weibe die Hand. Aspasia flüsterte der jungen Frau etwas ins Ohr, Lysikles hoffte den Sokrates und seine bessere Hälfte nach wie vor recht oft im Salon der Frau Aspasia begrüßen zu können. Dann ging man heim; die jungen Genossen folgten in weinseliger Stimmung.

Anfangs schritten die Neuvermählten stumm voran und lauschten mit verschiedenen Gefühlen den über-

mütigen Liedern ihrer Begleiter. Sokrates wandte sich endlich, ließ langsam Xanthippes Arm los und warf eine Bemerkung über die Wirkung des Weines hin. Einer aus der Schar antwortete keck und unüberlegt, Sokrates benützte den Fehler nach seiner Art, um eine Belehrung anzuknüpfen, und so hatte sich bald zwischen den Männern eine laut geführte Unterhaltung entsponnen, in welcher Sokrates leicht den Faden behielt und seiner Idee zustrebte: wie nur derjenige viel trinken darf, der's auch verträgt, so soll auch nur der Künstler, der Dichter, der Staatsmann sich die höchsten Aufgaben stellen, der imstande ist, das im Sturme der Begeisterung Empfangene mit nüchterner Ausdauer zu Ende zu führen. Plaudernd geriet Sokrates so allmählich mitten unter seine Genossen, während Xanthippe gesenkten Hauptes einige Schritte voranhinkte.

Als sie bei dem Häuschen des Bildhauers angekommen waren, blieb sie zögernd stehen und wandte sich in flehender Haltung nach ihrem Manne um. Nur Alkibiades hatte ein Auge für sie und sah jetzt, daß ihre Wangen von Tränen feucht waren.

„Meister," sagte er zu Sokrates, „Ihre Frau wartet."

Da schaute Sokrates lächelnd auf, winkte, sprach dann den angefangenen Satz zu Ende und betrat mit seiner jungen Frau die schmucklose Wohnung.

Draußen stimmten die jungen Leute ein Lied an, das an Zügellosigkeit alle bisherigen übertraf. Alkibiades aber biß sich auf die Lippen und ging stumm seiner Wege.

Als Xanthippe am andern Morgen erwachte, war sie zu ihrem Erstaunen allein und konnte ungestört damit beginnen, in ihrer neuen Wirtschaft Umschau zu halten.

Da sah's entsetzlich genug aus. Kein ganzer Stuhl in der Stube, kein heiler Topf in der Küche, kein tadelloses Stück im Wäscheschrank, kein Geldstück in der Tischlade.

Da war es ein Glück, daß sie die gute Einrichtung ihres Gütchens nicht mitverpachtet hatte. Noch heute

mußte sie hinausfahren und herüberschaffen, was in das neue Leben paßte.

Und fröhlich begann sie die Übersiedlung ihrer kleinen fahrenden Habe. Viele Wochen lang gab es ununterbrochen zu tun; Xanthippe selbst und ihre Magd mußten von früh bis abends schaffen, scheuern, schleppen, ordnen, mußten allen Zunftleuten ins Handwerk pfuschen, mußten fegen und kehren, putzen und malen, bevor die kleine Wohnung: das Wohnzimmer, das Schlafzimmer und die Küche zur Zufriedenheit der Hausfrau blinkte und blankte.

Ein kleiner Verdruß war es jedesmal für die rastlose junge Frau, wenn Sokrates, der täglich mit dem frühesten Morgen das Haus verließ, des Abends zurückkehrte, ohne den unaufhörlichen Veränderungen und Verschönerungen einen Blick des Beifalls zu gönnen. Als sie ihn einmal fast gewaltsam in die Küche schleppte und ihm dort mit frohen Augen eine glänzende Reihe kupferner Gefäße wies, meinte er nur trocken:

„Grünspan ist unter den Giften eines der unangenehmsten, denn er bereitet abscheuliche Schmerzen und tötet nicht einmal immer, was doch eine kleine Entschädigung für die Schmerzen wäre."

„Das Kupfer ist zum Staat da, nicht zum Kochen!" rief Xanthippe ärgerlich.

„So, so, zum Staat. Sage mir mal, liebe Xanthippe, ist die Küche ein Museum oder eine Kirche, daß ihr Inhalt für die Augen schön sein müßte? Ich denke doch, das Schöne ist im Museum schön, weil es dort nützlich ist. In der Küche aber scheint mir das Nützlichste das Schönste zu sein."

„Du sollst mir ja auch nur sagen, daß du dich über die schöne neue Einrichtung freust!"

„Ich freue mich aber gar nicht," entgegnete Sokrates sachlich.

Xanthippe wurde in der ersten Zeit durch solche Worte tief verstimmt, bald aber gewöhnte sie sich an

die Eigenheit ihres Mannes, unter allen Umständen ernstlich und wahrhaft zu antworten, selbst dann, wenn man von ihm nur eine freundliche Höflichkeit verlangte. Tagsüber ließ er sie in ihrer Wirtschaft schalten und walten und Abends führte er vor dem Schlafengehen immer anregende und belehrende Gespräche, die sie zwar während der Unterhaltung häufig reizten und ärgerten, weil der Mann immer Recht behielt und diese Rechthaberei mit logischer Schonungslosigkeit und doch geduldig bis in die letzten Winkel ihrer Gedanken verfolgte — es gab aber das immer für den andern Tag Stoff zum Nachdenken oder zum Durchsprechen mit der Magd, wobei dann die Hausfrau die Rolle der Lehrerin und die verwunderte Magd die der Schülerin spielte. Xanthippe fühlte wohl, wie sie im Umgang mit ihrem Gatten mancherlei Kenntnisse gewann, die ihr dann und wann, wenn sie ängstlich an einer Abendgesellschaft Aspasias teilnahm, recht angenehm waren. Denn konnte sie schon den leichten Ton des Hauses nicht treffen, so wollte sie sich doch bemühen, zu dem ernsteren Stoffe der Unterhaltung ihr Scherflein beitragen zu können.

So fügte sie sich bald in die ungewohnte Form, welche die geistige Überlegenheit ihres Mannes ihr gegenüber annahm; sie empfand vor seiner nicht völlig verstandenen Hoheit eine fast religiöse Scheu und glaubte, alles wohl überlegt, ein glückliches Los getroffen zu haben.

Nur die praktische Volkswirtschaft, wie er sie in seinem Hause übte, wollte ihr nicht zusagen.

Als ein halbes Jahr vergangen war, ohne daß Sokrates jemals einen Pfennig zur Bestreitung des Haushaltes beigetragen hatte, verwunderte sich die ordentliche Frau eines Tages plötzlich über eine Weinrechnung, welche ihr ins Haus geschickt wurde, und fragte ihn noch an demselben Abend, wie das eigentlich zugehe, und ob er denn seinen ganzen Verdienst als Taschengeld verwende, oder ob er das Geld vielleicht in einer Bank angelegt habe.

Sokrates hörte lächelnd den Fragen zu und erzählte sodann, daß er seit vielen Monaten keinen Groschen eingenommen habe. Die Baulust und mit ihr das Bedürfnis nach Bildhauerarbeiten habe zwischen den Schlachten seit dem Tode des Perikles in entsetzlicher Weise nachgelassen; was überhaupt noch bestellt werde, das falle natürlich den berühmten und tüchtigen Meistern zu, ein so unbedeutender Dilettant, wie er, habe kein Recht, sich zu beklagen. Er habe ihr ja vor der Eheschließung seine Talentlosigkeit ehrlich eingestanden, und da sie von ihrem Gütchen eine für sie beide genügende Pachtsumme beziehe, so sei es völlig gleichgültig, ob er Arbeit habe oder nicht.

Xanthippe wußte eine lange Weile nicht, ob sie diese Reden für Scherz oder für Ernst halten solle. Sie war ja nahe daran gewesen, ihren Mann trotz seiner Wunderlichkeiten für einen der klügsten Menschen zu halten und sie hatte sich vorgenommen, ihm manches zugute zu halten. Als sie aber jetzt endlich merkte, wie gleichgültig diesem Mann just solche Dinge waren, die sie gewohnt war, als die wichtigsten Lebensfragen anzusehen, da überschlich sie wieder jener Schauder, den sie verspürt hatte, als Sokrates um sie geworben.

War er wirklich, wie er oft im Scherze vorgab, von einem Dämon besessen, daß er sich von den Pflichten jedes anständigen Menschen losgelöst glaubte? Für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten war ja die Aufgabe von jedermann! Wodurch unterschieden sich denn die leichtlebenden Götter von den Menschen, als eben durch ihre Muße? Und unter den sterblichen waren es doch seither nur die Diebe und die Bettler, die faulenzen konnten, ohne sich zu schämen! War Sokrates ein Lump oder ein Gott? Ein Gott? Man brauchte ja das dickbäuchige, häßliche Männchen nur anzusehn, um den Gedanken als Blasphemie von sich zu weisen. Und ein Lump? Es wär' entsetzlich zu denken, daß der angetraute Gemahl der braven Xanthippe, der Tochter

ehrenhafter Leute, ein Lump sein sollte, aber es schien fast so.

Wo brachte denn dieser Müßiggänger die langen Tage zu, wenn nicht in seiner Werkstatt draußen vor dem neuen Tore? Sie fragte ihn ungeduldig danach, aber Sokrates antwortete:

„Wie ich deiner Stimme anhöre, willst du streiten. Zum Streiten über Begriffe bin ich aufgelegt, dazu darfst du mich mitten in der Nacht aufwecken. Wenn du aber über mein Recht der Selbstbestimmung streiten willst, so mußt du mit dir selber streiten. Denn bei Debatten über Mein und Dein geht's ohne Heftigkeit nicht ab; ich aber habe endlich vergessen, wie man heftig werden kann, und werde es schwerlich wieder lernen, wenn nicht etwa von dir, liebe Xanthippe."

Und damit legte sich Sokrates zu Ruhe und hörte nach wenigen Minuten nichts mehr von der gutgemeinten, aber recht eindringlichen Gardinenpredigt seiner Frau.

Xanthippe brachte diese Nacht schlaflos zu. Sorgen um die Zukunft bedrückten sie, und sie nahm sich vor, mit aller erdenklichen Geduld und Freundlichkeit den Mann zu einem verständigeren Leben zu überreden.

An den folgenden Abenden, so oft Sokrates nach seiner unerklärlichen Abwesenheit von zwölf Stunden fröhlich in sein behagliches Haus zurückkehrte, stellte sie mit schlauer Berechnung neugierige Fragen an ihn; mit wem er tagsüber gesprochen, was er gesehen und erlebt habe, und da Sokrates auf freundliche Fragen stets ohne Rückhalt antwortete, erfuhr sie allmählich den ganzen schlimmen Sachverhalt.

Es ließ sich nicht leugnen, Sokrates war ein ganz abscheulicher Bummler geworden, seitdem die kräftigen Worte des Heiratsvermittlers und sein eigenes Nachdenken ihn zur Überzeugung seiner künstlerischen Unfähigkeit gebracht hatten. Sein erster Gang des Morgens führte ihn auf den Markt, wo er sich, ohne jemals auch nur eine Zwiebel zu kaufen, nach den Preisen aller

Waren erkundigte und im Laufe der Unterhaltung bald die Art des Anbaues einer seltenen Frucht, bald die Eigentümlichkeiten eines Jagdtieres, bald auch nur die technischen Ausdrücke der Verkäufer kennen lernte. Unter den Dienern und Mädchen, welche hier für das Mittagessen ihrer Herrschaften sorgten, hatte er viele Bekannte, die ihn zwar alle auslachten, immer jedoch seinen Rat erbaten, wenn sie durch eigene Schuld in Not oder Angst geraten waren. Häufig gelang es dem Allerweltsfreund, Streitigkeiten unter diesen Leuten zu schlichten oder die ihm befreundeten Herren mit ihren Dienern zu versöhnen. Damit war gewöhnlich der halbe Vormittag vergangen, und Sokrates hatte eben noch Zeit, die Bauhütten, Malerateliers oder Bildhauerwerkstätten zu besuchen, wo er die Künstler durch seine praktischen Rezensionen häufig entzückte, noch häufiger in Verwirrung brachte und ärgerte. An diesen Orten trafen denn auch gewöhnlich Mitglieder der vornehmen Welt zusammen und in ihrer Gesellschaft zahlreiche junge Schriftsteller, strebsame Advokaten, junge Professoren und mehr solcher gebildeten Leute, welche sämtlich eine Unterhaltung mit Sokrates für ebenso wertvoll hielten wie eine Ausfahrt mit dem prachtvollen Viererzug des Alkibiades, oder ein Souper mit der schönsten Tänzerin Athens, oder einen Spazierritt mit dem Sieger vom letzten Wettrennen.

In diesem Kreise war es kein Wunder, daß Sokrates mit Einladungen zum Essen überhäuft wurde. Da er sie ebenso unbefangen annahm wie zu seiner Junggesellenzeit, so kümmerten sich natürlich auch die tollen Jünglinge nicht um seine Gattin, außer daß sie ihn ab und zu mit seinem Eheglücke aufzogen. Und weil er nach wie vor sehr skeptisch von den Vorzügen des Ehestandes und im allgemeinen ebenso bedenklich von der Geistesbeschaffenheit der Frauen sprach, ließ er unter denen, die sie noch nicht kannten, für Frau Xanthippe nicht eben das günstigste Vorurteil aufkommen.

Sokrates nahm also fast täglich die Einladung irgendeines Herrn seiner Verehrerschar an, und da sich in jedem Hause, in welchem Sokrates speiste, sofort ein Dutzend seiner Getreuesten selbst einluden, verging fast jeder Nachmittag bei einem Gastmahl, zu dessen Speisen und Getränken muntere Reden geführt wurden, deren geistiger Lenker stets der unermüdliche Sokrates war.

Während Xanthippe ungefähr dies in Erfahrung brachte, bemächtigte sich ihrer eine wachsende Unruhe. Sie, die bis zur Zeit ihrer Verheiratung tagsüber rastlos gearbeitet und nachts traumlos geschlafen hatte, wurde von nun an durch bange Ahnungen gequält, die sie im Wachen und im Schlaf nicht zur Ruhe kommen ließen. In Träumen sah sie ihren Gatten einmal, vom Hohngelächter der Straßenjungen verfolgt, nach Hause wanken, ein andermal wieder sah sie ihn tot zu ihren Füßen liegen, während seine Seele in Gestalt eines schönen Gottes zum Himmel emporflog.

Sie hatte niemand, mit dem sie von Herzen hätte über ihre Sorgen sprechen können. Ihre Magd erzählte, wenn Xanthippe vor ihr in Klagen ausgebrochen war, immer die Geschichte ihres früheren Herrn, der seine Frau des Geldes wegen geheiratet und sie dann geprügelt habe, und Aspasia, zu der Xanthippe einmal eine kleine Bemerkung wagte, antwortete ihr mit einem langen Vortrage über die Gütergemeinschaft in der Ehe, über die Emanzipation des Weibes und über die Stellung der unwissenden Frau, die nichts Besseres tun könne, als ihr Leben zu opfern, um einem bedeutenden Manne die Muße zu verschaffen, deren er bedürfe.

Xanthippe antwortete darauf sehr spitz, Aspasia scheine fremden Männern ebensowenig Muße zu lassen als ihrem eigenen; darauf zankten die Freundinnen ein wenig, und Xanthippe ging mit der Überzeugung fort, daß dieses Weib es nicht ehrlich mit ihr meine.

Je länger aber das bummelhafte Leben des Sokrates andauerte, desto unheimlicher wurde ihr's in dem Hause,

dem der Herr fehlte. Und als Jahr und Tag vergangen war, ohne daß ihr Mann einen Wechsel seiner Lebensweise begann, nahm Xanthippe einmal ihren ganzen Mut zusammen und forderte von ihm, daß er aufhöre, dem lieben Gott den Tag zu stehlen.

„Was würdest du an meiner Stelle tun?" fragte Sokrates aufmerksam. „Denn was du von mir forderst, das mußt du doch selbst tun zu können glauben."

„Ich würde ohne Bestellung Statuen fertigen und meine Werke dann zu einem mäßigen Preise losschlagen, wenn ich nicht viel dafür bekäme."

„Sehr schön," sagte Sokrates. „Wenn aber der Marmor so teuer ist, daß der Block, den ich zu einer Statue brauche, nur durch einen Künstler wertvoller gemacht werden kann, als er schon ist, durch einen Pfuscher aber nur minderwertig, ich jedoch ein Pfuscher bin — wie dann?"

„Dann würde uns dein Vergnügen allerdings viel Geld kosten. Aber ich kann nicht glauben, daß ein so kluger Mann wie du nicht ebenso gut wie hundert andere auszuüben vermöchte, was er bei seinem Meister gelernt hat. Kopiere doch die Statuen der anderen, das ist leicht und wird gut bezahlt."

„Liebe Xanthippe, es gibt unter den Bildhauern und Malern dreierlei Gesellen. Solche, die von selber gar nichts sehen, die aber fähig sind, nachzumachen, was andere vor ihnen gesehen haben; die haben immer satt zu essen. Ferner solche, die von selber sehen und das Geschaute auch bilden können; diese Leute bekommen mehr als satt zu essen, wenn sie nicht vorher verhungert sind. Und drittens gibt es solche, die von selber das Herrlichste sehen, die Kraft jedoch nicht besitzen, andern die Gefühle mitzuteilen; diese Leute müssen und sollen verhungern, werden aber häufig daran verhindert."

Xanthippe hatte ihren Mann noch niemals so traurig sprechen gehört; sie glaubte mit Recht, er sei eben jetzt mit sich selber unzufrieden und fing darum wieder an:

„Wenn es also nichts ist mit Monumenten und großen Kirchenbildern, so wäre es vielleicht ganz gut, du verlegtest dich auf andere Dinge, die immer ihre Käufer finden, zum Beispiel Grabsteine."

„Da hast du Recht, liebe Xanthippe; wer Grabsteine fertigt, wird so lange zu tun haben, als Menschen sterben, deren Erben mit der Sparsamkeit der Verblichenen zufrieden sind. Sag mir aber doch: wollen die Leute, welche Grabsteine bestellen, nicht das Porträt des Verstorbenen, oder was sie sonst anbringen lassen, sehr lebensgetreu und schön ausgehauen haben?"

„Gewiß, und dafür zahlen sie auch ordentlich! Ich mußte für den Grabstein meines Vaters über hundert Gulden zahlen, und der Bildhauer war lange nicht so gescheit wie du!"

„Lassen wir diesen Nebenumstand. Du gibst zu, daß die Leute für ihr Geld ein schmeichelhaftes Bild des Verstorbenen erhalten wollen. Ich aber habe nicht gelernt, den Lebenden zu schmeicheln; darum will ich's bei den Toten auch nicht üben. Auch stehen auf den Grabsteinen unter den schönen Bildnissen allerhand Bemerkungen über das untadelige Leben der Verstorbenen. Von den vielen, die ich nicht kenne, dürfte ich ja mit gutem Gewissen nicht aussagen, daß sie im Leben Ehrenmänner waren. Von denen aber, die ich kenne, noch viel weniger. Du siehst also, daß ich mit solchen Grundsätzen auch als Fabrikant von Grabmälern kein Vermögen erwürbe."

Xanthippe wurde bleich vor Ohnmacht diesem Streiter gegenüber.

„Mit solchen Grundsätzen hättest du ein Geistlicher werden sollen, aber kein Geschäftsmann."

„Daran dachte ich auch einmal, als ich noch jung war. Aber sie wollten mich mit solchen Grundsätzen der Wahrheitsliebe bei keiner Kirche anstellen."

„Nun, so arbeite deinem Charakter gemäß," rief Xanthippe. „Wenn du dich für zu ungeschickt hältst

zur Kunst und zu ehrlich fürs Kunsthandwerk, so sei wenigstens ein fleißiger Handwerker, verwandle deine Werkstatt in eine Steinmetzhütte, nimm Arbeiter auf und liefere für die Baumeister Werksteine von Marmor. Dann gehst du nicht müßig, machst dich irgendwo nützlich, und der Marmor, den du wie verrückt angekauft hast, wird verwertet."

„Würdest du das tun, liebe Xanthippe?"

„Weiß der Himmel, gern!"

„Und ich auch, zum Teufel, würde das tun, wenn ich nämlich meine Frau Xanthippe wäre. Da ich aber leider Sokrates bin, so tue ich's nicht."

Da solche Gespräche, wie sie die Frau nun oftmals mit Sokrates begann, nach mancherlei Zurechtweisungen, welche ihre mangelhafte Logik heraufbeschwor, stets mit einer Niederlage endeten, verzichtete Xanthippe endlich auf die Hoffnung, die Frau eines geachteten Mannes zu heißen. Da sie aber den Standpunkt Sokrates nicht billigen konnte, war ihre schließliche Niederlage durchaus keine freiwillige Unterwerfung. Sie empfand immer schwerer die Wunderlichkeit des Gatten, und je freundlicher er darauf bestand, daß sie im Hause der Aspasia verkehre und daselbst seine Freunde kennen lerne, desto mehr entfremdete sie dem Kreise, der an Wohlstand, Frohsinn und Gewandtheit so hoch über ihr stand. Sie war von Natur nicht neidisch, aber es mußte sie doch schmerzen, daß alle Damen dieser Gesellschaft kaum ihre Mägde so einhergehen ließen, wie sie bei den Bällen und Soupers erscheinen mußte; und daß alle jungen Leute, welche diesen Damen den Hof machten, neben ihrem Sokrates doppelt zierlich und liebenswert erschienen, trug zur Verbesserung ihrer Stimmung auch nicht eben bei. Sie war nicht unheiteren Gemüts, aber die leere Lustigkeit dieser Feste machte sie düster. Und auch die schlichte, ungelernte Anmut ihres Wesens wollte sich verlieren, als sie bemerken mußte, daß ihr die modernen Tanzmeisterbewegungen versagt waren.

So wurde sie aus Trotz gegen die gekünstelte Anmut der andern fast linkisch; und stärker als zuvor hinkte sie, wenn Aspasia sie mit königlichem Anstand durch den Saal führte.

Am raschesten änderte sich der Ausdruck ihrer Züge in der ungewohnten Welt, die sie jetzt umgab. Aus dem heiter hübschen Mädchen wurde im Laufe der verrinnenden Zeit eine übermäßig ernste Frau, der man bei flüchtiger Beobachtung leicht zehn Jahre mehr geben mochte als sie zählte.

Daß ihr Gesicht bei diesem Wechsel kälter, aber schöner geworden, das erfuhr sie selbst nicht bald. Sokrates schien es wenig zu beachten, und seine Trink- und Studiengenossen, die allgemach aus vorlauten Jünglingen zielbewußte Männer zu werden anfingen, hielten sich von Xanthippe fern, die einen aus Achtung vor ihrem Meister, die andern in Erinnerung an die berühmt gewordene Ohrfeige des Alkibiades.

Wohl setzte sich mitunter die alte Magd an ihr einsames Lager, wenn Xanthippe, den Ellbogen auf das Kissen, den Kopf auf die Hand gestützt, Sorgen spann über die Mittel, ihren Hausstand wieder zu ordnen. Dann bejammerte die Magd stets das harte Schicksal ihrer Herrin, streichelte ihr glattes, weiches Haar, nannte sie mit allen Schmeichelnamen, mit denen ein junger liebender Gatte sie hätte nennen sollen, und ließ gar Ratschläge mit unterlaufen, wie Xanthippe sich an dem grausamen Sokrates rächen und zugleich ebenso schöne Kleider erwerben könnte wie die falsche Aspasia. Xanthippe schwieg geduldig zu all dem Gerede; nur wenn die Magd es sich beifallen ließ, die Manieren und das flotte Leben des glänzenden Alkibiades zu rühmen, konnte Xanthippe plötzlich rot werden.

Unaufhörlich war sie in all diesen Jahren an Alkibiades erinnert worden; auch auf dem Markte sprach man von ihm, als ob er ein König von Athen gewesen wäre, ein abgesetzter oder ein herrschender. Bald nannten

ihn die Leute den bösen Dämon des Landes, bald den Retter. Oberfeldherr war er geworden, fast noch ein Jüngling, dann zum Tode verurteilt, endlich von seiner Partei in Furcht und Liebe zurückberufen. Jetzt hatte er in Athen sein wildes Leben wieder aufgenommen, strahlend und doch nicht eine Stunde in ruhiger Sicherheit. Auf der Höhe seiner Macht immerwährend zur Flucht bereit. Und Xanthippe hatte oft das bängliche Gefühl, daß ein geheimer Zusammenhang bestehe zwischen dem Rufe dieses bösen fürstlichen Mannes und des guten armen Teufels Sokrates; wenn auf dem Markte Alkibiades in den Himmel gehoben wurde, so gab es auch für ihren Sokrates freundliche Worte und wohlfeile Ware; wenn dann Alkibiades wieder in die Hölle verwünscht wurde, schimpfte man auf ihren Sokrates, und sie mußte jede Zwiebel überzahlen. Sie verstand das nicht; auch nicht, warum Freund und Feind den Alkibiades einen Allgriechen nannten und von den Allgriechen als von einer Partei redeten, der auch ihr Mann zugehörte.

Sie hatte sich einmal um eine Auskunft an Sokrates selbst gewandt. Sie verstand auch seine Antwort nicht recht.

„Daß du fragst, liebe Xanthippe, bevor du dir eine Meinung bildest, ist schon ein Zeichen seltener Weisheit. Es ist schon etwas daran, daß meine Mitbürger gut oder schlecht von mir denken, je nachdem sie, ewig unmündig, den prächtigen Spitzbuben Alkibiades lieben oder hassen. Als ob ich ihn erzeugt oder erzogen hätte. Weil wir eine gewisse Vorliebe füreinander haben, ich als Zuschauer seiner Handlungen, er als Zuhörer meines Geschwätzes. Was sie unter der Partei der Allgriechen sich vorstellen, das wissen diese Menschen selbst nicht, das werden ihre Enkelkinder nach hundert oder nach tausend Jahren vielleicht wissen, wenn unser Andenken bis dahin nicht vergessen sein sollte. Für den handelnden Alkibiades ist das Allgriechentum eigentlich

doch etwas anderes als für mich. Wenn wir, meine liebe Xanthippe, anstatt des Kunstwortes Allgriechentum das beliebte Fremdwort Panhellenismus gebrauchen, so bemerken wir beide, weil wir lieber fragen als wissen, daß wir uns nichts Bestimmtes dabei denken. Ich sage vielleicht Panhellenismus und sollte lieber, wenn schon ein großspuriges Wort nötig ist, Menschentum sagen; so ungefähr: es ist etwas recht Hübsches an dem, wonach die besten Griechen sich sehnen, na ja, alle Griechen meinetwegen, und dieses Hübsche, Gute, Schöne möchte ich allen Menschen gönnen oder doch den besten Menschen überall. Mein schöner Schüler sagt vielleicht wieder Panhellenismus und sollte lieber Weltherrschaft sagen, was man in unserem Mittelmeerwinkel eben Weltherrschaft nennt; so ungefähr: Einigkeit unter allen Griechen, doch ohne Gleichheit, eine ehrgeizige Einigung, einerlei unter der Führung Athens oder Spartas, immer aber unter der Führung des Allkönigs Alkibiades. Jetzt aber, liebe Xanthippe, laß mich wieder allein, denn ich will darüber nachdenken, ob ich mich nicht zum Gebrauche von Begriffen habe verleiten lassen, die für mich keinen rechten Sinn haben."

Wenn schon der Weiseste der Griechen so bedenklich war, so haben wir unweisen Nachgeborenen um so mehr Grund vorsichtig zu sein im Gebrauche von Schlagwörtern, sobald wir, meine verehrten Damen und Herren, uns über die politischen Parteien im alten Athen unterhalten. Wir sind aber überaus gebildet und wollen nicht vorsichtig sein. Auch ist es ja ganz gleichgültig, weil wir uns nur um das Schicksal der armen Xanthippe kümmern und nicht um die politische Geschichte Griechenlands. Also: Sokrates und Alkibiades gehörten zu der Partei der aufgeklärten Aristokratie, nur daß der eine dabei an die Herrschaft der geistig Besten dachte, der andere an die Herrschaft der Junker; ihre gemeinsamen Feinde gehörten zu der Partei der konservativen Demokratie, nur daß man nicht darüber einig war,

ob der Demos oder das Volk bei einem Vermögen von zehn Gulden oder von tausend Gulden anfange. Nun ist Ihnen die Sache gewiß klar. So klar wie dem Pöbel von Athen, der unter konservativer Demokratie das Recht verstand, einen jeden totzuschlagen, dessen Nase anders im Gesichte stand als die Allerweltsnase des Pöbels.

Sokrates allein lachte darüber, wenn man sein redliches Bemühen um die Wahrheit und sein offenes Aussprechen über alle Fragen mit irgendwelchen Parteien in Verbindung brachte. Als er aber einmal am Geburtstage der Frau Aspasia — sie galt für Dreißig und ließ ihre Jugendfreundinnen für Fünfzig gelten — von den öffentlichen Angriffen gegen seinen Kreis sprach und erzählte, man habe ihn in einem Bezirksverein schon einen Nihilisten genannt, da freuten sich nur die jüngsten seiner Jünger. Aspasia aber blickte ihrem Wollhändler so ernsthaft in sein festlich glänzendes Gesicht, daß er glauben mußte, er habe eben einen Unsinn gesprochen. Und da sein letztes Wort gelautet hatte, er halte den Euripides für den allergrößten Dramatiker, so fügte er rasch hinzu: Sophokles aber ist noch größer.

Damit gab er, wie das stets seine Kunst war, den Anstoß, von einem ernsten Gegenstande zu einem leichteren überzugehen und bald stritten die Genossen nur noch über die beste Art, den Geburtstag der Hausfrau zu feiern. Zuletzt teilte der Wollhändler, von einem ärgerlichen Winke seiner Frau ermuntert, den Gästen mit, daß er im Begriffe sei, eine große patriotische Tat zu vollbringen: die national-ökonomischen Bedingungen des griechischen Marktes seien in ihrem wechselnden Verhältnis von Ware und Geld nur dadurch im Gleichgewicht zu halten, daß Athen endlich eine große Handelsgesellschaft gründe; diese müsse durch Zusammenfluß großer Kapitalien rasch und energisch gesichert werden, und wenn auch die Friedenszeit und der gegenwärtige volkswirtschaftliche Aufschwung den Unternehmern einen

glänzenden Gewinn verspreche, so sei er, der Wollhändler Lysikles, doch ein zu guter Freund seiner Freunde, um sie nicht zuerst an seinem gewinnreichen Unternehmen zu beteiligen. Aspasia ließ sich mit einer kleinen Summe, die sie vom Wirtschaftsgelde erspart haben wollte, an die Spitze der Liste setzen, und nachdem auch der gute Sokrates mit 5000 Gulden, welche Lysikles gutmütig vorzuschießen versprach, sich beteiligt hatte, zeichneten die reichen Patriziersöhne so große Summen für sich und ihre Freundinnen, daß man wagen konnte, mit einem gesicherten Unternehmen vor das größere Publikum zu treten.

Die Hoffnung auf reiche Zinsen und der rasche Entschluß, das Vermögen plötzlich zu wagen, hatte die Gesellschaft lebhaft erregt, man trank mehr Wein als gewöhnlich und sprach laut durcheinander, erwog jetzt nachträglich alle Möglichkeiten und freute sich im voraus des Triumphs.

Die Damen aber — Xanthippe hatte sich wegen Krankheit entschuldigen lassen — wurden allmählich verstimmt darüber, daß die Herren nur von Geschäften sprachen, und schon wollten die jüngsten unter ihnen aufbrechen, als die schöne Hausfrau die Unterhaltung auf ein Gebiet brachte, das die meisten Mitglieder der Gesellschaft lebhaft anging.

Alle Welt wußte, daß man an der Akademie von Delphi einen Ehrenpreis für die Beantwortung der Frage ausgesetzt hatte: welche Philosophie den Menschen den größten Vorteil gewähre. Da die Frist der Einsendung schon in wenigen Tagen ablief, wußte man bereits von vielen Freunden, welche sich an der Bewerbung um den Preis beteiligten. Im Salon der Aspasia waren heute viele Nebenbuhler beisammen. Da warf Aspasia plötzlich den Gedanken in die Gesellschaft, die Herren möchten hier ihre Gedanken vorbringen und eine der Damen zur Preisrichterin wählen. Mit lautem Jubel wurde der Vorschlag angenommen und die Hausfrau

zur Präsidentin, eine bildschöne kaukasische Tänzerin und eine orientalische Sängerin zu Beisitzerinnen des Gerichtes erwählt. Zwei Schriftführer, der eine war Alkibiades, der augenblickliche Freund der Orientalin, sollten über alles ein Protokoll führen.

Und nun begann ein lustiges Kampfspiel. Ein jeder bemühte sich, den Philosophen, auf dessen System er schwur, mit allen Mitteln zu verteidigen; doch genügte die Anwesenheit der schönen Frauenzimmer und ein Lächeln Aspasias, um allen Reden eine gefällige, heitere Form zu geben. Selbst die älteren Herren, welche die starrsten Systematiker waren, machten der Hausfrau das Zugeständnis, ihre Erklärungen durch hübsche Scherze dem Verständnis einer gemischten Gesellschaft nahe zu bringen; und wie im populären Vortrage eines geschickten Professors, gab es nach jeden ersten fünf Minuten etwas zu lachen.

Aspasia wußte es schlau einzurichten, daß das Interesse nicht erlahmte. Nach den alten Herren, welche größtenteils altmodische, halbvergessene philosophische Überzeugungen hegten, kamen die jüngsten daran, darunter einige Himmelsstürmer aus dem Kreise des Sokrates, die mit schlagendem Witze kecke und paradoxe Behauptungen aufstellten.

Der eine behauptete zum größten Ärger der beleidigten Damen, es gebe überhaupt keine höhere Lust, es falle darum nicht schwer, allen menschlichen Freuden zu entsagen und mit den Tieren um die Wette dummvergnügt dahinzuleben. Der Zweite ärgerte die Damen nicht weniger, da er dem ersten widersprach, und nur klagte, daß der Genüsse allzuviele seien, die sich um den unphilosophischen Mann herumdrängten, weshalb der Weise aus richtig verstandener Genußsucht mäßig sein müsse. Der Dritte leugnete es sogar, daß der Mensch sich um seinen Körper im Guten und im Schlimmen zu bekümmern brauche, lehrte, der Geist allein könne froh oder traurig machen, und schloß mit einem Lobe der

anwesenden Frauen, welche verhältnismäßig (wegen dieses Wortes wurde er zur Ordnung gerufen) etwas zu lernen bereit seien.

Den Beschluß des Wettkampfes sollten die beiden großen Nebenbuhler Sophokles und Euripides machen. Der erste, trotz seines hohen Alters, schön, stattlich und bezaubernd, begründete mit viel stillem Humor, daß es besser wäre, nicht geboren zu werden, wobei er sich selber, dem es ja so weit ganz gut gehe, ausnahm und seine „Reise nach dem Glück“ als eine lustige Fahrt in verkehrter Richtung bezeichnete. Der kleine, dickliche Euripides wieder pries mit seiner lebhaften Suada den als den Glücklichsten, der nicht über das Gegenwärtige und Faßbare hinausdenke; der sei auf der seligen Höhe der Menschheit angekommen, dem von den Göttern, falls dieselben wirklich etwas dazu könnten, eine gute Gesundheit und ein gutes Weib beschieden sei — nur daß es weder eine vollkommen gute Gesundheit, noch ein vollkommen gutes Weib gebe.

Der Morgen graute schon, als die Damen die Beratung begannen, während die Preisbewerber bei einem guten Trunk und einem lustigen Liede ihre Gegnerschaft vergaßen. Schon nach wenigen Minuten erklärten die Richterinnen, sie wüßten sich unter so vielen Würdigen nicht zurechtzufinden, sie bäten deshalb um einen Unparteiischen, der Bescheid wüßte. Einstimmig wurde der Bildhauer Sokrates zu diesem Amte bestimmt.

Er ließ sich nicht lange bitten; mit heiterem, weingerötetem Antlitz erhob er sich und ersuchte nur um das Recht, an die einzelnen beliebige Fragen stellen zu dürfen. Da ihm dies zugestanden wurde, lachte er fröhlich auf und fragte da und dort, kreuz und quer, erst ganz unverfängliche Dinge und dann immer schwierigere, bis er alle Genossen in die Enge getrieben hatte. Dann sagte er, er sei genügend belehrt, um den Richterinnen sein Urteil mitteilen zu können. Und lustig bekämpfte er die einzelnen Redner mit ihren eigenen

Antworten, wies die Unhaltbarkeit der Systeme, die Unhaltbarkeit der Weltanschauungen, die Wertlosigkeit der Lebensregeln nach. Als er unter wachsender Heiterkeit mit seinem kritischen Geschäfte zu Ende war, ging er frohgemut zu seiner Schlußfolgerung über:

Welches System der Philosophie den meisten Nutzen gewähre, sei die Frage. Die Antwort: Keines irgendwelchen; denn nur der Mensch, der wisse, daß er nichts wisse, handle im Leben mit bescheidener Vorsicht. Wer aber an eine bestimmte Philosophie glaube, der bilde sich ein, etwas zu wissen, werde dadurch hochmütig, beschränkt und albern. Für die Auserwählten jedoch, welche selbst die philosophischen Systeme schaffen, gebe es niemals einen Abschluß ihres Denkens, niemals eine starr gewordene Lehre der erkannten Wahrheit, sondern nur ein Suchen der Wahrheit. Für sie sei das Philosophieren überdies keine Wissenschaft, sondern ein Vergnügen, darum könne die Philosophie wohl für die Philosophen, nicht aber für die übrigen Menschen nützlich sein.

Während der eine Schriftführer vergnügt zuhörte, schrieb Alkibiades behaglich alle Worte des Sokrates genau nieder und schob dann seine Arbeit mit einem Eulenspiegel-Lächeln in die Tasche.

Aspasia wechselte mit ihren Mitrichterinnen einige schnelle Worte, und als der Redner geendet, erhob sich sofort die Präsidentin, um als die Meinung der Jury zu verkünden: kein anderer als Sokrates sei der Weiseste unter den Griechen.

In heiterster Stimmung brach man nun auf. Von seinen getreuen Jüngern wurde der Sieger Sokrates wie im Triumphe zu seinem Hause geleitet, wo Xanthippe bereits in der Haustüre nach ihm ausblickte. Als Sokrates ihre herbe Miene wahrnahm, bat er die Genossen, seinem Weibe doch die große Ehre mitzuteilen, die ihm widerfahren sei. Vielleicht würde sie ihm dann die durchschwärmte Nacht verzeihen.

Alkibiades, der es nie an Versuchen fehlen ließ, seine erste brutale Annäherung vergessen zu machen, trat geschmeidig an die zürnende Frau heran und berichtete ihr treuherzig, wie die Nacht über lehrreichen Gesprächen vergangen und wie ihr Gatte am hellen Morgen feierlich zum Weisesten der Griechen ausgerufen worden sei.

Xanthippe schien unruhig, als der schöne Alkibiades das Wort an sie richtete. Dann aber bezwang sie sich und wandte sich kalt zu ihrem Manne, den sie mit den Worten: „Das ist mir auch was Rechtes, bei einer Soiree deiner Freundin Aspasia der Klügste zu sein!" — ins Haus hineinzog.

Die Jünger, welche vor dem Hause stehen blieben, hörten noch lange die Stimme der Frau mit unterdrückter Heftigkeit schelten. Sie verstanden aber deutlich nur die Antwort des Sokrates:

„Wenn ich die Nacht so wie du ruhig durchschlafen hätte, könnte ich dir wohl antworten; da ich aber die Nacht zum Tage gemacht habe, will ich jetzt ein paar Stunden ruhen!"

Xanthippe schalt noch lange auf die stummen Wände ein und fand endlich, daß die Wirkung ungefähr dieselbe war wie auf Sokrates. Sie fragte darum, als ihr Gatte nach einigen Stunden für sie wieder zu sprechen war, ganz bescheiden, ob er denn aus der Verehrung dieses vornehmen Kreises keinen Vorteil für sich ziehen könne. Sokrates war froh, dem Weibe eine kleine Freude bereiten zu können und erzählte von seiner Subskription, welche reiche Zinsen abzuwerfen versprach. Xanthippe schüttelte den Kopf und fragte besorgt nach den Leuten, die außer Sokrates unterschrieben hätten; da sie jedoch nicht nur die Herren der Jeunesse dorée, sondern auch gewiegte Geschäftsleute nennen hörte, verstummte sie endlich mit ihrem Mißtrauen und sagte nur, es wäre wahrhaftig Zeit, daß ihr aus dem Hause der Aspasia etwas Gutes käme.

Und fortan war sie einige Monate lang freundlicher und fragte den Gatten jedesmal, wenn er von Aspasia kam, wie es mit dem Unternehmen des Lysikles stehe. Es waren aber noch keine Nachrichten eingetroffen.

Unterdessen empfand es Sokrates mit einiger Schelmerei, daß sein Sieg im philosophischen Wettkampf weit über den Salon der schönen Aspasia herausgedrungen war und sein Ruhm sich in der ganzen Gesellschaft Athens befestigt hatte.

Es wurde allgemach in immer weiteren Kreisen Mode, den geistreichen Bildhauer zu Diners und Soupers einzuladen, bei denen man von ihm stets hübsche Einfälle oder auch belachenswerte Schrullen erwartete. Xanthippe hatte es längst aufgegeben, sich dagegen aufzulehnen, daß ihr Gatte ohne sie Gesellschaften besuchte; und Sokrates, der sich unter keinerlei Umständen zu langweilen vermochte, weil er gerne sprach und schließlich auch von der dümmsten Tischnachbarin etwas zu lernen verstand, und wäre es auch nur ein Beitrag zur Kenntnis der menschlichen Narrheit gewesen, Sokrates ließ sich nicht lange bitten, seine Überzeugungen von dem Unwerte der bisherigen Philosopheme und Dogmen vor jedermann zu wiederholen, der es hören wollte.

Viele Monate waren in diesem neuen Treiben vergangen, als Xanthippe eines frühen Morgens atemlos an das Bett des Sokrates stürzte, ihn aus dem Schlafe rüttelte und unaufhörlich rief: „Unser Geld! Unser Geld! Die Handelsgesellschaft ist ruiniert! Lysikles ist ein Dieb!"

Sokrates fragte, als er so ungestüm geweckt wurde, ob es im Hause brenne. Dann zog er langsam Stück für Stück seiner Kleidung an und hörte dem Berichte der Xanthippe mit einem Gleichmut zu, der sie noch mehr aus der Fassung brachte. Sie hatte nur erst durch höhnische Bemerkungen der Nachbarin erfahren, daß das große Unternehmen des Lysikles gescheitert sei und

daß die reichen Leute, welche die Sache unterstützten, ihr Geld verloren haben. Die reichen Leute! Und zu diesen mußte ihr Mann, der zerstreute, ewig unpraktische und leichtgläubige Sokrates gehören!

Der Bildhauer suchte sie zu begütigen und versprach, an der Börse die neuesten Nachrichten einzuholen.

Er hörte hinter sich noch immer die Vorwürfe seiner Frau, als er dem Hafen zuschritt, wo die Börse lag. Dort fand er alles in heftigster Aufregung.

Die Nachricht von dem Bankrott des Unternehmens war am frühen Morgen bekannt geworden, und eben jetzt erfuhr man, daß ein Strohmann beabsichtige, die Erbschaft der Aktiengesellschaft anzutreten. Das Geld der ersten Zeichner hatte eben hingereicht, einem zweiten Unternehmen die Wege zu ebnen, und kein anderer als der Wollhändler Lysikles sollte am Ende die angefangene Sache fortführen. Ein Sturm der Entrüstung gegen den schlauen Geschäftsmann erhob sich unter den Geprellten, und nur der arme Sokrates, der nicht wußte, wie er seine Schuld abtragen sollte, wagte ihn zu verteidigen.

„Wir wußten ja, daß er ein Wollhändler ist und ließen uns von ihm täuschen. Also waren wir die Dummen; er aber verdient unsere Achtung, weil er seinem Charakter entsprechend klug gehandelt hat."

Ob nun Lysikles von dieser Verteidigung hörte, oder ob sein Gewissen ihn bedrückte, oder ob endlich Aspasia ihres geschäftsunkundigen Freundes gedacht hatte, genug, Lysikles, der mit eiserner Stirn dem Toben der Börse Trotz bot, nahm den Bildhauer beiseite und teilte ihm mit, daß er die Schuld von fünftausend Gulden aus seinen Büchern streichen wolle. Nur solle Sokrates ihm stets ein ergebener Freund bleiben. Er, der Wollhändler, werde ihm schon noch einmal zu einer einträglichen Stelle im Staate verhelfen.

Sokrates überlegte.

„Wenn Sie das Geld von mir fordern," sagte er,

„bin ich ein Bettler, und als Bettler darf ich ja ohne Schande ein Geschenk annehmen. Wenn Sie mir meine Schuld jedoch nachsehen, bin ich in demselben Augenblicke ein wohlhabender Mann und darf keine Geschenke annehmen. Darum weiß ich nicht, wie ich handeln soll."

Nachdenklich kehrte Sokrates nach Hause zurück. Xanthippe konnte kaum erwarten, daß er ihr Bericht gab. Jede Mitteilung begleitete sie mit Rufen des Zornes, des Jammers und des Vorwurfs. Als er aber schließlich etwas kleinlaut hinzufügte, Lysikles wolle ihm die ganze Schuld erlassen, da richtete sich das Weib stolz in die Höhe, warf den Kopf herum, daß ihr Haar durcheinanderflog und rief:

„Nicht einen Pfennig nehme ich von dieser Aspasia geschenkt! Dich hat sie umstrickt, wie deine ganze Gesellschaft, die ihr nichts seid, als Stufen für ihren Ehrgeiz. Ich aber, die Xanthippe, will dieser ehrlosen Person zeigen, was eine anständige Bürgersfrau ist. Und wenn ich das Geld als Scheuerfrau verdienen soll, und wenn ich darum mein schönes Gut verkaufen müßte, diese freche Aspasia soll sich nicht berühmen, mir etwas geschenkt zu haben!"

Und zum ersten Male, seit Sokrates seine Frau kannte, brach sie in heftige Tränen aus.

Er lobte ihren Stolz und bestärkte sie in ihrer Absicht, lieber das Gut zu verkaufen, als Almosen zu nehmen.

Schnell trocknete Xanthippe ihre Augen und sah ihren Mann mit sprachlosem Entsetzen an.

„Und was dann?" rief sie endlich zornig. „Wovon sollen wir nachher leben? Wenn wir nachher nicht Almosen annehmen, müssen wir Steine fressen."

Und wild ging sie in der Stube auf und nieder.

Sokrates verwies seiner Frau das unanständige Wort; das wende man nur auf Tiere an, die Bedeutung für Menschen verbiete der Sprachgebrauch. Übrigens seien Steine unverdaulich, ihr Vorschlag darum wohl nicht ernsthaft gemeint.

Xanthippe hatte gar nicht zugehört. Jetzt blieb sie plötzlich vor ihrem Manne stehen, sie ballte die Faust, ihre Augen funkelten.

„Es soll geschehen," rief sie. „Ich will mein Gut verkaufen, damit du der Aspasia deine Schuld bezahlen kannst. Aber versprich, daß du mir künftighin alle häuslichen Angelegenheiten überlassen willst, daß du keine Verpflichtungen mehr eingehst. Ich will es versuchen, uns wieder emporzubringen. In vielen langen traurigen Nächten ist mir der Plan durch den Kopf gegangen. Ich wollte ihn erst um deiner Ehre willen nicht ausführen. Jetzt muß es aber geschehen! In deiner alten, verlassenen Bildhauerwerkstatt liegt noch eine Menge Marmor, der sich mit Nutzen verkaufen läßt; und wenn du mir deine früheren Verbindungen nennst, will ich versuchen einen Handel mit Steinen anzufangen. Ich weiß, damit läßt sich viel Geld verdienen. Aber du mußt mir versprechen, mir vollkommen freie Hand zu lassen."

„Du bist ein tapferes Weib!" sagte Sokrates, indem er seiner Frau einen anerkennenden Blick zuwarf. „Komm, laß dich küssen! Ich bin wohl nicht immer so zu dir, wie andere hübsche Frauen es gewöhnt sind."

Schon war Xanthippe versöhnt, und eben beugte sie sich mit beinahe mütterlicher Zärtlichkeit hinab, um ihr großes Kind auf die dicken Lippen zu küssen, als die Tür hastig aufgerissen wurde und seine jungen Genossen hereinstürmten, während gleichzeitig das Hurrarufen eines erregten Volkshaufens hereindrang.

Xanthippe trat erstaunt zurück.

Da schritt Alkibiades verlegen und doch beinahe feierlich vor und sprach:

„Meister, die erste Akademie Griechenlands hat offiziell bestätigt, was jüngst im Salon der Aspasia zwischen uns ausgemacht wurde, daß Sie nämlich der weiseste der Griechen sind. Sie haben den ersten Preis davongetragen. Euripides und Sophokles erhielten beide nur ehrenvolle Erwähnung. Sie wundern sich

wohl, verehrter Meister, darüber, daß Sie den Preis erhielten, ohne sich darum beworben zu haben. Mögen Sie sich darüber freuen oder ärgern: ich trage die Schuld. Wir haben nämlich die Reden, welche Sie jüngst bei Aspasia führten, genau aufgezeichnet, und ich beging die Sünde, die Arbeit in Ihrem Namen einzureichen. Verzeihen Sie mir's! Ich will's nicht wieder tun!"

Und Alkibiades schaute seinen väterlichen Freund mit so drolliger Zerknirschtheit an, daß Sokrates laut auflachte und ihm die Hand reichte. Nun brachen die jungen Leute in Hochrufe aus, die draußen von dem Jubel der Menge beantwortet wurden.

„Also ist es wirklich wahr?" fragte Sokrates. „Meine Redereien haben den ersten Preis erhalten? Da sehen Sie es alle: es ist eine hohe Stufe der Weisheit, zu wissen, daß man nichts weiß. Wenn die guten Leute draußen von mir etwa mehr als dies erwarten sollten, würde mir der erste Preis schlecht bekommen."

Xanthippe hatte dem Auftritt ruhig zugehört und sich inzwischen mit Staubwischen beschäftigt. Jetzt rief sie vom Schranke herüber:

„Worin besteht denn der Preis, den mein Sokrates gewonnen hat? Wird's hinreichen, um die Forderung dieses Lumpen Lysikles zu bezahlen?"

Alkibiades biß sich auf die Lippen. Einer seiner Freunde aber antwortete für ihn:

„Ein Diplom auf Pergament und einen frischen Lorbeerkranz erhält der Sieger."

Da schmetterte Xanthippe den Topf, den sie eben in den Schrank setzen wollte, zu Boden und brach mit gellender Stimme los:

„Verteilen Sie die Eselshaut unter sich und hängen Sie den Lysikles an dem Lorbeerkranze auf. Hier aber hinaus! Hinaus aus meiner Stube, die ich erst gestern mit eigenen Händen gescheuert habe und in der ich nicht die Fußspuren von einem Dutzend Tagedieben sehen will. Hinaus! Und wenn Sie wollen, nehmen

Sie den Weisesten der Griechen gleich mit, der mit all' seiner Weisheit sich von dem Lumpen Lysikles hat übertölpeln lassen und der mit all' seiner Weisheit noch nicht ein Stückchen Wurst aufs Brot verdient hat. Und mag ganz Hellas ihn für den Klügsten ausschreien, mir können Sie es alle nachsagen, daß ich ihn für einen Narren halte, der sich nur dadurch auszeichnet, daß Sie alle noch größere Narren sind als er!"

Die jungen Leute hatten sich unter diesen Scheltreden nach der Türe zurückgezogen. Als sie aus dem Hause zu flüchten begannen, hielt die Volksmenge ihr Erscheinen für ein Zeichen und brach in erneuerte Hochrufe aus. Da schleuderte Xanthippe durch die offene Tür die Scherben des zerschmetterten Topfes den vordersten Schreiern an die Köpfe und rief überlaut:

„Jubelt, bis ihr berstet, ihr Affen. Aber tut's anderswo, nicht vor meinem ehrlichen Hause!"

Während die Leute draußen lachend, schimpfend, schreiend und murrend sich zu zerstreuen begannen, wandte sich Xanthippe zornsprühend ihrem Gatten zu, der unbewegt auf seinem Platze stehengeblieben war.

„Du hast da den Nagel auf den Kopf getroffen, liebe Xanthippe," sagte er jetzt, „als du mich den kleineren Narren und sie die größeren nanntest: wenn mein Sieg überhaupt einen vernünftigen Sinn hat, so kann es nur dieser sein. Das ist schlimm, das ist sehr schlimm, daß ein einfacher Mensch wie ich der Weiseste unter den Griechen genannt werden kann."

Xanthippe betrachtete den Mann lange schweigend. Unvermerkt hatte ihr Zorn sich gelegt. Sie warf sich ihm zu Füßen, faßte seine Hände und sprach mit flehender Stimme:

„Ob du der Weiseste bist, Sokrates, weiß ich nicht. Daß du aber der beste und der wunderlichste Mann unter der griechischen Sonne bist, will ich beschwören. Habe Nachsicht mit meinem heftigen Wesen; ich will's zu bessern versuchen. Aber bedenke auch, wie hart es ist, das nutz-

lose Geschwätz von Lorbeerkränzen und Diplomen in dem Augenblicke anhören zu müssen, wo wir am Bettelstabe sind."

„Was für ein Bettelstab?" fragte Sokrates zerstreut.

„Nichts, nichts," sagte Xanthippe mitleidsvoll lächelnd. „Es soll uns nichts fehlen; ich werde arbeiten und sollten sie mich darum auch ein Mannweib schelten, deine feinen jungen Herren mitsamt dem frechen Alkibiades. Seien wir nur froh, daß wir nicht auch für Kinder zu sorgen brauchen. Ich kann leicht entbehren, und du bist einer, für den ich's gern tu'. Wenn wir Kinder hätten, ich glaube, freilich, dann wär's zum Verzweifeln."

Drittes Kapitel

Wir akademischen Lehrer werden von uns selbst und sehr häufig auch von andern Leuten zu den weiseren Menschen gerechnet. In dieser Eigenschaft habe ich stets in den Ferien darüber nachgedacht, worin eigentlich die Weisheit des großen Philosophen bestehe. Die Definition ist schwerer als man denken sollte; namentlich dann, wenn die Definition nicht gleichzeitig auch viele Narren mit umfassen darf.

Weise dünkt mich der Mann, der sich durch Nahrungssorgen weder im Essen, noch auch im Schlafen, im Träumen und Sinnen stören läßt. Den ersten Teil dieser Erklärung, sich nämlich durch Nahrungssorgen nicht den Appetit verderben zu lassen, befolgen allerdings auch viele Glückliche, welche just auf den Namen von Philosophen nicht Anspruch erheben. Auch das Schlafen fällt solchen festen Naturen nicht schwer. Aber das Träumen und gar das ruhige Sinnen, während der Gerichtsvollzieher in der Nebenstube poltert, ist ein Zeichen ungewöhnlicher Geistesstärke.

Sokrates schlief oder sann ungestört, während Xanthippe halbe Nächte lang mit ihren ungleichen Schritten auf und nieder ging und sich mit der ungewohnten Arbeit abmarterte, Zahlen zu ordnen und zu vergleichen; manchen traurigen, mitleidsvollen, doch auch manchen zornigen Blick warf sie dabei nach dem Lager des unerhörten Mannes, den sein eigenes Elend nicht rührte.

Sie aber ruhte nicht, bis alles klar vor ihr lag und das Notwendige geschehen, das Gut verkauft, die Schuld bezahlt war.

Xanthippe unterließ es auch dann noch nicht, ihrem Gatten sein Unrecht und ihr Opfer vorzuhalten. Sie schalt ihn freilich nicht, und ihre Vorwürfe klangen häufig wie die zärtlichen Klagen einer Mutter über den ungeratenen Lieblingssohn; für Sokrates, der an dem Gutsverkauf nicht den geringsten Anteil nahm, wäre die täglich wiederholte Predigt dennoch lästig geworden, hätte er nicht zum großen Schmerze seiner Frau stets an fremde Dinge gedacht.

Xanthippe wartete nicht, bis der letzte Groschen verzehrt war, den von dem Erlös ihres Gutes die Schuldtilgung übrig gelassen hatte. Sie ließ sich von Sokrates, der nur ungern seine Zustimmung gab, zu seiner Werkstatt führen, wo sie ein Inventar aufstellen und fürs erste den Verkauf der vorhandenen Steine in die Hand nehmen wollte.

Draußen in einer halb verfallenen, halb noch ungebauten Straße der Vorstadt lag die Werkstatt, welche der Bildhauer seit dem Tage seiner Werbung um Aspasia nicht mehr betreten hatte. Der Bretterzaun, der sie einst umgeben hatte, war überall auseinandergerissen, die Werkhütte gab zahlreichem Hühnervolke Obdach, die Materialien glichen einem Schutthaufen.

Xanthippe spähte überall hin nach wertvollem Gut; Sokrates blickte ernst, als stünde er auf einem Friedhofe.

Er sollte seiner Frau als Erklärer dienen, aber seine Begleitung erwies sich als ungenügend, denn so oft Xanthippe nach dem Werte eines der Steine fragte, erklärte er ihr die Eigentümlichkeiten, den Fundort und die ästhetische Wirkung dieser Marmorart und suchte ihr mit Hilfe des Werkzeugs, das verrostet umherlag, die Brüchigkeit des Steines sichtbarlich zu erläutern. Und er bewies, daß er die Handgriffe noch nicht verlernt hatte.

Bei ihrem Rundgang kamen sie zu einer kleinen, beinahe fertigen Statuengruppe, an welcher Sokrates zuletzt gearbeitet hatte, bevor er seine Kunst völlig aufgegeben. Es war eine Darstellung der drei Chari-

tinnen, zu welcher der Bildhauer äußerst mühsame, von seinen Kollegen vielfach verspottete Gewandstudien gemacht hatte. Er suchte seiner Frau nun begreiflich zu machen, wie er, um die Einförmigkeit zu vermeiden, den Gesichtern verschiedene Arten der Liebenswürdigkeit beigelegt habe, und wie sich der Charakter einer jeden schon in der Gewandung aussprechen müsse. Xanthippe antwortete darauf:

„Wir werden die Gruppe in der Provinz als Urteil des Paris gut verkaufen können. Da sind auch immer drei Frauenzimmer dabei und ein Mann ist niemals nötig."

Da ergriff Sokrates den schwersten Hammer, hieb der mittleren Figur mit wuchtigem Hiebe gelassen den Kopf ab und verließ die Werkstatt, ohne sich auch nur umzusehen.

Xanthippe fand klugen Rat und Kenntnis des Geschäfts bei dem Nachbar der verlassenen Werkstätte, einem Meister Steinmetz, der sich freute, wie er sagte, daß endlich wieder Leben in die Wüstenei nebenan käme. Er kannte die Werkstatt des Sokrates so genau, als ob er sich oft auf ihr zu schaffen gemacht hätte.

Die vorhandene Steinware stellte sich bei genauer Untersuchung günstiger, als die Frau es erhofft hatte. Sokrates mußte ein Liebhaber und Kenner der feinsten Marmorarten gewesen sein, denn was unter dem widerlichen Staub und Schmutz nur wie ein Haufen elenden Gesteins erschien, das enthüllte sich bald als das edelste Material der Bildhauer. Überdies standen da und dort alte Statuen von bedeutendem antiquarischem Werte, und endlich fand sich ein ganzer Haufen schöngestreifter Halbedelsteine, welche aus einer Zeit stammen mochten, da Sokrates sich im Gemmenschneiden üben wollte.

Xanthippe machte sofort zu Geld, was ihr beim Marmorhandel, den sie rasch in Angriff nahm, hinderlich sein konnte; sie begnügte sich auch fortan mit der schlechteren Hälfte der Werkstatt und verpachtete den

besseren Teil an den Steinmetz, der sich jetzt durch eine günstige Pacht für seine Mühe bezahlt machte.

In den ersten Tagen, als die neue Handelsfrau von den Nachbarn geneckt, von den seltenen Käufern vielfach belästigt wurde, kehrte sie immer verbittert und streitlustig in das Häuschen ihres Mannes zurück, und ihre Klagen über den gezwungenen Verkauf des Landgutes wurden heftiger.

Da führte sie Sokrates, als sie wieder einmal alle Reize ihrer Besitzung mit der Sehnsucht des Verbannten aufgezählt hatte, an seinen Arbeitstisch, holte eine Landkarte von Europa hervor, erklärte ihr, daß dies ein getreues Konterfei eines Teiles der Erdoberfläche sei, wies ihr die kleine Stelle, welche Hellas, die noch kleinere, welche Attika darauf einnahm, und forderte sie dann auf, die Stadt Athen zu suchen. Xanthippe fand unter seiner Anleitung einen Punkt, neben welchem der Name der Stadt geschrieben war, und nun hieß Sokrates sie ihr Landgut auf dieser Karte von Attika suchen. Als sie ärgerlich rief, das sei wohl zu klein, um dort verzeichnet zu stehen, wo ganz Athen nur wie ein Punkt aussah, da faßte sie der Mann bei der Hand und sagte:

„Wer nun die ganze Erde von einer gewissen Entfernung betrachten wollte — wie man doch jedes Bild aus einer gewissen Entfernung betrachtet, um es richtig zu sehen —, der würde sie auch so klein erblicken, daß die Stadt Athen nur wie ein winziger Punkt erscheinen und dein Landgut verschwinden würde. Und um so ein Geringes klagst du unaufhörlich."

Solche Reden, deren Unwahrheit sie wohl bemerkte, wenn sie auch nicht viel zu antworten wußte, überzeugten sie nicht, aber die Mühen und Sorgen ihres Geschäftes brachten sie allmählich von ihren nutzlosen Gedanken ab. Sie lernte bald, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit dem Zukünftigen zuwenden müßte, wenn sie die Zukunft für sich und den kindischen Mann freundlicher gestalten wollte; sie lernte, daß das Vergangene

nur für den Müßigen von Wert sein darf, für den Kämpfer aber verblassen muß.

Die jüngsten Ereignisse hatten nur dazu beigetragen, die Lebenssorgen der Frau zu steigern. Seitdem ihr Gatte durch den ungebetenen Sieg in dem großen philosophischen Wettkampfe einmal Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs geworden, war er mit einem Schlage einer der volkstümlichsten Männer Athens. Ganz anders noch als bisher. Die einzelnen Klassen der Bürgerschaft hatten ihn alle gekannt und in ihrer Art geschätzt, aber nicht gewußt, daß auch andere Gruppen ihn kannten. Nun erzählten einander die Marktweiber und Sackträger, daß der gute närrische Herr, der mit ihnen allen so kuriose Gespräche zu führen pflegte, bei den Vornehmen als ein weiser Mann berühmt sei, und suchten ihn zu noch kurioseren Gesprächen zu verlocken. Die Künstler und Professoren, welche bisher heimlich seine Ratschläge befolgt und öffentlich seine Stumpfnase verspottet hatten, fingen an, seine Stumpfnase interessant zu finden und hinter den harmlosesten seiner Worte einen tiefen Sinn zu vermuten. Der Kreis der Aspasia endlich, vor allem die ehrgeizige Dame selbst, war stolz auf den wunderlichen Mann, der hier zuerst entdeckt worden war. Und da ein jeder aus diesem Kreise froh der Freundschaft eines so berühmten Mannes, dessen Berühmtheit durch lautes Geschwätz zu steigern bestrebt war, da ferner niemand in ganz Athen auf das Urteil der öffentlichen Meinung größeren Einfluß hatte als eben der Salon der Aspasia, so wuchs das Ansehen des Sokrates täglich, ohne daß einer zu sagen vermocht hätte, wodurch er dies verdiente. Denn der ehemalige Bildhauer ging mitten durch seine Verehrer nach wie vor ruhig lächelnd seiner Wege, plauderte in seiner Weise mit vornehm und gering und fragte sie über alles, was ihm vorkam, über die Geheimnisse jedes Handwerks und jedes Kultus, über die Bedeutung der Denkmäler und der philosophischen Begriffe aus. Und so

oft er nach längerer Unterhaltung den andern verließ, ging er so behaglich schmunzelnd von dannen, als hätte er nicht eine Lektion erhalten, sondern erteilt.

Nicht alle Leute seines Umgangs achteten darauf, wie tief seine Art, nach den alltäglichsten Dingen zu fragen, die Gemüter aufregte und welche ungeheure Revolution seine närrischen Bemerkungen in den Athenerköpfen anrichten konnte. Sokrates selbst, der an seinem emsigen Wahrheitsuchen eine reine Freude empfand, kümmerte sich am allerwenigsten um die Wirkung seines Daseins.

Die arme Xanthippe aber sollte auch unter der günstigen Veränderung seines Ansehens zu leiden haben. Sokrates war ja in dem Rufe, unter dem Pantoffel seiner Frau zu stehen, und so bitter auch Xanthippe über jede solche Zumutung lachte, unaufhörlich belästigten sie die Leute, die ihren Einfluß benützen wollten. Sie selbst wußte gar wohl, daß sie ihren Gatten nur beherrsche, soweit es sich um Speise und Trank, um Frieden und Zank handelte, daß aber keine Macht der Erde und des Himmels, kein Komet und kein Erdbeben seine eigensinnigen Gedanken aus der Bahn zu werfen vermochte. Es half ihr nichts.

Bald kam die Gemüsefrau mit der Bitte, sein berühmter kleiner Teufel möchte einmal ordentlich regnen lassen, und die Viehzüchter kamen und verlangten von Sokrates wundertätige Salben für kranke Kälber — alte Jungfern brachten fette Hunde — und baten um eine Augensalbe. All die Leute wußten, daß der Wundermann sie mit Spott heimschicken würde, und wandten sich darum an die Frau. Und je höher sein Ansehen stieg und je weniger er den Armen helfen wollte, desto größer wurde ihr Staunen und ihr Zorn.

Aber auch die alten Freundinnen und die neuen Bekanntschaften der Xanthippe, auch die, welche als selbstbewußte Athenerfrauen die Bäuerin bisher nicht beachtet hatten, störten sie jetzt in ihrem Geschäfte mit

neugierigen Fragen und ängstlichen Warnungen. Da hatte Sokrates die dritte Wählerklasse durch sein Lob der Bildung beleidigt, da die ganze Stadt durch sein Studium der ausländischen Einrichtungen verletzt, da endlich — und diese Warnung kehrte am häufigsten wieder — die Kirche durch Ironie gegen sich aufgebracht. Xanthippe hatte zwar viel von ihrer Frömmigkeit eingebüßt, was ihr aber jetzt von den freigeistigen Scherzen ihres Mannes berichtet wurde, erschreckte sie doch.

Nun kam gar Aspasia eines Tages selbst zu ihr auf den Stätteplatz, setzte sich zutraulich neben sie auf eine halbfertige Marmorstufe und begann mit ihr ein so staatsmännisches Gespräch, als wäre Frau Xanthippe mindestens eine Präsidentin und könnte im Staate Sonnenschein und Regen nach Belieben machen.

Sokrates sei nun einmal der Mann des Tages, er müsse sich endlich entscheiden, müsse sich einer der politischen Parteien anschließen, wenn er nicht schließlich zwischen zwei Stühlen sitzen und fallen wolle. Der Wollhändler Lysikles und der schöne Alkibiades — Aspasia sah bei diesen Worten so frech in die starren Augen der Xanthippe, daß diese wegsah und ihre von Marmorstaub beschmutzte Hand heftig an der Stufe zu reiben begann — die beiden Häupter der konservativen Aristokratie seien geneigt, den Sokrates neben sich emporzuheben, wenn er seinen Pöbelhaß offen bekennen und in die politische Karriere eintreten wolle. Sie — Aspasia — sei zu wenig bewandert in solchen Dingen, Xanthippe solle einstweilen ihren Mann vorbereiten, morgen werde Alkibiades selbst kommen und mit seiner alten Feindin das Nähere besprechen.

Als Xanthippe an diesem Abend mit schweren Gedanken nach Hause kam, war Sokrates gar nicht für sie zu sprechen. Je mehr verschiedene Leute er jetzt tagüber gesehen, desto mehr ungelöste Fragen beschäftigten ihn, und so pflegte er, um ungestört sinnen und studieren zu können, sich in die Dachkammer zurück-

zuziehen, von wo ihn oft weder der Duft des Abendbrots, noch die Stimme seiner Frau hinunterzulocken vermochte.

Auch am andern Morgen versuchte es Xanthippe, welche die Vermittlung des Alkibiades gern vermieden hätte, vergebens, den Auftrag der Aspasia auszurichten. Sokrates ließ sich von der Magd Erklärungen über das Bebrüten der Eier geben und war für alles andere taub. Da rief Xanthippe ärgerlich:

„Verdien' dir erst so viel, daß du ein Ei kaufen kannst, dann magst du darüber nachdenken, was alles daraus werden kann."

Und unmutig ging sie in die Vorstadt hinaus zu ihren Steinen.

Dort sah sie den schönen Alkibiades bereits in leutseligem Gespräch mit einem der Arbeiter; über den Zaun herüber schielte der Steinmetz nach dem allbekannten Mann, der in seiner Generalsuniform aussah wie ein verkleideter junger Gott. Als er Xanthippe erblickte, eilte er auf sie zu und reichte ihr ganz munter die Hand. Sie führte ihn verlegen zu der kleinen Bretterhütte, in welcher sie ihre Geschäfte abzuschließen pflegte, und bat ihn, sich auf den einzigen Stuhl niederzusetzen. Er aber überließ ihn lachend mit galanter Verbeugung der Frau, setzte sich selbst auf den Zahltisch und versicherte sie, während er mit den Beinen schlenkerte und mit dem Zeigefinger den Staub von seinem Rocke fortknipste, sie sei in der langen Zeit noch schöner und verehrungswürdiger geworden.

Glutrot bat ihn Xanthippe, von den Dingen zu reden, wegen deren er angeblich gekommen sei.

Alkibiades führte wie ein verwöhnter Schauspieler eine Hand zum Munde, als unterdrückte er ein Gähnen.

„Ach, die Geschäfte!" rief er. „Sie werden mich noch durch ihre Langeweile töten!"

Dann begann er, ohne seine kecken, glückstrahlenden Augen von dem Antlitz der Frau wegzuwenden, eine

Art Programm zu entwickeln, dem Xanthippe nur mit Mühe zu folgen vermochte.

Sokrates müsse endlich Vernunft annehmen und in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe voll und ganz zur Partei des Alkibiades übergehen. Ach was, sich der Führung seines begeisterten Schülers Alkibiades unterwerfen. Der Anhang des Sokrates, die gesamte intellektuelle Jugend, hätte die starke Stellung des Alkibiades, der Junkerpartei, unüberwindlich gemacht, wenn Sokrates nicht selbst durch seine alten Phrasen von Freiheit und Aufklärung die Intellektuellen und die Pfaffen gegeneinander gehetzt hätte. Wolle Alkibiades seine großen Ziele erreichen, so müsse Sokrates auf sein Steckenpferd verzichten und seine Überredungskunst dem aristokratischen Block zur Verfügung stellen.

Alkibiades war aufgesprungen und ging mit heftigen Schritten in dem kahlen Raume auf und nieder. Xanthippe hatte sich nicht gerührt. Als er schwieg, sagte sie zögernd:

„Aber wie kommen diese Sachen denn an uns einfache Leute, an Sokrates und mich? Was haben wir denn mit dem Staate zu schaffen? Mein Mann ist nicht einmal imstande, die Steuern zu erschwingen, die wir zu zahlen haben. Wie soll er sich da in Dinge mischen können, wo sich's wahrscheinlich um die ganze Regierung handelt?"

Wie sie während dieser Reden dasaß, im schlechten Arbeitskittel mit ungepflegten Haaren, die rauhen Hände auf die Knie gestützt, wäre sie nicht jedem als ein schönes Weib erschienen. Dem Alkibiades aber schoß das Blut in die Wangen, daß dieses eine Weib seine Unbesiegbarkeit Lügen strafen sollte. Mit jener weichen, bebenden Stimme, die der Schrecken aller athenischen Ehemänner war, nahm er jetzt wieder das Wort. Er verfluchte sein Geschick, das ihn in den gemeinen Genüssen kein Genügen finden lasse, das ihn zwinge,

Befriedigung im Ruhme und im Machtbewußtsein zu suchen. Dort gerade, wo sein Herz Ruhe finden würde, stoße er auf kalte Tugend, trotzdem er seit Jahren keine andere ernste Neigung empfunden habe. Denn was er sonst treibe, das sei Rausch und nicht Liebe.

Xanthippe erhob sich langsam; ihr Atem ging schwer, während sie sich bemühte, den gefährlichen Sprecher mit finsteren Augen anzublicken.

„Sprechen Sie von Geschäften!" rief sie drohend.

„Nun denn geschäftlich!" brach Alkibiades nun wirklich leidenschaftlich los. „Wenn Sie es zu Wege bringen, daß Sokrates sich mir mit Leib und Seele anschließt, dann ist mein Sieg gewiß, dann kann ich auch die Unterstützung des Halunken Lysikles und der alten Aspasia entbehren. Dann bin ich binnen Jahresfrist der Herr von Athen und Sie, Xanthippe, sollen dann an dieser selben Stelle in einem Palaste von Marmor wohnen, anstatt wie eine Hökerfrau Marmor feil zu halten. Sokrates wird immer meinem Platze am nächsten stehen. Wenn ich untrüglichen Rat verlange, wende ich mich dann an ihn; wenn ich aber ausruhen will vom Kampfe um den Thron — ja es ist heraus! Ich will König werden von Athen! Und ich werde es sein, denn ich will's!"

Xanthippe lachte innerlich vor Freude und Rührung, da Alkibiades bei diesen Worten, die geballten Fäuste langsam und fest auf den Zahltisch legend, hochaufgerichtet weit hinaus in die Ferne zu blicken schien.

Er glaubte wohl zu viel verraten zu haben. Schmeichelnd und scherzend fuhr er fort:

„Will dann Xanthippe meine kleine Königin sein, bei der ich von der Knechtarbeit des Regierens ausruhen kann? Meine kleine heimliche Königin! Die gute Freundin des Königs Alkibiades, die nicht gleich schreit, wenn er sie berührt!"

Xanthippe schloß die Augen. Sie mußte sich an der Stuhllehne festhalten, um nicht im Schwindel hin-

zustürzen. Stolze, schöne, noch nie geträumte Bilder rangen vor ihr nach Gestaltung. Sie! die lahme Xanthippe! Neben Alkibiades!

Da fühlte sie seine Hand. Sie zuckte zusammen, schüttelte heftig den Kopf und öffnete die Augen. Wieder mußte sie die Lider schließen, denn so, wie er vor ihr stand, schien es ihr, als müßten alle ihn als ihren König anerkennen und sich ihm zu Füßen werfen. Schon wollte sie die erste sein, die sich ihm beugte, da erwachte plötzlich ihr Zorn, sie öffnete zum zweitenmal die Augen und sprach jetzt gefaßt:

„Ich werde meinem Gatten mitteilen, was für ihn bestimmt war. Meine Antwort aber können Sie gleich hören, Herr König! Ich bin eine Republikanerin und freilich eine Bäuerin dazu. Und wer unsern Freistaat unterwerfen will, der braucht sich um die Xanthippe nicht weiter zu bekümmen; aber zu seiner Freundin soll er mich gewiß nicht zählen!"

Ein Steinträger, der mit einer Frage an die Frau hereintrat, machte es dem Alkibiades möglich, sich rasch mit einigen gewandten Redensarten zu entfernen.

Xanthippe verbrachte den Rest des Tages wie im Fieber.

Sie dachte nicht daran, der Versuchung zu unterliegen, aber die Schmeichelworte hatten ihre Seele berührt.

Noch niemals hatte sie ihren Gatten so sehr vermißt, wie am Abend dieses Tages, als sie früher als sonst heimgekehrt war, um die Erklärungen des schönen Teufels zu wiederholen. Sie erwartete Sokrates im Dunkeln und füllte die nächtlichen Stunden in halbem Traume mit lichten Phantasien von Glück, Ruhm und Liebe.

Mitternacht war längst vorüber, als Sokrates heimkehrte und Licht machte, nicht wenig verwundert, seine Frau übernächtig an seinem Arbeitstische sitzen zu finden. Xanthippe wartete seine Frage nicht ab, sondern

berichtete sofort das ganze Gespräch, ohne das mindeste zu verschweigen. Sokrates schien nicht zuzuhören, denn er suchte, während er sprach, unaufhörlich nach einem Buche, das er verlegt hatte. Als sie geendet und ihn erwartungsvoll ansah, sagte er, ohne sich im Suchen stören zu lassen:

„Was den Angriff auf deine weibliche Ehre anbetrifft, liebe Xanthippe, so war dieser nur für deine Eitelkeit bestimmt und hat mit dem Kern der Angelegenheit nichts zu tun. An den Ehrgeiz des Alkibiades aber glaube ich und bin überzeugt, daß er es bis zum König dieses Staates bringen könnte, wenn er einen klugen Ratgeber neben sich hätte. Da ich in meiner Jugend ein guter Reiter war, so würde ich wohl auch der geeignete Mann sein, ihm Ratschläge darüber zu erteilen, wie man eine Republik in eine Monarchie verwandelt. Darin könnte ich ihm freilich sehr nützlich werden, so daß ihm keine Summe zu groß wäre, um meine Dienste zu bezahlen."

„So nimmst du sein Anerbieten an?" rief Xanthippe erschreckt. „Willst du ein Königtum schaffen helfen?"

Sokrates hatte in diesem Augenblicke sein Buch gefunden. Er schlug es auf und sagte über den Rand hinweg, Xanthippe freundlich anlächelnd:

„Ich werde die nächsten zehn Jahre lang die Frage studieren, ob Republik oder Königtum die geeignete Regierung für uns sei. Sollte ich überhaupt zu einer Entscheidung gelangen, so will ich nachher auch Partei ergreifen. Bis dahin will ich mich um Politik nicht bekümmern."

Nach diesen Worten las Sokrates die Stelle, um derentwillen er das Buch gesucht, begab sich zur Ruhe und entschlummerte so rasch wie gewöhnlich. Xanthippe aber schloß kein Auge. Nach irgend etwas sehnte sie sich, was sie für ihre Heldentat zu entschädigen vermochte. Oder war es keine Heldentat, eine anständige Frau zu bleiben gegenüber der ragenden Heldengestalt, den

flammenden Augen, den berückenden leichtsinnigen Reden dieses titanischen Alkibiades, der von der Besiegung der Republik Athen und seiner Erhebung zum König gesprochen hatte wie ein Bauernbursche von einem seidenen Bande, das er seinem Mädel zum nächsten Kirmestanz schenken will? Gab es in der Stadt noch viele Frauen, die sich rühmen durften, diesen sieghaften Mann mit einem Korbe heimgeschickt zu haben? Aspasia war sicherlich nicht so tugendhaft gewesen, diese beneidenswerte Aspasia, die ungestraft den Sitten der Väter Hohn sprechen und nach freier Wahl die herrlichsten Männer lieben durfte — die freche Aspasia, die gewiß auch einmal den Knaben Alkibiades mit ihren schamlos entblößten weißen Armen umfangen hatte, die kluge Aspasia, bei welcher der häßliche Sokrates so gern verweilte, anstatt seine Xanthippe zu liebkosen! Fürchtete er denn gar nicht, daß Xanthippe den Liebesanträgen des Alkibiades Gehör schenkte?

Und leise schluchzte Xanthippe in ihr Kissen hinein; sie war so stolz auf die bewiesene Tugend, daß sie sich über ihre Tränen wunderte. Sie wiederholte im Geiste alle Worte des Alkibiades, um sich noch einmal recht erzürnen zu können. Aber je länger sie über den Auftritt des Vormittags nachdachte, desto mehr grollte sie ihrem eigenen Gatten, weil er — sie allein gelassen — weil er ihr das Geschäft aufgebürdet hatte, — weil er so töricht gewesen war, ihr Geld zu verspielen, seinen Beruf aufzugeben, sie zu heiraten — sie wußte selbst nicht, warum sie ihm am meisten grollte.

Als Sokrates nach wenigen Stunden festen Schlafes erwachte, hatte Xanthippe noch kein Auge geschlossen. Er merkte nichts von den unterdrückten Tränen, er horchte nicht auf den bitteren Ton, mit dem sie fragte, wo er den gestrigen Tag wieder zugebracht hätte.

Heiter zog er sein Weib zu sich heran, scherzte mit ihr, nannte sie sogar sein hübsches Xanthippchen und erzählte dann: er war wieder abends im Hause

des Wollhändlers gewesen; man habe dort, um eine Ausrede zu einem Gelage zu haben, das vierhundertjährige Jubiläum des Homeros zu feiern vorgegeben; er habe viel getrunken, gelacht und gelernt. Und als Xanthippe nun erst schläfrig zu werden begann, hörte sie noch gerade, daß Alkibiades die lustige Tischrede auf den Jubilar, auf Homeros, improvisiert habe. Alkibiades habe ungefähr also gesprochen: „Niemand von uns weiß etwas von dem Gefeierten. Wir wissen nicht, wo er geboren wurde, aber gerade darum könnte er auch in Athen geboren sein, und darum wollen wir besonders stolz sein auf diesen berühmten Mitbürger. Wir wissen nicht, an welchem Tage er geboren wurde, und darum brauchen wir das ganze Jahr nicht aufzuhören, ihn leben zu lassen und ihn zu preisen als den Vertreter der guten alten Zeit, von der auch niemand weiß, wann sie war. Wir wissen überhaupt nicht, ob er geboren worden, und da wir darum auch nicht wissen, ob er gestorben ist, so lassen Sie uns in diesem Sinne das Glas erheben und rufen: Unsere schöne Wirtin lebe hoch!"

Längst war Xanthippe wieder munter geworden, hatte mit großen Augen zugehört und rief jetzt ärgerlich:

„Mußt du auch immer diesen Junker bewundern, den Weiberfreund und Volksfeind!"

Sokrates lachte gutmütig, während er sich erhob.

„Schilt mir den Alkibiades nicht," sagte er, „der hat heute auch deine Lobrede gehalten. Er hat gesagt, unter allen hübschen Athenerfrauen sei nur eine, deren Mann etwas vor ihm voraus habe, das seiest du, Xanthippe."

Wie ein Seufzer des Glücks kam es über die Lippen der Frau. Sehnsüchtig streckte sie beide Arme empor und richtete sich auf, während die leichte Decke von ihrer Brust fiel. Sehnsucht blickte aus ihren Augen, sprach aus ihrem geöffneten Munde und aus einer verklärenden Schönheit, die wie noch nie über ihr Gesicht gebreitet

war. Der Gatte fühlte sich gedrängt, ihr einmal, weil ihr Anblick so erfreulich war, etwas über die Macht des Eros zu erzählen; aber, wie immer es gekommen sein mag, es verschlug ihm die Rede und er umschlang sein Weib in der Dämmerung des Morgens, als ob er nicht der Weiseste der Griechen gewesen wäre. Ganz unweise.

Seit dieser frohen Stunde eines griechischen Sommertages, meine verehrten Damen und Herren, schien Xanthippe für einige Monate wie verwandelt. Es war, als lauschte sie nach innen hinein; und ein glückhaftes Lächeln hätte endlich einem bessern Beobachter, als Sokrates in seinem Hause war, verraten können, daß sie ein Köstliches erlauscht hatte. Und dann wieder war es, als ob sie zu dem Köstlichen doch auch eine Drohung erlauscht hätte.

Sie wurde wortkarger, schalt den Gatten seltener aus und schien sich in den Zustand ihres Haushalts und in ihr Los ergeben zu haben. Aber so schwermütig betrieb sie ihre vielfachen Geschäfte, so sauersüß lächelte sie zu ihres Mannes Worten, daß kein Zweifel darüber herrschen konnte, ihre Unzufriedenheit könne nicht aufgehört haben. Es war, als ob sie ein noch größeres Unglück betrauere als die häuslichen Sorgen.

Die wenigen, die auf sie acht hatten, die Magd und einige Nachbarinnen, glaubten jedoch das Rätsel ihrer Stimmung gelöst zu haben, als sie entdeckten, daß die Frau Kinderweißzeug anzufertigen begann.

Xanthippe hatte an ihren Zustand erst selbst nicht glauben wollen, und auch dann, als sie nicht mehr zweifeln konnte, mochte sie nicht eingestehen, was man doch mit jedem Tage bestimmter erkannte. Sie schämte sich, daß nach so vielen Jahren einer freudlosen Ehe doch noch Kindergeschrei in ihrem Hause ertönen sollte; sie fürchtete, durch die Mutterpflichten in ihrer geschäftlichen Tätigkeit behindert zu werden, und dabei sorgte sie schon jetzt, wie sie den Handel vergrößern

konnte, um ihrer Tochter (sie dachte immer nur an ein Mädchen) ein kleines Vermögen zu erwerben und einst zu hinterlassen. So sprach sie denn nicht von ihrem Zustande, fuhr die Magd an, wenn sie einen Scherz darüber versuchen wollte, und hantierte nach wie vor rüstig auf ihrem Stätteplatz.

Nur manches Mal, wenn der Abend warm und wohlig über die Stadt niedersank, ihre Gehilfen sie verlassen hatten und sie mit den kleinen Mühen der Buchhaltung zu Ende war, sank sie wohl träumerisch, wie nie zuvor in ihrem Leben, auf einen Marmorstein und lächelte glückselig auf ihren Schoß nieder, denn wenn sie sich auch schämte wie ein junges Mädchen, und wenn das neue Menschlein, dessen Regungen sie mit Entzücken fühlte, ihr schwere Pflichten auferlegen wollte — es war doch das erste hohe Glück ihres Lebens, ein heiliges Glück, das sie ja mit allem, was nicht ganz nach Wunsch ausgefallen war, versöhnen mußte. Und immer, wenn so holde Träume sie überkamen, blickte sie mit frommen Gefühlen hinüber in die menschenleere Nachbarwerkstatt, wo zahlreiche Heiligenbilder in Marmor und Sandstein zu versprechen schienen, das Kind in ihren Schutz zu nehmen.

Eine der heiligen Statuen drüben trug ganz deutlich die Züge des Alkibiades. Diesem Bilde empfahl sie ganz besonders das keimende Leben und lächelte stolz bei der Erinnerung an ihren Sieg. Und oft erzählte sie heimlich und mütterlich dem geheimnisvollen Wesen, dem sie mit ihrem Leben das seine hütete, wie seine Mutter doch viel besser und würdiger sei als viele andere Weiber, ja, als die anderen Menschen überhaupt. Mochte Aspasia noch so eitel sein auf ihre schönen Bilder, auf ihre schönen Gedichtbücher und ihre schönen Augen — sie war mit all ihrem Schönheitsrausch doch eben auf sich selber bedacht und zu ihrem eigenen Vergnügen mit schönen Dingen umgeben. Und ebenso war der kecke Alkibiades nur ein Diener seiner Eitelkeit, wenn er

sich in unaufhörlicher Leidenschaft verzehrte, und sogar der gute Sokrates war mit seinem unersättlichen Wissensdrang doch nur ein großer Egoist, dem es ganz gleichgültig war, ob seine Forschungen den Menschen nützen konnten oder nicht. Sie alle reichten nicht an die lahme Xanthippe heran, welche ein Kind zu hüten und zu bewahren hatte und die wußte, daß ihr ganzes Dasein vor einem Gedanken an dieses Kind verschwand. Solche Reden flüsterte sie sich selber zu, damit das werdende Kindlein es hören sollte.

Und wenn Xanthippe in der Dunkelheit solcher Abende langsam in ihr Wohnhaus zurückgekehrt war, gab es Frieden im Hause, und kein noch so närrischer Streich ihres Mannes konnte sie zum Schelten verleiten. Mochte er oben auf seiner Dachkammer an lebendigen Tieren herumschneiden, daß ihr Gewinsel einen Stein hätte erbarmen können — mochte er mit Brennspiegeln, Glaslinsen und chemischen Feuern Experimente machen, daß er nur mit versengten Kleidern und Brandwunden an den Händen wieder zum Vorschein kam — mochte er unten bei Tische die bedienende Magd freundlich ersuchen, ihm demnächst einen Floh aus ihrem Vorrat zu bringen — mochte er an eine dringende Frage seiner Frau, anstatt sofort Antwort zu geben, erst weitläufige grammatische Untersuchungen anknüpfen — mochte er ein anderes Mal mitten im lebhaften Gespräch Schweigen gebieten, weil er über einen Einfall, der ihm durch den Kopf gefahren, nachdenken wollte — mochte er heute fasten und morgen sich mit Essen übernehmen, um die Wirkungen dieser oder jener Speise zu erproben — Xanthippe machte ihm keine Vorwürfe, hoffte sie doch bald eine kleine Gesellschafterin zu haben, bei deren Geplauder sie die Eigenheiten des Vaters vergessen konnte.

Sokrates war natürlich der letzte, der etwas von den Sorgen und Hoffnungen seiner Frau erfuhr. Er sah und hörte immer weniger, was zu Hause um ihn

her vorging; ja, während er auf der Straße doch die Augen offen halten mußte, um nicht Schaden zu nehmen, betrachtete er seine Wohnung immer mehr als das sichere Nest, in welchem ihn nichts in seinem behaglichen Nachdenken stören durfte.

Darum war er eines Tages bei der Heimkehr nicht wenig überrascht, als ihn an der Schwelle lärmende Weiber mit Glückwünschen empfingen, die Magd, ihn am Arm fassend, ihn nötigte, langsamer zu gehen und ihm heftig zuschrie, er solle stille sein; und ganz verblüfft schaute er darein, als er seine Frau blaß im Bette liegen und an ihrem Busen ein winziges Kind ruhen sah.

„Was gibt es?" fragte er unwillkürlich mit leiser Stimme. „Wo kommt das Kind her?"

Die Weiber lachten, und so sehr auch die Magd dagegen wetterte, Xanthippe lachte glückselig mit ihnen.

„Unser Kind," sagte sie dann schwach.

„Wieso unser Kind?" fragte Sokrates wieder, „hast du es adoptiert, oder solltest du es etwa selbst geboren haben?"

Nun vollführten aber die fremden Weiber einen solchen Lärm, daß die Magd sie aus dem Hause trieb und die Tür hinter ihnen abschloß. Dann stellte sie sich steif zwischen Sokrates und das Bett und sagte, während ihre Rechte drohend in der Luft umherfuchtelte, mit mühsam gedämpfter Stimme, die ab und zu in schrilles Gekreisch überging:

„Gott sei Lob und Dank, die Frau liegt da auf den Tod und kann selbst nicht reden und mir das Reden verbieten. So will ich Ihnen einmal die Wahrheit sagen, Herr Sokrates, da Sie doch in allen Dingen nach der Wahrheit forschen wollen. Da liegt er, der syrupsüße Zuckerbub', das schönste Kind, das je in Athen zur Welt kam. Und Sie, Herr Sokrates, sind leider der Vater. Wenn die Frau aber nicht so ein gutes Schaf wäre, wenn ich zum Beispiel Ihre Frau wäre, wahrhaftig, dann wären Sie nicht der Vater dieses Herz-

blättchens. Verdienen Sie denn so ein Glück? Sind Sie denn überhaupt ein Vater? Gar nichts sind Sie! Blind und taub für Ihre gute Frau, die hier unter meinen Händen hätte vergehen können, ohne daß Sie ein Sterbenswort davon gewußt hätten! Was red' ich aber von einem Manne, dem es einerlei ist, ob man ihm gequollene Erbsen von der vorigen Woche oder junge Rebhühner mit Sauerkraut vorsetzt! Da schauen Sie sich Ihr Kind einmal recht genau an, damit Sie's wiedererkennen, wenn Sie dem Prachtbuben einmal auf der Straße begegnen, Sie zerstreuter Professor Sie, und dann machen Sie, daß Sie in Ihre Hexenküche hinaufkommen, damit die arme Frau endlich schlafen kann."

Sokrates ging. Aber er fand heute doch nicht die nötige Ruhe zum Studieren, sondern schritt unruhig auf und nieder, und wäre wohl bis zum Morgen nicht stillgestanden, wenn die Magd ihn nicht zur Ruhe verwiesen hätte. Ob er denn gar kein Gefühl habe? Ob er die todmüde Frau durchaus umbringen wolle?

Xanthippe ruhte drei Tage, dann stand sie auf und begab sich wieder an die Arbeit. Anfangs war sie freilich müde, und die Züge, welche plötzlich gealtert hatten, wollten nicht wieder die bisherige Jugendfrische annehmen. Aber ihre Körperkraft kam bald wieder, und mit nie gefühlter Freude schaffte sie daheim und auf dem Stätteplatz.

War sie doch jetzt nicht mehr allein. Bei jedem Wetter mußte die Magd ihr das Knäblein, das den Namen Prokles erhalten hatte, hinausbringen, damit sie es säuge, küsse, herze und in Schlaf singe. Und so emsig sie auch jetzt den Geschäften nachging, so lebhaft sie auch die Aufmerksamkeit gegen die Kunden und die Sorgfalt beim Einkauf verdoppelte — alle Welt mußte warten, wenn das Kind nach der Mutter rief. Niemand hätte der harten Xanthippe zugetraut, daß sie so kindisch jauchzen, so hell singen könne, wie man es jetzt täglich weithin hörte.

Sokrates ging eine Zeitlang ganz verlegen im Hause umher. Er mochte wohl fühlen, daß er als Vater irgend etwas bei der Sache tun müßte. Da Xanthippe und die Magd aber alles aufs beste verrichteten, ihm überdies das Verhältnis zu einem Neugeborenen fremd war, begnügte er sich, allen Hantierungen aufmerksam zuzusehen und hier und da über den Zweck einzelner Handlungen neugierige Fragen zu stellen. Ob die Magd dem Kinde unter geheimnisvollen Sprüchen zum Schutze gegen den bösen Blick siebenmal ins Gesicht blies, ob man es heiß oder kalt badete — immer erkundigte sich Sokrates mit gleichem Ernste nach den Gründen und beobachtete mit gleicher Gelassenheit die Wirkung.

Allmählich ging er doch wieder seine gewohnten Wege, und man hörte ihn in Gesellschaft seiner Freunde nun mit Vorliebe über die Behandlung der Kinder, über die Opfer des Aberglaubens und die Schwierigkeiten der Erziehung sprechen.

Sobald das Kind sich so weit entwickelt hatte, daß er es ohne Angst auf den Arm nehmen konnte, beschäftigte sich Sokrates täglich mit seinem Sohne. Aber Xanthippe, in ihrer Abwesenheit die Magd, ließ den Vater nicht einen Augenblick aus den Augen. Denn Sokrates spielte nicht mit seinem Söhnchen, er verstand nicht es zu küssen, nicht es in Schlaf zu singen. Nur Experimente mit dem kleinen Menschen mochte er anstellen. Die Länge und das Gewicht des Kindes wurde täglich gemessen, die Fähigkeit, zu sehen und zu hören, aufmerksam geprüft, und als das Kind endlich zu lallen anfing, wurde der Vater nicht müde, die Entwicklung der Sprache zu studieren und seinen Jüngern die Resultate mitzuteilen.

Xanthippe hatte gehofft, das neue Gefühl der Vaterschaft werde ihren Mann wachrütteln und ihn zu einem ordentlichen Lebenswandel führen. Als sie sich wieder getäuscht sah, wollte sie sich aufs neue bitteren Emp-

findungen hingeben; aber der Junge war gar zu herzig, als daß man die Fehler seines Vaters nicht leicht hätte verzeihen können. Übrigens ging das Geschäft, das Xanthippe mit unermüdlichem Fleiße zu vergrößern bedacht war, gut; die Zukunft hellte sich auf und so mochte der närrische Sokrates nur immer sein Steckenpferd reiten. Xanthippe hatte zu ihrer Kraft Zutrauen gewonnen und fühlte sich mächtig genug, um den Prokles mit samt dem Sokrates, der ja doch einmal der Vater des Kleinen war, sicher durchs Leben zu bringen.

Die Magd glaubte ihrer Frau damit eine besondere Freude zu machen, daß sie ihr täglich versicherte, der kleine Zuckerbub habe auch nicht einen Zug von seinem Vater. Aber auch Xanthippe ertappte sich oft darauf, daß sie ängstlich darüber nachsann, wem von den Eltern das Kind nachgeraten werde.

Viertes Kapitel

Ich könnte den Beifall meiner Zuhörerinnen ziemlich sicher erreichen, wollte ich, wie dies neuerdings leider üblich geworden ist, die Entwicklung Babys Tag für Tag verfolgen. Kindergeschichten sind ja Mode. Man kann es schon erleben, daß die armen Würmer sich in ihrer kalten Stube die Augen rot weinen, weil die gefühlvolle Mutter sich gerade von einem traurigen Kinderschicksal in ihrem Romane fesseln läßt und darüber vergißt, ihnen das Frühstück zu bringen.

Da ich jedoch als Junggeselle kein Verständnis für die Leiden und Freuden eines eitlen Mutterherzens besitze, will ich ganze Epochen in der Entwicklung des kleinen Prokles überschlagen.

Schon war er drei Jahre alt geworden und nach der Meinung der Magd ein Wunderkind. Er konnte mit einigen größeren und kleineren Sprüngen von eins bis zwanzig zählen, auf griechisch noch dazu, sang den neuesten Gassenhauer und stellte so kluge Fragen, daß sie nicht antworten konnte. Da wäre endlich — so sagte sie — für den Herrn Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Er könnte den Unterricht des Kleinen übernehmen, vor allem ihm Geschichten erzählen und die schrecklichen Fragen beantworten, und wenn er wirklich so ein kluger Mann sei, wie die Leute sagen, so könne das Wunderkind vorläufig doch manches von ihm lernen.

Sokrates ließ sich das nicht zweimal sagen. Xanthippe, die anfangs nichts davon wissen wollte, daß man ihr Söhnchen schon jetzt mit Lernen plagte, gab sich endlich zufrieden: nur sollte die Magd die Oberaufsicht über die Schule führen.

Das Verhältnis hatte keinen langen Bestand. Schon in einer der ersten Unterrichtsstunden hatte der Kleine die unschuldigen Worte geplappert: „Das Dach regnet." Da setzte ihm Sokrates weitläufig auseinander, daß man das Verbum „regnen" in dieser Verbindung nicht gebrauchen dürfe, daß es unpersönlich sei, daß man darum auch nicht sagen dürfe: „Gott regnet", was übrigens nur ein Bild wäre für den gleichfalls sprachwidrigen Ausdruck: „Die Wolken regnen". Denn der oberste Gott sei nur ein Sammelname für Wolken und andere meteorologische Erscheinungen.

Die Magd hatte nicht viel von der Rede verstanden. Als aber Prokles nach langer Pause freundlich wiederholte: „Das Dach regnet," Sokrates ihm diesen Fehler jedoch mit der Rute austreiben wollte, packte sie den Knaben und trug ihn trotz des Regens, der in der Tat aus den Wolken niedertroff, eiligst zu seiner Mutter und beschwor sie, den Sokrates das Kind nicht wieder berühren zu lassen. Und wo sie auf der Straße einen Bekannten festhalten konnte, da wußte sie zu erzählen, Sokrates wolle sein Kind totschlagen, um ihm den Unsinn „Die Wolken regnen", beizubringen; denn die Wolken seien die neuesten Göttinnen ihres verrückten Herrn, der zur Strafe dafür oben in seiner Zauberkammer noch einmal von den Blitzen werde erschlagen werden.

Als Xanthippe den Bericht vernommen hatte, entzog sie ihr Söhnchen den Erziehungsversuchen des Vaters wieder. Und Sokrates, der in der ganzen Stadt mit seinen Wolkengöttinnen geneckt wurde, hatte seinen Hörern viel von den Schwierigkeiten des Kinderunterrichts zu erzählen: denn für den Lehrer von Erwachsenen genüge es, daß er etwas wisse; ein Kinderlehrer aber müsse Alles wissen und dabei an Gemütsart selber ein Kind sein, um sich verständlich zu machen.

So blieb denn die Frage, ob Prokles ein Wunderkind sei oder nicht, vorläufig unentschieden, und der

Knabe durfte wieder in der Gesellschaft der Magd nach Herzenslust seine Spielsachen zerbrechen, das Geschirr zerschlagen und kluge Fragen stellen. Xanthippe hörte dann stets den Berichten über alle Heldentaten, welche während ihrer Abwesenheit vollbracht waren, mit Entzücken zu; sie hielt nur mit ihrer Anerkennung ein wenig zurück und ließ das körperliche Wohl über der Bewunderung des Geistigen nicht vernachlässigen. Aber als der Junge sie eines Morgens mit dem lustigen Liede aus der neuesten Operette des Aristophanes erfreute, da vermochte ihr Mutterherz nicht zu widerstehen. Sie erstickte das Kind beinahe unter ihren Küssen, und Sokrates wurde aus seinem Morgenschlafe geweckt, damit er seinen Teil an der allgemeinen Freude nehme. Als Sokrates den Anlaß sofort wahrnahm, um über die sittlichen Mängel der parodistischen Kunstgattung und besonders über den frevelhaften Leichtsinn des tollen Aristophanes, dessen gewaltige Sprachkraft er nicht leugnen wolle, zu sprechen, da gingen die Weiber mit dem Kinde hinaus und ließen es sein Lied vor der Nachbarin singen, die wieder ihrerseits Worte und Melodie nicht zu verstehen vorgab. Sie mußte wohl taub sein.

Bald darauf, an einem warmen, stillen Frühlingsabend, saß Xanthippe, ihr Kind auf dem Schoß, auf einem Werkstück schönen rötlichen Marmors und hörte wieder dem Liedchen zu, das Prokles mit wachsender Virtuosität vortrug. Sie wäre heute auch ohne die Gegenwart des Kindes vergnügt gewesen; der Besitzer eines großen Steinbruchs hatte ihr zu billigen Bedingungen sein ganzes Werk verpachtet und sie konnte nun mit einiger Sicherheit darauf rechnen, bald das kleine aus dem Gütchen gerettete Vermögen verzehnfacht zu sehen. Auch das Gefühl, bei dem ganzen schwierigen Geschäfte nur wie ein Mann behandelt worden zu sein und auch wohl die Umsicht eines Mannes bewiesen zu haben, tat ihr wohl.

Sie rüstete sich eben, nach Hause zu gehen, als sie über den Zaun blickend den Steinmetz im Gespräch mit Lykon herankommen sah. Der Geistliche ging in bürgerlicher Tracht und war offenbar guter Laune. Da er eben Abschied nahm, wartete Xanthippe ein wenig, um dem Nachbar von ihrer neuen Unternehmung Nachricht zu geben und sich Glück wünschen zu lassen. Der kam sofort, da Lykon ihn verlassen, heran, reichte ihr über den Zaun die Hand und sagte mit eigentümlichem Lächeln:

„Hätten Sie vielleicht Lust, heute ins Theater zu gehen, Frau Xanthippe? Sie sollten's nicht versäumen, und ich habe hier noch ein Freibillett für Sie übrig. Lykon hat mir ein halbes Dutzend geschenkt, freilich nur für die letzte Galerie."

„Was soll ich im Theater?" fragte Xanthippe verwundert. Sie hatte seit ihrer Mädchenzeit kein Stück mehr gesehen und seitdem auch kaum mehr vom Theater sprechen gehört, da Sokrates sich nur hie und da eine Tragödie ansah und sie für traurige Geschichten keinen Sinn hatte.

„Heute gibt's etwas Neues zu sehen. Es werden zwei Possen aufgeführt, die beide denselben gelehrten Herrn aufs Korn nehmen. Besonders das zweite Stück, ‚Die Wolken', soll sehr schlimm sein. Die Wolken sind darin eine neue Art Götter. Hat Herr Sokrates Ihnen nichts davon erzählt?"

„Nein," erwiderte Xanthippe arglos. „Warum sollte er auch?"

„Weil ein gewisser Sokrates der Held der Posse ist," rief der Steinmetz und ging lachend hinweg.

Xanthippe vermutete hinter den Worten eine Neckerei, die sie wohl nicht recht verstehen möchte; doch begab sie sich schon verstimmt auf den Heimweg. Sie führte den Knaben an der Hand und suchte den nächsten Weg auf, des müden Kindes wegen. Da mußte sie nach einigen Hundert Schritten am Schauspielhause vorüber

und sah an dem Gedränge vor den Türen, daß ein ungewöhnlich interessanter Abend erwartet wurde.

Viele Theaterbesucher blieben stehen und wandten sich nach ihr um, als sie eilig mit dem Knaben vorüber wollte. Sie sah, wie man mit den Fingern nach ihr wies, sie hörte, wie man den Namen ihres Mannes zischelte. Ihr wurde schwindlig vor Scham und Angst. Da trat ein Jünger des Sokrates auf sie zu und sagte teilnehmend:

„Der arme Sokrates! Alle sind gegen ihn. Das wird ein böser Abend!"

Xanthippe wollte nichts weiter hören. Sie hob das Kind auf den Arm und ging schnellen Schrittes nach Hause. Aber auch hier fand sie keine Ruhe. Als Prokles zu Bett gebracht war, teilte sie der Magd mit, was sie erlebt, und forderte ihren Rat.

„Das ist Unsinn," sagte die Alte, „so ein Habenichts und Faulenzer, wie unser Herr, kommt nicht auf die Bühne. Da gibt's nur Könige und Götter und Feldherren und Mörder zu sehen, aber nicht unsereins. Wer weiß, was Herr Sokrates wieder angestellt hat! Vielleicht ist er unter die Komödianten gegangen und spielt heute einen König. Aber machen Sie sich nichts daraus, Frau, wenn sie ihn auch heute totschlagen; er steht nachher wieder auf und hat nur um so größeren Hunger. Ich hatte mal einen Freund, der hatte mal einen Begleiter so eines Königs gemacht. Daher weiß ich's."

Lange saß Xanthippe lautlos am Bette ihres Kindes. Dann erhob sie sich plötzlich, griff nach ihrem Tuch, zog es über den Kopf und ging hinaus. Der erstaunten Magd rief sie zu, sie solle nur auf das Kind achten und sich sonst um nichts bekümmern.

Xanthippe eilte dem Theater zu und löste dort ein Billett für den billigsten und am schlechtesten erleuchteten Platz, wo sie hoffen durfte, unerkannt zu bleiben. Als sie die dichtgedrängte Galerie betrat und hinter der

letzten Bank stehenbleiben mußte, ging das erste Stück eben zu Ende. Sie konnte nur undeutlich wahrnehmen, daß auf der Bühne eine großartige Prügelei stattfand, und daß ein Mann, den man nacheinander „Schuft, Rechtsverdreher, Atheist, Sophist, Dieb“ anrief, furchtbare Schläge bekam. Unter dröhnendem Beifallsklatschen schloß die Szene und die Leute begannen das Gebäude zu verlassen.

Auf ihrem Platze, dicht an einer Eingangstür des obersten Ranges, mußte Xanthippe eine Menge Bruchstücke von Gesprächen auffangen, die ihr das Blut in die Wangen trieben, wenn sie den Zusammenhang auch nicht verstand.

„Recht ist ihm geschehen, dem aufgeblasenen Narren. Warum kümmert er sich um Dinge, die ihn nichts angehen!“

„Er verachtet das Volk und hält's mit den Aristokraten!“

„Wer dem Volke sein bißchen Glauben nimmt, der handelt ärger als ein Räuber. Wir, die den Glauben hüten, wissen freilich . . .“

„Der Ärgste ist er noch lange nicht. Die anderen Sophisten werden reich durch ihren Unterricht, Sokrates aber soll ja so arm sein, daß seine Frau im Tagelohn für ihn arbeiten muß.“

„Ach was — arm oder reich. Man sollte ihn wirklich aufhängen, damit die Adligen Angst kriegen und der Krieg endlich aufhört. Es sind schon Bessere in diesem Kriege gestorben.“

„An den Galgen mit ihm. Dann gibt's bei der nächsten Belagerung ein hungriges Maul weniger.“

„Ich kenn' ihn nicht. Aber schön war's, wie sie ihn gehauen haben. Und in den ‚Wolken‘, die jetzt daran kommen, soll es ihm noch toller ergehen!“

Die Galerie leerte sich und Xanthippe konnte auf einer vorderen Bank Platz nehmen, von wo die Bühne und der Zuschauerraum besser zu übersehen waren.

Hier saß sie still, bis das Haus sich endlich wieder füllte und die Vorstellung der zweiten Posse begann. Sie mußte ihre Gedanken sammeln, um dem Gang der Handlung folgen zu können; sie ahnte, daß eine Gefahr über ihr schwebte, aber noch wußte sie nicht, was der Name ihres Gatten mit einem lustigen Theaterstück zu schaffen haben konnte.

Xanthippe war des Theaterbesuchs so ungewohnt, daß sie während der ersten Minuten dem Vorgang auf der Bühne nur schwer zu folgen vermochte. Auch wurde sie durch das lärmende Eintreten der Nachzügler oft gestört. Nach und nach jedoch begriff sie, worum es sich handelte.

Da stöhnt und schimpft auf der Bühne ein tölpelhafter Landwirt, der zu seinem Unglück eine gebildete Städterin geheiratet und dessen Sohn, ein alberner Sportsmann, ihn in Schulden gestürzt hat. Der Bauer wendet sich in seiner Verzweiflung an einen Sophisten, der im Rufe steht, in seiner „Freidenkerei" die zuverlässigsten Rechtsverdreher sehr schnell heranzubilden. Einer der Schüler gibt die lustigsten Beispiele für das Unterrichtsverfahren seines Professors.

Das Publikum wurde gleich durch diese erste Szene in die heiterste Stimmung versetzt. Die Leute mußten weit besser als Xanthippe verstehen, wer gemeint war, denn sie lachten unbändig, während sie sich schon fragte, warum sie nicht lieber nach Hause zu ihrem Kinde gehe, anstatt sich hier tolle Schwänke vorgaukeln zu lassen, die sie ja doch wohl nicht betrafen.

Da plötzlich hörte sie, wie der Schüler seinen Meister bei Namen herausrief: „Sokrates!" Und während es schnell wie ein Gemurmel froher Erwartung durch die Zuschauer ging, mußte Xanthippe die Hand gegen die Brust stemmen, um nicht aufzuschreien vor Schrecken. Den Hintergrund der Bühne nahm, wie sie nun sah, eine genaue Nachbildung ihres Häuschens ein; über dem Eingang stand mit großen Buchstaben „Freidenkerei".

Sonst war die Dekoration zum Täuschen getroffen. Oben über diesem Hause öffnete sich jetzt die Wand der Dachkammer, und begrüßt von dem wiehernden Gelächter der Menge erschien gravitätisch mit tänzelndem Schritt, mit Hängebauch und Glatze — Sokrates.

Xanthippe zitterte am ganzen Leibe. War es möglich, konnte sich ihr Gatte so weit vergessen und seine Narreteien schon auf öffentlicher Bühne vortragen?

Doch nein, das war nicht ihr Sokrates! So lächerlich redete ihr Mann nicht, so ungezogen machte er sich nicht über die Gottheit lustig, so wohlfeile Späße gab er nicht zum besten. Und gar die Stimme, mit der das alles vorgetragen wurde! Wohl gab der Mann auf der Bühne sich alle erdenkliche Mühe, den guten Sokrates auch in seiner Sprache nachzuahmen. Allein vergebens! Die weiche eindringliche Stimme, welche den Hörer fesselte, auch wenn der Sinn der Worte ihn empörte, klang beim wahren Sokrates ganz anders, viel herzlicher, viel wahrer! Jetzt verstand Xanthippe mit einem Male alles: man wollte sich über ihren Mann lustig machen, und das ganze Stück war zu diesem Zwecke geschrieben. Sie wollte sich nun rasch entfernen, denn es dünkte ihr unziemlich, daß sie zugegen blieb, wenn die Schwächen ihres Mannes an den Pranger gestellt wurden.

Plötzlich aber bannte sie ein wilder Beifallssturm an ihren Platz. Der Bauer hatte eben „bei den Göttern“ geschworen, er würde für den Unterricht im Rechtsverdrehen jedes beliebige Honorar zahlen; da lachte der Sokrates auf der Bühne über den Zeus und die Here und stellte dafür die Wolken als seine mächtigen Gottheiten vor.

Hundert Augen wandten sich nach der Parkettloge der Aspasia. Auch Xanthippe blickte hin und sah neben der Frau des Lysikles ihren eigenen Mann, den verhöhnten Sokrates, vornübergelehnt lachen. Der wirkliche Sokrates lachte über seine Karikatur auf der Bühne.

Und jetzt sah man, während der Komiker, der den Sokrates spielte, mit grotesker Parodie kirchlicher Gebräuche ein Gebet sprach, die allerneuesten Göttinnen aus der rückwärtigen Kulisse fröhlich aufmarschieren.

Es war ein lieblicher und doch drolliger Anblick. Eine Anzahl hübscher Mädchen war in große Ballen der allerleichtesten Stoffe so weitläufig eingekleidet, daß sie allerdings Wolken glichen, über denen ein keckes Köpfchen ohne Leib zu schweben schien und aus denen die Arme putzig genug rechts und links hervorbaumelten. Die Haare der Darstellerinnen waren feucht gemacht, klebten in wirren Strähnen am Kopf und verloren sich in der Gewandung. Jede Wolke hielt in der Linken einen niedlichen Regenschirm, mit welchem während der folgenden Couplets die waghalsigsten gymnastischen Übungen gemacht wurden, in der rechten eine Gießkanne, aus welcher sie die Inhaber der ersten Parkettplätze zu begießen drohte.

Es dauerte eine gute Weile, bevor die Schauspieler sich wieder Gehör verschaffen und ihre Reden fortsetzen konnten. Auf jede gotteslästerliche Erklärung des Sokrates erfolgte eine verkehrte, aber in ihrer Spitze doch gegen die Sophisten gerichtete Antwort des Bauers, der endlich kein Wort mehr sprechen konnte, ohne von dem dröhnenden Lachen der Zuhörer unterbrochen zu werden. Xanthippe, die vor dem Schreien und Lachen ihrer Nachbarn kaum verstehen konnte, schaute hilfeflehend empor, ob nicht ein rächender Gott dem Unfug ein Ende machen wollte. Die Tränen liefen ihr unaufhaltsam über die Wangen fort und sie wußte es nicht. Jedes Wort des falschen Sokrates fuhr ihr durchs Herz, denn sie konnte sich's nicht länger verhehlen, daß seine Ähnlichkeit mit ihrem Manne erschreckend war. Ganz so, wie ihr Mann bei seinen Unterredungen lachte, sich dumm stellte, den Redner durch scheinbar neugierige oder schelmische Fragen überrumpelte, so machte es der Mann auf der Bühne. Und wie die Zuhörer des

Sokrates am Ende in der Gotteslästerung oft weiter gingen, als er selbst geredet hatte — wie Xanthippe selbst und ihre Magd oft nicht mehr wußten, wie sich alte und neue Begriffe in ihrem Kopfe mischten, genau so redete der Bauer. Und hatte man ihr nicht dies und jenes Scherzwort, das jetzt unter dem Jubel der Athener wiederholt wurde, schon längst zugetragen? Hatte nicht einmal der alte Kohlenträger auf die Aufklärungsversuche des Sokrates wirklich genau so geantwortet, wie jetzt der Bauer: er werde die alten Götter nicht mehr ansehen und sollten sie ihm auch am hellen Tag auf der Straße begegnen.

Doch sie hatte zum Nachdenken keine Zeit, denn die Handlung schritt fort.

Die hübschen Wolken singen ihre Lieder, Sokrates unterrichtet seinen alten dummen Schüler, bis er, der jede einzelne Lehre sofort bar bezahlen muß, ohne Geld, ohne Rock und Schuhe, blaß wie ein Kandidat, aber ebenso dumm wie zuvor, an der Möglichkeit verzweifelt, die Rechtsverdreherei selber auslernen zu können. Nun muß der ungeratene Sohn des Bauers selbst heran, damit er den Vater von den Schulden befreien lerne.

Er zeigt sich anstelliger. Eine allegorische Handlung genügt, um ihn aus einem gutmütigen Pferdenarren in einen mit allen Hunden gehetzten Sophisten zu verwandeln.

Diese Szene, ein Wettkampf zwischen der ehrbaren, fleißigen, ernsten „guten alten Zeit“ und dem frechen, nichtsnutzigen eitlen Zukunftsmenschen, erregte mit ihren hundert Anspielungen, die hageldicht auf das Publikum niederfielen, wieder stürmische Heiterkeit, welche ihren Höhepunkt erreichte, als die von dem Singsang des triumphierenden Zukunftsmenschen besiegte gute alte Zeit wie in hilfloser Angst von der Bühne unters Publikum sprang und sich dort auf einen für die obersten Behörden bestimmten Stuhl feierlich niederließ.

Während des kurzen zweiten Zwischenaktes starrte Xanthippe wieder mit tränenden Augen ins Parkett hinunter, wo ihr Gatte noch immer heiter dastand, die Bekannten grüßte, seinen Feinden ab und zu aufmunternde Blicke zuwarf und mit Aspasia plauderte. Niemand verließ das Haus. Der Anblick des echten Sokrates, dem der entfesselte Sturm nichts anhaben zu können schien, interessierte die Leute nicht minder als sein komisches Abbild. Mehr als hundert Personen hatten ihre Plätze verlassen und drängten sich um die Loge der Aspasia, die jung vor Vergnügen ihren Elfenbeinfächer spielen ließ. Übermütig und rücksichtslos wurden die Scherze des Dichters zu seinem Opfer hinaufgerufen, und so oft einer der Lärmenden etwas aus eigenem hinzufügte, erscholl Lachen und Beifallsklatschen, als ob auch diese Scherze zum Stücke gehörten.

Xanthippe konnte von ihrem Platz kein Wort von dieser Posse in der Posse hören. Aber sie sah, wie Sokrates stolz und unbekümmert inmitten einer feindlichen Schar dastand; sie wußte und fühlte, daß die ungeheure Mehrheit im Schauspielhause sich heute gegen ihren Mann erklärt hatte und daß vielleicht nicht einmal alle Insassen der Loge treu zu ihm hielten. Da bemächtigte sich ihrer eine wilde Bangigkeit und sie fuhr erschreckt zusammen, als hinter den Kulissen das Zeichen zum Beginn des dritten Aktes gegeben wurde.

Die Handlung ging rasch ihrem Ende zu. Der gefürchtete Ultimo, an welchem der Landwirt zahlen sollte, ist da, und die Gläubiger werden von dem Schüler der Sophisten mit spitzfindigen Redensarten heimgeschickt.

Der Bauer jubelt. Da zeigt es sich jedoch, daß sein begabter Sohn bei Sokrates noch etwas anderes gelernt hat als Gottlosigkeit und Rechtsverdreherei. Er prügelt nämlich seinen Vater durch und beweist ihm unter furchtbarer Unruhe des Publikums, daß er nach dem Naturrechte dazu befugt, ja verpflichtet sei, und schließlich er-

klärt er sich bereit, auch die eigene Mutter zu prügeln und sein Recht hierzu nachzuweisen.

Längst war das Lachen der Zuschauer verstummt. Während Xanthippe zitternd dasaß und an sich halten mußte, daß sie nicht aufsprang und in die Menge hineinrief: „Das ist alles nicht wahr. Mein Sokrates ist der beste Mensch, der je gelebt hat!" — während Sokrates selbst der Bühne den Rücken kehrte und ruhig die Zuschauer betrachtete, wie der Wächter des Leuchtturmes auf die empörten Wogen hinabblickt, die ihn nicht berühren können, ging ein Schauer der Erwartung durch die Reihen.

Es wurde still und stiller in dem Possentheater, in welchem das Publikum sonst so rücksichtslos seine Meinung zu äußern pflegte. Welche Strafe wird den Obersophisten für seine Schlechtigkeit treffen? Xanthippe hörte, wie in ihrer Umgebung über den Ausgang des Stückes Wetten aufgenommen wurden.

Da erhob sich der geprügelte Bauer und teilte seinen Entschluß mit, dem Sokrates sein Haus über dem Kopf anzuzünden. Und wie durch Zauber löste sich der Bann, der auf den Zuschauern geruht, und ein Beifallssturm durchtobte das Haus, als gelte es, den Sieger von Marathon zu begrüßen. Und doch wurde weder der Dichter, noch einer der Darsteller gerufen. Die Leute schienen vergessen zu haben, daß sie im Theater saßen. Nur der Zorn gegen den entsetzlichen Mann, der ihnen ihre Götter, ihre Sitten und ihre geistigen Gewohnheiten nehmen wollte, war zu vernehmen.

Schon hatten indessen auf der Bühne der Bauer und seine Knechte mit Leitern und Fackeln das Haus umstellt, mit lautem Geschrei, welches das Getöse des Publikums endlich verstummen machte, kletterten sie an der „Freidenkerei" empor und begannen Feuer anzulegen. Aus dem Innern des Hauses ertönten jämmerliche Hilferufe, und jetzt kroch gar der falsche Sokrates durch eine Luke auf das Dach hinauf, setzte sich mit banke-

rottem Gesichtsausdruck auf den First und rang die Hände, während vor ihm und hinter ihm dünne Stichflammen emporzüngelten. Xanthippe war einer Ohnmacht nahe, aber sie konnte die Augen nicht schließen.

In atemlosem Schweigen erwarteten die Zuschauer den Zusammensturz des Gebäudes.

Da plötzlich ertönten aus der Höhe hinter den Kulissen leise Stimmen. Näher und näher zog es heran und auf mächtigen Wagen rauschten die Göttinnen des Sophisten, die Wolken, durch die Luft herbei. Die Regenschirme hatten sie über die Schulter gelegt und aus ihren Gießkannen ließen sie unter fröhlichem Singen reiche rettende Wasserströme auf das brennende Haus und auf den armen Sophisten niederfließen. Die Flammen zuckten noch einmal auf, um dann langsam zu verlöschen. Deutlich war das Zeichen zum Schlusse der Vorstellung zu vernehmen, und schon sprachen die Wolken in feierlichem Rhythmus die letzten Verse:

Des Gottes gefällige Magd ist die Wolke, sein stärkerer
Knecht ist der Blitz.
Wir raten dir gut: bekehr' dich, entsag' dem kecken
blasphemischen Witz.
Zur Warnung ist heute dir, hilfebereit, erschienen das
zarte Geschlecht;
Erzürnst du den Gott noch ein einziges Mal, kommt
grob und zermalmend sein Knecht.
Vom Blitze getroffen, erfährst du dann, was unter,
was über der Erden —
Dann schweigst du von selbst und brauchst nicht mehr
von uns gewaschen zu werden.

Kein Laut war im Schauspielhause zu vernehmen. Da, bei den letzten Worten, erhob sich der durchnäßte Possen-Sokrates, rang mit komischer Gebärde seinen triefenden Mantel aus und schickte sich an, mit geducktem Haupt vom gelöschten Dache hinunterzukriechen.

Aber wie auf einen geheimen Befehl sprangen tausend Zuschauer empor. Tausend Fäuste ballten sich drohend gegen die Bühne, und wie Kampfschrei tönte ein betäubendes Rufen empor. Ein jeder sprach etwas anderes und doch hörte man einzelne Worte, als wären sie von allen zugleich hervorgestoßen: „Brennen lassen!" — „Nicht löschen!" — „Niederbrennen!" — „Der Hund soll nicht leben bleiben!" — „Ins Feuer!" — und brausend, wie die äußerste Anstrengung eines Orkans fand sich die wilde Masse in dem Schrei zusammen: „Ins Feuer!"

Auch die Galerie hatte sich erhoben. Mit allen andern war Xanthippe wie von einer unsichtbaren Kraft mit emporgerissen worden; wie alle andern streckte auch sie ihre Arme nach der Bühne, aber niemand hörte, was sie rief und sie selber wußte nicht, warum sie mit bebenden Lippen immer nur das eine wiederholte: „Mein Kind, mein Kind!"

Die Schauspieler standen verstört. Der Komiker, der den Sophisten darstellte, war in der Dachluke steckengeblieben und streckte sein totenbleich geschminktes Gesicht in wirklicher Todesangst empor. An allen Kulissenausgängen waren Schauspieler, Theaterarbeiter und hübsche junge Wolken zu sehen. Der Regisseur trat hervor und flehte stumm mit aufgehobenen Händen um Ruhe. Aber unbarmherzig schleuderten ihm die Zuschauer entgegen: „Ins Feuer, ins Feuer!"

Jetzt blieb die Bühne eine Minute verlassen. Dann drängte sich mit zusammengepreßten Lippen, bleich vor Zorn und Aufregung der Autor durch die Statisten. Beim Anblick des Aristophanes versuchten einige seiner Freunde zu klatschen. Aber mit einem gewaltigen Ruck zischte die Versammlung sie nieder, und noch einmal ertönte es Schlag auf Schlag: „Ins Feuer, ins Feuer!" Dann wurde es still. Man erwartete eine Rede des Aristophanes.

Tränen der Wut in den Augen, trat der Dichter bis hart an die Rampe. Er bewegte die Lippen und

konnte nicht sprechen, dann blickte er hilfesuchend nach dem Urbild des Bühnen-Sokrates.

Der Gatte der Xanthippe stand noch immer aufrecht inmitten seiner verstörten Gesellschaft. Die Herren redeten auf ihn ein, während Aspasia mühsam ein ruhiges Antlitz zu bewahren suchte. Ihr Fächer war zerbrochen, ihre Lippen farblos unter der Schminke.

Sokrates lächelte. Mit einem unmerklichen Winken der Augen, mit einem leisen Senken der erhobenen Hand schien er dem Dichter zu sagen, er solle sich um ihn nicht bekümmern. Dann suchte er mit sorgenvollen Blicken die Galerie ab, von wo er eine liebende Stimme zu vernehmen geglaubt hatte.

Aristophanes ballte die Fäuste, daß die Nägel sich ins Fleisch bohrten. Dann setzte er einen Fuß vor und sprach:

„Ich bedauere lebhaft, daß ein hochgeschätztes Publikum mit meiner Arbeit nicht zufrieden war. Es soll in Zukunft immer mein höchstes Bestreben sein, meine kunstsinnigen Mitbürger zu ergötzen. Ich werde für die nächste Aufführung dieses Stückes die geeigneten Änderungen vornehmen."

Das Publikum war befriedigt.

Noch einmal dankten sie durch kurzen Applaus dem gefälligen Dichter, dann verließen sie lärmend das Haus.

In langen Reihen zogen sie aus den vielen Ausgängen davon, und wer bei der Loge der Aspasia vorüber gelangen konnte, rief dem Sokrates und seiner Freundin Schimpf- und Drohworte zu.

Die Gesellschaft nahm den kleinen Mann in die Mitte und führte ihn über die Bühne durch eine Seitenpforte hinweg.

Auch die Galerie entleerte sich. Als einer der letzten zurückkehrte, um sein vergessenes Halstuch zu suchen, sah er eine einfach gekleidete Frau ohnmächtig zwischen den Sitzreihen liegen.

„Da wären die Gießkannen der Wolken wieder nötig!“ brummte der Mann und rüttelte die Frau an der Schulter.

Sie schlug rasch die Augen auf, riß wie sinnverwirrt an ihrem Haar und stierte, während sie sich langsam erhob, verstört um sich. Dann kam ihr die Erinnerung plötzlich wieder. Mit kräftiger Hand stieß sie den hilfreichen Mann beiseite. „Mein Kind, mei'n Kind!“ gellte es durch die leeren Theaterräume, und wie von einer Meute gehetzt eilte das Weib davon.

Fünftes Kapitel

Sie wundern sich gewiß darüber, meine geehrten Herrschaften, daß ich Ihnen ein athenisches Theater beinahe so schildere, als ob es von einem Baumeister dieses neunzehnten Jahrhunderts für ein Publikum dieser selben unhellenischen Zeit errichtet wäre.

Ich bin aber als Pathologe, als Dichter und als Historiker derselben Meinung, daß nämlich der große Pöbel aller Stände zu allen Zeiten die gleichen schätzbaren Eigenschaften gezeigt hat. Als Pathologe habe ich mich nicht davon überzeugen können, daß die altgriechischen Fischhändler und Fischkäufer sich bezüglich ihrer gröbsten und feinsten körperlichen Organe irgendwie von den heutigen Dutzendmenschen unterschieden. Als Dichter bin ich nicht imstande, mir irgendein Ding lebhaft vorzustellen, welches ich nicht vorher mit eigenen Augen gesehen habe; und ich glaube, daß es auch andern Dichtern, welche es nicht so rasch eingestehen, ganz ähnlich geht, ja, daß noch niemals ein Mensch, nicht einmal im Schlafe, sich irgend etwas noch nie Gesehenes vorgestellt hat. Mußte doch sogar der allmächtige Gott — wie mir mein verehrter Kollege für orientalische Sprachen bezeugen wird — den Menschen nach seinem Bilde erschaffen. Oder umgekehrt. Als Historiker endlich weiß ich, daß es bei den Darstellungen aus dem Altertum vor allem auf eine richtige Übersetzung ankommt. Wenn ich von der oligarchischen Partei reden würde, welche mit Hilfe ihrer Sykophanten den Sokrates verfolgte, so würde das zwar Ihnen allen äußerst echt klingen und darum den Beifall meines bildungsfrohen Hörer-

kreises haben, ich fürchte aber, daß am Ende ich selbst nicht mehr verstehen würde, was diese Worte sagen wollen.

Sage ich aber, daß die demokratische Reaktion mit Hilfe ihrer erbärmlichen Angeber und Spitzel dem Sokrates nach dem Leben lauerte, so werden Sie mich ja auch verstehen, und ich selbst werde mir nicht den Vorwurf machen müssen, daß ich rede wie ein Schulmeister. Und um auch jetzt nicht zu pedantisch von meinem Gegenstande abzuschweifen, will ich Sie rasch zur Xanthippe zurückführen.

Sie hatte das schlafende Kind aus dem Bette gerissen und durch ihre Liebkosungen geweckt. Erst das Weinen des müden Knaben brachte sie zu sich. Geduldig sang sie ihn wieder in Schlaf und harrte dann auf die Heimkehr des Mannes. Die Zeit wurde ihr nicht lang, sie hatte nachzusinnen über das Ungeheure, das sie hatte mit anhören müssen.

Sie spürte Lust, hinauszueilen, die Stadt anzuzünden, sie den Feinden zu verraten oder sonst etwas zu tun, was ihrem Zorn gegen diese fürchterlichen Athener genügen konnte. Aber langsam dämmerte im Hintergrunde ihrer Sorgen eine neue Hoffnung auf. Nach dieser eindringlichen Warnung mußte Sokrates endlich seine Lebensweise ändern, und vielleicht wurde er von dem heutigen Tage ab noch ein so tüchtiger Hauswirt, ein so zärtlicher Vater, wie er der beste und klügste Athener war, so hoch über seinen Mitbürgern stehend, als er schmählich von ihnen verkannt wurde.

Mitternacht war längst vorüber, als lautes Sprechen auf der Straße die Heimkehr ihres Gatten ankündigte. Rasch eilte Xanthippe hinaus und kam gerade dazu, wie die jungen Leute den lachenden Sokrates unter Absingung eines parodierten Kirchenliedes umtanzten. Heftig durchbrach sie die Kette und bat ihren Mann mit eindringlichen, leisen Worten, ihr sofort ins Haus zu folgen.

„Gute Nacht," sagte Sokrates zu seinen Freunden, „Ihr leichtsinnigen Menschen habt wieder einmal vergessen, daß ich verheiratet bin. Der Weise muß seinen Tod und sein Weib immer vor Augen haben."

Xanthippe hörte nicht auf die Worte und auf den Jubel der andern. Die Angst, die ihr im Schauspielhause die Sinne geraubt hatte, ergriff sie wieder, und kaum waren die Gatten allein in der Stube, so fiel sie ihrem Manne in leidenschaftlicher Erregung um den Hals, brach in Tränen aus und jammerte über sein nahes Ende. Als Sokrates jedoch gelassen blieb und ihr nicht widersprach, hielt sie plötzlich in ihrem Redeschwall inne, und rief entsetzt:

„Glaubst du denn wirklich, daß es so schlimm steht? Es ist doch nicht möglich! Es ist nur ein Lumpenstreich dieses hungrigen Komödienschreibers, nicht wahr? Und das Gesindel, das im Theater gelacht hat, besteht doch nicht aus lauter Mördern! Sie können dich doch nicht im Ernste verbrennen wollen!"

„Das ist doch wohl möglich," antwortete Sokrates.

Da fuhr Xanthippe wie rasend empor, ballte die Faust und rief mit kreischender Stimme:

„Und das sagst du so ruhig, als ginge dich die Sache nichts an, als hättest du nicht Weib und Kind, die dir näher stehen müßten als die Flausen von Philosophie und Natur und Grammatik? Ich aber sage dir, ich dulde es nicht, daß du dich zugrunde richtest und will lieber deine Instrumente zerschlagen und deine Bücher verbrennen, als daß dir ein Leid geschehen soll, du Narr, du Trotzkopf, du Dummkopf!"

Und um ihre Worte zu bekräftigen, ergriff sie ein Buch, das neben dem Bette lag und riß es auseinander.

„Du besserst nichts, wenn du meine Bücher vernichtest," sagte Sokrates. „Ich werde mir neue anschaffen müssen."

„Von wessen Gelde denn, du Bummler?" rief Xanthippe, ihrer selbst kaum mächtig. „Ich habe es satt,

einen so hungrigen Nichtstuer auf dem Halse zu haben. Und du würdest allen Angriffen und Verdrießlichkeiten ausweichen, wenn du's machtest wie die andern Professoren, welche reiche Schüler unterrichten und sich ein anständiges Stück Geld dafür zahlen lassen! Natürlich, dazu ist der Herr zu stolz; aber sich von seiner armen Frau ernähren zu lassen, dazu ist er bescheiden genug."

„Ich glaube es nicht aus Stolz zu unterlassen. Aber ich finde eine Übervorteilung der Schüler darin, wenn Leute meines Schlages für ihren Unterricht Entlohnung annehmen. Ich lehre meine jungen Freunde nichts, ich plaudere nur mit ihnen und suche aus ihren Antworten mancherlei für mich zu gewinnen. Sollten sie wiederum aus meinem Umgang Vorteil ziehen, so wäre das nur in der Ordnung. Wenn ich wirklich etwas wüßte, dann würde ich gern Lehrer und dadurch ein reicher Mann werden. Ich weiß aber in der Tat nichts."

Und Sokrates schickte sich mit trübseligem Gesicht an, zur Ruhe zu gehen.

„Wenn du so gar nichts weißt, so kannst du auch von mir was lernen!" rief Xanthippe, während sie ihm die Schuhe auszog und sie heftig in die Ecke warf. „Geh meinetwegen deiner Wege und laß mir armen Frau die Sorgen um den Hausstand. Aber lerne wenigstens schweigen, wo das Reden gefährlich ist. Sprich sonst was du willst, nur die Regierung und die Religion laß ungeschoren. Ich verstehe ja nichts davon und kann nicht beurteilen, ob du Recht hast. Aber das weiß ich, daß du die Pflicht hast, an Weib und Kind zu denken und sie nicht in Schande zu bringen. Und es wäre doch schrecklich, wenn sie dich für deine Reden wirklich umbringen wollten!"

Und während sie ihm die Füße warm zudeckte, brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Ob das schrecklich wäre oder nicht, das weiß ich nicht, das müßte man erfahren, um eine Meinung darüber äußern zu können. Das Benehmen der meisten

Leute, welche für ihre Überzeugung gestorben sind, läßt sogar darauf schließen, daß ihnen der Tod Freude machte. Du hast aber darin Recht, daß es oft klüger wäre, nicht die Wahrheit zu reden. Auch wünschte ich sehr, lügen lernen zu wollen, aber ich kann es nicht; dazu müßte ich durchaus ein anderer Mann werden als ich bin. Und selbst wenn das möglich wäre, so möchte ich es wiederum nicht, weil mir die anderen Menschen noch weniger gefallen als ich selber."

„Du sollst ja auch so bleiben, wie du bist. Ich bin ja auch ganz glücklich, wenn alle Leute, vornehm und gering, zu dir als dem Weisesten aufblicken. Nur etwas gescheiter sollst du sein."

Sokrates schmunzelte.

„Wenn ich nur wüßte, was im Leben gescheit ist?"

„Ach, jetzt machst du dich wieder über mich lustig," rief Xanthippe ärgerlich. „Du weißt viel besser als ich, daß die Tafel für alle Menschen gleich gedeckt ist. Wer zuerst kommt und sich seinen Teller aussuchen kann, der ist der gescheiteste. Du aber bist der dümmste, weil du immer wartest, bis alle anderen befriedigt sind, und weil du nachher vergnügt an deinem Knochen nagst."

„Das erste ist nicht immer das Beste," erwiderte Sokrates. „So hatten wir heute abend nach der Vorstellung, die dich so aufgeregt hat, bei Alkibiades ein prächtiges Souper. Der dritte Gang war ein neues Gericht: Schirlinggemüse. Der Koch, der das Geheimnis erfand, das giftige Kraut erst auszulaugen und dann aus dem Stengel einen Leckerbissen zu bereiten, hielt sich gewiß für sehr gescheit. Eine Küchenmagd aber trank aus Naschhaftigkeit den ersten Abguß aus, den sie für besser hielt und starb davon still und schmerzlos. Vielleicht war sie wirklich die Gescheiteste."

Xanthippe warf sich in einen Stuhl, schlug mit der Stirn auf die Tischplatte auf und rief:

„Ich bin zu unglücklich, einen solchen Mann zu haben, der keinem vernünftigen Rat gehorchen will und bei den einfachsten Worten noch über die Bedeutung streitet. Wenn ich ihm sage, er soll die Apfelschälen nicht auf die Dielen werfen, so ist er imstande, zu antworten, ich müßte ‚Schalen‘ sagen und übrigens wisse man noch nicht, was reinlich und was schmutzig ist.“

„Allerdings weiß ich das nicht mit Bestimmtheit. Man nennt zum Beispiel die Katze reinlich, weil sie sich ihr Fell unaufhörlich sauber leckt. Mit demselben Recht könnte man sie höchst unsauber nennen, weil sie allen Schmutz von ihrer Haut in den Mund nimmt. Der Begriff der Reinlichkeit scheint sich darum bloß auf den äußeren Schein zu beziehen, wie man sich bei der Beurteilung dieser Eigenschaft auch stets um die Außenseite der Kleider kümmert, nicht aber um ihre Innenseite.“

Xanthippe unterbrach ihn höhnisch.

„Mir ist aber die Frage, ob du zur Vernunft kommen willst, viel wichtiger als alle diese Haarspaltereien.“

„Und ich hoffe nur dann zu einiger Vernunft zu kommen, wenn ich nicht müde werde, die Begriffe zu untersuchen.“

„So hättest du einen Begriff heiraten und einen Begriff zur Welt setzen, nicht aber Frau und Kind haben sollen, die neben dir nicht atmen können.“

„Sonach wäre mein Tod auch in dieser Beziehung wünschenswert,“ murmelte Sokrates in halbem Schlaf.

Xanthippe stürzte in die Küche hinaus und warf sich auf die harte Holzbank neben dem Herde. Hier verbrachte sie die Nacht und sann, verzweifelnd in Zorn und Schmerz, auf Rettung.

Sie hatte es aufgegeben, ihren Mann von seinem Unrechte zu überzeugen, aber sie konnte es doch noch versuchen, ihn durch derbere Mittel zu bewegen.

Verzichtete er nicht freiwillig auf sein unanständiges und gefährliches Treiben, so wollte sie ihn zwingen. Sie brauchte ihn nur überallhin zu verfolgen, seine

Gespräche mit dem Volke zu stören, ihn aus den Häusern seiner Freunde nach Hause zu holen und konnte sicher sein, daß sie Siegerin blieb. Was die Leute zu einem solchen Benehmen sagen würden? Bah, nicht so viel gab sie für die gute Meinung der Leute.

Ob sie aber auch tapfer blieb, wenn dann alle Schuld für die Vernichtung des Hausfriedens auf sie selber fiel? Ob sie dann den Entschluß nicht bereuen wird? Ob ihr auch das Mitleid mit dem armen überspannten Menschen keinen Streich spielt?

Sie führte ihren Vorsatz aus, so schwer es ihr auch wurde. Ihr Geschäft forderte mehr als je die ganze Aufmerksamkeit. Die Vergrößerung, die sie beabsichtigt hatte, scheiterte an den Winkelzügen und Hindernissen des Steinmetzen, der auf den gepachteten Teil des Grundstücks nicht verzichten wollte und der ihr sofort nach der Theatervorstellung den bösen Rat gab, ihm den ganzen Platz zu überlassen und von Athen fortzugehen, wo sie durch den schlechten Ruf ihres Mannes doch immer mit Vorurteilen zu kämpfen haben werde.

Xanthippe hielt aber wacker Stand. Fiel es ihr auch schwer, gleichzeitig ihre Steine und ihren Mann im Auge zu behalten, so machte sie doch den tapferen Versuch, den Unseligen vor dem Verderben zu bewahren und dabei für sein tägliches Brot zu sorgen. Freilich, sobald die beiden Pflichten miteinander zu streiten begannen, siegte die Angst um das Leben des Gatten. Mochten immerhin ihre Kunden abspenstig werden, wenn sie, von einer plötzlichen Unruhe erfaßt, davoneilte, um den Wegen des Unbesonnenen nachzuspüren, mochte ihr mühsam errungenes Ansehen als tüchtige Handelsfrau wieder verloren gehen! Sie fand doch zwischen ihren Marmorwerkstücken keine Ruhe, wenn ihr beifiel, daß Sokrates sich um den Kopf redete, vielleicht in eben dem Augenblick, in dem sie ihren ganzen Verstand anstrengte, um einem Käufer ein paar Groschen mehr abzunehmen, als er zahlen wollte.

Öfter und öfter trat vor ihre Augen die Grimasse des Komikers, der in der Maske des Sokrates, vom Feuer umgeben, auf dem Firste seines Häuschens saß. Umsonst versuchte sie das Bild zu verscheuchen. Die Fratze grinste sie nur um so schauerlicher an, und dann schüttelte sie wieder die wilde Angst jenes Theaterabends, sie mußte fort, den Mann suchen, für dessen Leben sie zitterte, sie wußte selbst nicht recht warum.

Es dauerte nicht lange und die ganze Stadt machte sich über die böse Sieben lustig, die ihrem Gatten seine Freiheit nicht gönnte. Heute erschien sie atemlos am Hafen, wo Sokrates einer Schar von Matrosen die Wertlosigkeit ihrer beiden Schutzpatrone nachzuweisen suchte, morgen prasselten ihre Schmähreden wie ein Platzregen mitten in eine Barbierstube hinein, wo ihr Mann eben lustig über die Wohlfeilheit und die übrigen Vorteile eines Kahlkopfes sprach.

Jedesmal hatte sie die Absicht, ihren Mann unter einem wohlüberlegten Vorwande still nach Hause zu führen; immer aber unterlag sie ihrem aufbrausenden Zorn und erwiderte die Neckereien der Fremden und den Gleichmut des Sokrates erst mit gereizten Worten und endlich mit Schimpfen und Schelten.

Es entging ihr nicht, daß ihr Mann womöglich noch an Popularität beim geringen Volke gewonnen hatte. Wo er sprach, da sammelte sich ein Haufe um ihn, man lief herbei, um ihn zu hören, aber es war kein andächtiges Lauschen, wie es Xanthippe gefordert hätte, sondern nur die Lust an einem wohlfeilen Spaß. Und wenn die Leute, der Pöbel so gut wie die Gebildeten, den Sonderling durch geschickte Einwürfe zu immer scharfsinnigeren und witzigeren Behauptungen zu verführen suchten, ihr Mann aber die böse Absicht nicht verstehen wollte und sein Gedankenziel unbeirrt weiter verfolgte, dann schien ihr in der Tat der Weiseste der Griechen der Narr dieses Volkes zu sein. Und je mehr sie sich schämte, die Frau eines Mannes zu heißen, dem schon die Straßenjungen

nachliefen, und je mehr es sie schmerzte, daß nicht alle gleich ihr den tieferen Wert des Menschen erkannten, um so heftiger wallte stets ihr Zorn auf, und sie hielt gegen die Zuhörer mit kräftigen Ausdrücken nicht zurück.

Nicht Sokrates, wohl aber die übrigen Athener wurden es am Ende müde, die bösen Worte der Xanthippe zu hören. Ihre Absicht schien erreicht zu sein. Es wurde wieder öder um ihren Gatten, und wenn er noch hie und da auf offener Straße einen Zuhörerkreis um sich versammelt hatte, so stob gewiß alles beim Nahen der Xanthippe auseinander.

Seitdem sie sich nun gar einige Male den Eintritt erzwungen und auch in geschlossenen Räumen den Kreis des Sokrates gestört hatte, wurden seine Bekannten vorsichtiger mit ihren Einladungen, um so mehr, als die politische Strömung seinen Anschauungen nicht günstig war.

So blieb dem armen Sokrates von den Tausenden, die ihm früher zu lauschen pflegten, nur noch das kleine Häuflein der Unerschütterlichen, die sich seine Schüler nannten und sich weder durch Zureden noch durch Gewalt von ihm trennen ließen. Das waren aber auch nicht mehr die jungen Freunde von ehedem, nicht mehr die Genossen des Alkibiades, welche die schlimme Xanthippe noch als blühende, heitere Frau gekannt und sich allmählich an die Eigenheiten des geräuschvollen Philosophenhauses gewöhnt hatten.

Jene Gesellschaft war in alle Winde zerstreut. Die einen waren verdorben, gestorben; andere waren fahnenflüchtig geworden und ließen sich von der demokratischen Reaktion emportragen; wieder andere nannten sich jetzt selber Philosophieprofessoren, gründeten Schulen und Systeme und trieben all den Unfug, welchem Sokrates sein ganzes Leben lang durch Lehre und Beispiel zu steuern versucht hatte.

Ein anderes Geschlecht war längst an ihre Stelle getreten. Das waren nicht mehr liebevoll ergebene

Jünger, welche in dem guten Meister einen weisen Freund verehrten; manche waren hungernde Streber, welche Mut genug besaßen, um sich heute schon zur Partei der Zukunft zu schlagen, auf die Gefahr hin, die Feinde ihres Lehrers einstweilen gegen sich aufzubringen. Diese jungen Leute wollten von Sokrates lernen, was er lehren konnte und sich dann mit seinem Namen brüsten; sie schrieben fleißig nach, was er sprach, und die Schlauesten unter ihnen dachten bereits an den Ruhm, den sie nach dem Tode des berühmten Mannes durch Herausgabe ihrer Kollegienhefte erwerben konnten.

Diese Gattung von Jüngern brachte für das Privatleben des Sokrates kein Herz mit. Sie hatten zu Hause über die unphilosophische Frau des Weisen spotten gehört und nahmen den häuslichen Zwist ihres Meisters als etwas Unabänderliches hin, das sie in ihren Bemühungen nicht ernsthaft stören durfte. Diejenigen Schüler, welche sich ihm noch am engsten angeschlossen hatten, hielten sich überdies für verpflichtet, dem bösen Weibe feindselig gegenüberzustehen und durch Parteinahme für den Gatten ihren besonderen Groll herauszufordern.

Je weniger Sokrates auf die Jünglinge, an denen er zu seiner Freude regelmäßig sein Lehrbedürfnis übte, verzichten wollte, um so unerbittlicher bekämpfte Xanthippe gerade die eifrigsten Schüler. Sie hatte es längst erraten, daß der Zudrang zu Sokrates darum so groß war, weil er kein Schulgeld verlangte. Und sie mußte auch jetzt noch sehen und hören, wie mancher andere Professor, umgeben von eleganten, freigebigen Hörern, ein behagliches Leben in Wohlstand und Ansehen führte, während ihr Haus von schmutzigen Gestalten in zerrissenen Schuhen und geflickten Röcken gestürmt wurde.

Es konnte darum nicht ausbleiben, daß es zwischen ihr und dem Schülerkreise zu offenem Kriege kam. Weil aber Sokrates auch nicht den letzten seiner Anhänger preisgeben wollte und seiner Frau bei solchem Streite sogar härter als sonst entgegentrat, war ihre

Niederlage gewiß, und sie konnte nichts weiter tun, als den Unterricht stören, die Schüler belästigen und ihnen den Aufenthalt im Hause verleiden.

Bald rief sie den Meister aus ihrer Mitte ab und schalt sie Müßiggänger, die ihre Eltern noch ins Grab bringen würden, wenn sie sich einen solchen Menschen zum Beispiel nähmen. Bald begann sie den Boden zu waschen, wenn sie in ihre Studien vertieft in der Dachkammer beieinander saßen, warf ihnen vor, daß sie noch nicht so viel für den Unterricht gezahlt hätten, wie der Sand koste, den sie zum Scheuern der Treppen benötigte. Und brachte ihr einer der Wohlhabenderen einmal eine Gans, einen Fisch oder einen Kuchen für ihre Haushaltung mit, so warf sie ihm etwa gar das Geschenk vor die Füße und rief, sie lasse sich ihren Mann nicht um eine solche Kleinigkeit abkaufen, die sie, wenn sie wollte, für ihr gutes Geld auf dem Markte haben könnte.

So dauerte es nicht allzulange, bis der Name Xanthippe unter den engeren Freunden wie ein Gattungsbegriff für ein widerspenstiges Weib gebraucht wurde.

Sokrates hatte wenig Sinn für Würde und lächelte gar, wenn seine jungen Freunde einen neuen Streich der Frau erzählten. Als er aber einmal über das recht ungöttliche Eheleben zwischen Zeus und Here gespottet hatte und ihm sein Lieblingsschüler erwiderte, Here müsse auch eine Xanthippe gewesen sein, da wies er ihn doch zurecht:

„Erstens darfst du nicht sagen, sie muß eine Xanthippe g e w e s e n sein, denn das würde darauf schließen lassen, daß du die Here nicht mehr für lebendig hältst, was nach unserer Kirchenverfassung ein todeswürdiges Verbrechen ist. Was aber meine brave Frau anbelangt, so tust du ihr sehr unrecht, wenn du glaubst, meine Xanthippe sei an sich ein böses Weib. Sie wurde erst ungeduldig als Weib des Sokrates, bei dem es schwer sein dürfte, geduldig zu bleiben. Ihr seid alle wie Kinder. Wenn man ein Kind fragt, was es vom Hunde wisse,

so antwortet es gewiß: der Hund bellt. Und doch ließe sich vom Hunde viel Wichtigeres erzählen, daß er z. B. treu, gutmütig, klug, wachsam, besonnen, genügsam und opferfreudig ist. So wißt ihr auch als rechte Kinder von meiner Xanthippe nichts, als daß sie keift. Auch ist sie recht sehr dafür zu bedauern, daß sie mein Weib geworden ist. Und als mein kleiner Dämon mich damals vor der Hochzeit warnte, tat es der falsche Freund wohl nur in ihrem Interesse."

„Warum haben Sie aber diese Frau trotz dieser wahrhaftig göttlichen Abmahnung und trotz Ihrer sonstigen Güte doch geheiratet?"

Sokrates lächelte behaglich.

„Ich möchte kein Vegetarier sein, trotzdem ich nicht ohne Mitleid bin," sagte er langsam. „So tun mir auch die Tauben recht leid, wenn sie geschlachtet werden; aber sie schmecken mir gebraten ganz gut."

Diese Art, seine Frau in Schutz zu nehmen, war nicht geeignet, ihre Stellung den Schülern gegenüber zu heben. Sie konnte es denn auch trotz der Rücksichtslosigkeit ihrer Mittel nicht erreichen, sie von ihrem Lehrer zu trennen.

Der Erfolg aber, den redseligen Sokrates von der Straße und den großen Gesellschaften auf sein Haus beschränkt zu haben, wo nur eine Auswahl von Anhängern ihm lauschte, war kein geringer. Und wie nun das Bild der furchtbaren Theatervorstellung bei Xanthippe wieder zu verblassen begann, wollte sich auch langsam ihre Einbildungskraft beruhigen, die ihr die Todesgefahr des Gatten so lebhaft vor Augen geführt hatte. Doch sie wurde nur zu bald aus ihrem Vertrauen wieder emporgeschreckt.

Der Nachbar Steinmetz, der sich beinahe schon als der Besitzer ihres Grundstückes betrachtete, war es gar nicht zufrieden, daß die Frau sich abermals kräftig ihres Handels anzunehmen begann. Er schilderte ihr mit kluger Treuherzigkeit, daß sie es mit den Kunden

ein für allemal verdorben habe. Das neugierige Volk, welches eine Zeitlang den Stätteplatz umlagerte, um eine Probe von dem losen Maul der Verkäuferin zu kosten, habe sich zwar wieder verlaufen, aber die Geschäftsfreunde seien doch nicht wieder gekommen. Ihre üble Laune, die sich wahrscheinlich nur gegen ihren eigenen Mann richten sollte, habe doch die Kunden verscheucht, die für ihr Silber nicht Grobheiten einhandeln wollten. Sein eigenes Geschäft dagegen blühe sichtlich auf. Und er wiederholte seinen Rat, die Stadt zu verlassen und mit dem unheilbaren Sokrates unter Fremden etwas Neues zu unternehmen.

Xanthippe sagte es ihm auf den Kopf zu, daß er seine großen Aufträge nur der Freundschaft des Lykon und anderer Geistlichen zu verdanken habe, daß er selbst ein Feind des Sokrates sei, endlich, daß er seine Nachbarin nur deshalb bewegen wolle, Athen zu verlassen, um dadurch sein kleines Ziel, den Ankauf des Grundstückes, zu erreichen.

Der Steinmetz leugnete nicht, daß er aus Geschäftsgründen einem frommen Verein angehöre und dort das Geschimpfe auf die moderne Wissenschaft mit großem Gleichmut anhöre. Dabei riß er aber so greuliche Witze über die heiligen Statuen, mit denen er handelte, und erzählte so skandalöse Geschichten aus dem Leben der Pfaffen und Kirchenvorstände, daß sie an der völlig unkirchlichen Gesinnung des Mannes nicht zweifeln konnte.

Auch gab er seine Absicht zu, das Grundstück des Sokrates zu erwerben. Er habe schon lange ein Auge darauf geworfen und ziehe natürlich aus dem Unglück des Besitzers seinen Vorteil; das sei einmal der Welt Lauf. Seine Warnungen seien darum dennoch nicht zu verachten, weil er durch die Flucht des Sokrates zu einem guten Kauf kommen werde.

„Liebe Frau Sokrates," sagte er oft, „der Prozeß hängt über dem Haupte Ihres Mannes. Wenn zwei

ehemals schöne Augen sich schließen, kann's plötzlich zu spät sein, sich dem Urteil zu entziehen. Gehen Sie fort von hier, der Boden wird heiß! Wenn's einmal zum Äußersten kommt, zahle ich Ihnen für die paar Ruthen nicht die Hälfte von dem, was ich heute biete."

Wer war der unbekannte Beschützer? Alkibiades? Der Steinmetz wollte nicht mit der Sprache heraus. Und Xanthippe fühlte, daß der Steinmetz trotz seiner eigensüchtigen Absicht sie nicht betrog. Aber sie stemmte sich jetzt mit ihrem ganzen Mute dagegen, an eine nahe Gefahr zu glauben. Sicherlich sprach aus dem Nachbar sein Geldinteresse, und sie war eine Närrin, wenn sie sich durch seine Schreckensbilder hinausjagen ließ in das Elend, in die Fremde. Sich selbst unbewußt sorgte sie Tag und Nacht, zitterte sie unaufhörlich vor einem furchtbaren Schrecknis, oft betrachtete sie heimlich ihren Mann mit entsetzten Augen, wie die Mutter auf ein todkrankes Kind schaut, aber sie wollte sich nicht beugen, sie glaubte noch an ihre Kraft und an ihr Recht.

So saß sie wieder eines Tages, vergrämt, einsam und müßig in ihrer Werkstätte. Der Knabe, der schon zur Schule ging, war nicht mehr da, um sie mit seinem Geschwätz aufzuheitern.

Plötzlich stürzte der Steinmetz zu ihr herein.

„Ich warne Sie vielleicht zum letzten Male," rief er heftig. „Die beiden Augen, welche bisher über Sokrates wachten, drohen nun wirklich zu verlöschen. Aspasia liegt schwer krank; stirbt sie, so ist Sokrates verloren!"

Aspasia!

Xanthippe lachte grell auf. Und so lange auch der Steinmetz, der wirklich erregt war, ihr zusprach, sie hörte aus all seinen Reden nur den einen Ton: seine Freundin Aspasia war die Beschützerin des Sokrates, sein Weib Xanthippe war ohnmächtig. Aspasia, die Anstifterin ihres ganzen Unglücks, konnte dem Weibe des Sokrates noch im Tode gefährlich werden wie im Leben.

Mürrisch ging der Nachbar wieder an seine Geschäfte, und Xanthippe war allein.

Sie war ganz allein! Kein Geschöpf auf der Welt konnte so verlassen sein wie sie, die schwach und hilflos stand neben einem Gatten, der nur zu wollen brauchte, um ihre Angst von ihr zu nehmen. Und keine Zuflucht unter der Sonne zu haben als bei dieser Aspasia, dieser Erzfeindin, die nun auch noch zu allem Unglück just sterben wollte, da Xanthippe gewiß bereit war, ihren Stolz zu bezwingen und um Schutz zu flehen!

Wenn sie aber ihren Stolz so ganz vergaß, konnte sie nicht vor Alkibiades treten und von ihm erbitten, was er doch aus besserem Herzen tat als Aspasia?

Man redete auf dem Markte wieder mehr als je von Alkibiades. Man nannte ihn wieder einen Landesverräter. Den Häuptling des Militarismus. Einen Egoisten, der eine neue Verschwörung mit dem Erbfeinde anzettelte. Sie hatte allerdings die Nebenumstände vergessen, vergessen, wie das alles gekommen war. Ach, was ging sie die Biographie des Alkibiades an! Was braucht sich eine liebende Frau um die Geschichte Griechenlands zu bekümmern!

Ach ja, er war wohl ein schlechter Patriot geworden, ihr alter Verehrer, der vor einem Staatsstreich nicht zurückschreckte. Mochte er immerhin ein schlechter Patriot sein, wenn er nur ein guter Mensch noch war!

Er war wohl auch ein schlechter Mensch geworden. Deutlicher als die Staatsaktionen erwachte in ihrem Gedächtnis die Erinnerung an tolle Liebesgeschichten, die man von dem unverbesserlichen Alkibiades erzählte. Ach was! Mochte man sich's auch an allen kleinen und großen Höfen erzählen, mochte Alkibiades immerhin auch ein schlechter Mensch geworden sein, wenn er nur dem alten Lehrer Sokrates beistehen wollte!

Xanthippe raffte sich auf und hinkte nach Hause. Hier teilte sie der Magd mit, daß sie entschlossen sei, den Alkibiades um Hilfe anzugehen.

Die Alte, welche in ihrer Vorstellung unter dem drohenden Zusammenbruch des Hauses nicht weniger litt als die Frau, segnete Xanthippe für diese Absicht. Sie wußte auch gleich ganz genau Bescheid in allem, was den mächtigen Mann betraf.

Xanthippe fragte nur nach seiner Amtswohnung.

Die Magd blickte ihr bekümmert in das finstere Gesicht und sagte:

„Wenn Sie den Gang vor zehn Jahren gemacht hätten, stünde es besser um uns alle. Heute wird's schwer halten, vorgelassen zu werden. Wie man sagt, empfängt Alkibiades Männer gar nicht und Frauen dem Alter nach. Das heißt, die jüngsten zuerst."

Aber sie beschrieb der Frau doch seine Wohnung, und Xanthippe trat ohne Zögern den schweren Weg an.

Alkibiades hatte sein Quartier im alten Rathaus aufgeschlagen. Als Xanthippe die Vorzimmer durchschritt, fand sie jeden Platz von harrenden Bittstellern besetzt, die Mehrzahl waren Frauen und unter ihnen wieder viele junge und hübsche. Auf die Frage eines reich gekleideten Bedienten nannte sie ihren Namen und den ihres Gatten, hatte jedoch wenig Vertrauen mehr zu ihrem Schritt.

Doch schon kam der Bediente zurück, winkte ihr und führte sie durch eine Seitentür und einige kalte, große Prunkgemächer in eine allerliebst eingerichtete Stube, in welcher ihr Alkibiades entgegenkam.

Beide blieben erstaunt stehen. Die Frau wunderte sich darüber, daß die Zeit so wenig über den übermütigen Mann vermocht hatte, dieser aber suchte in den gealterten Zügen seiner Besucherin die Ähnlichkeit mit jenem allzu tugendhaften schönen Weibe, das ihn zweimal abgewiesen hatte.

Er glaubte seine Enttäuschung mit großer Gewandtheit versteckt zu haben, wandte sich nun mit galanter Artigkeit zu Xanthippe und sagte ein paar höfliche Worte: wie er sich freue, sie wiederzusehen, und daß ihm die

großen Angelegenheiten des Staates noch nicht den Sinn für schöne Frauen geraubt hätten. Dabei ruhten seine Augen aber doch lange auf ihrem vergrämten, gefurchten Antlitz, auf ihren rauhen Händen, ihrer vernachlässigten Kleidung, und heimlich schielte er rasch nach dem Spiegel, um sich zu überzeugen, daß er selbst noch für einen jungen Mann gelten konnte.

Xanthippe ließ sich müde in einen weichen Fauteuil niedergleiten; sie mußte tief Atem schöpfen, bevor sie sprechen konnte, und errötete bis unter das graue Stirnhaar, als sie einen seiner Blicke auffing. Sie sagte langsam:

„Wundern Sie sich nur immerhin darüber, daß Sie mich einmal hübsch gefunden haben; ich bin ja so froh, daß diese Dinge nun für mich vorüber sind. Ich habe Zeit meines Lebens nicht viel an Liebeleien denken können. Und wäre ich auch heute noch so jung, wie an dem Tage, an dem ich meinen Mann und Sie zum ersten Male sah, ich hätte doch über nichts anderes mit Ihnen zu reden als über meinen Sokrates. In Ihren Augen, der Sie ja die Liebe so genau kennen sollen, bin ich vielleicht unfähig zu lieben; was ich aber davon kenne, das gehört meinem Knaben und" — Xanthippe blickte zu Boden — „meinem Manne, mögen Sie auch darüber lachen, sowie Sie wohl auch lachen, wenn Sie die Streiche des Sokrates erzählen hören. Ach, Ihr kennt ihn alle nicht! Ihr seid in Euren Palästen kleine schlechte Menschen, er aber, mit all' seiner Häßlichkeit, seinem Eigensinn und seiner Starrheit, ist doch der edelste Mann, der treueste Freund, der beste Bürger! Wissen Sie auch, weshalb ich zu Ihnen komme? Diesen Sokrates wird man ermorden, wenn Sie nicht helfen!"

Alkibiades hatte anfangs nur zerstreut zugehört; erst bei ihren letzten leidenschaftlich hervorgestoßenen Reden horchte er auf und bat sie jetzt, ihm alles mitzuteilen, was sie wußte. Xanthippe erzählte ihre Sorgen und die Einflüsterungen des Steinmetzen ausführlich,

verweilte bei ihrem häuslichen Elend und unterbrach sich häufig durch Weinen und Selbstanklagen.

Als sie verstummte, nahm er freundlich ihre Hand in die seinige und sprach:

„Ihr armen Narren! Wir Fürstenkinder spielen um Völker wie um Bohnen und denken nicht an das Weh des Einzelnen. Wenn wir dann die Vernichtung eines alten Freundes erfahren, der unseren Plänen zum Opfer zu fallen droht, so ist es zu spät, zu helfen. Dieser Sokrates! Ich glaube, er hat mir einst seine Mitwirkung verweigert, und wenn ich darum jetzt zu schwach sein sollte, um ihn zu retten, so ist es seine eigene Schuld. Statt mit dem Philosophen mußte ich mich mit Börsenherren und Politikern verbinden, und ich fürchte sehr, diese Freunde haben nichts Gutes mit mir vor. Auch auf Aspasia wird sich Sokrates nicht mehr lange verlassen können; sie ist unter der Schminke alt und krank geworden. Wie groß die Gefahr ist, in welcher er schwebt, weiß ich freilich nicht genau. Sein Name ist in einer unserer Sitzungen genannt worden, aber der Pfaffe, der über den Fall sprach, war so langweilig, daß ich nicht hätte zuhören können und wenn es sich um mein eigenes Todesurteil gehandelt hätte. Ich glaube, die Partei will dem Fortschritt ein abschreckendes Beispiel geben, und die Herren bestehen darauf, gerade den armen Sokrates zum Sündenbock zu wählen. Es läßt sich noch nichts dagegen tun, weil der Angriff noch nicht begonnen hat.“

Xanthippe wiederholte schüchtern, daß der Steinmetz ihr zur Flucht geraten habe.

Da sprang Alkibiades fröhlich empor und rief:

„Ich hab's! Sokrates muß mit ins Feld! Wir ziehen ihn als alten Landwehrmann ein, und wenn er nicht freiwillig gehen will, so werde ich ihn zu zwingen wissen. Hab' ich ihn erst unter der Fahne, dann will ich ihm die gefährliche Philosophie schon austreiben lassen. Hier wird er inzwischen vergessen, und wenn sie ihn

doch vor Gericht fordern, wird es sich zeigen müssen, wer der stärkere ist: der Pfaffe oder der Soldat!"

Xanthippe schluchzte leise vor sich hin.

„Sie meinen wohl, das hieße aus dem Regen unter die Traufe kommen?" sprach Alkibiades weiter. „Ja, es mag ein energisches Mittel sein, in den Krieg zu ziehen. Aber da trag' ich meine Haut doch auch zu Markte und Sokrates wird ja kein Wagehals mehr sein, der sich freiwillig in Gefahr begibt!"

Die Frau suchte ihre Tränen zu trocknen.

„Er wird als Soldat seine Pflicht tun, wie der Jüngste," sagte sie. „Und darum weine ich auch nicht, weil er vielleicht verwundet oder gar getötet wird. Das droht im Kriege jedem, und was einen jeden treffen kann, das muß man ertragen. Daß mein Mann aber so ganz anders ist als alle Menschen, daß er vielleicht wie ein Verbrecher hingerichtet werden soll, und unser Knabe aufwachsen wird wie das Kind eines Mörders, das ist schrecklich, das ist schrecklich!"

Und sie schluchzte vor sich hin, während Alkibiades begütigend mit den Fingerspitzen ihre Wangen berührte. Trotzdem rasch nacheinander hohe Beamte und schöne Frauen gemeldet wurden, wartete er geduldig, bis Xanthippe sich völlig erholt hatte. Dann entließ er sie mit der Zusicherung, er werde den Sokrates zu schützen wissen.

Sie verabredeten noch, daß Sokrates nichts von ihrer Abmachung erfahren sollte.

Als der Philosoph bald darauf die Aufforderung bekam, sich bei seinem Regimente zu stellen, erzählte er die Nachricht allen Schülern mit dem fröhlichsten Gesichte und forderte sie auf, mit in den Krieg zu gehen, weil sich bei dieser Gelegenheit sehr viel Neues lernen lasse. Die Wirkungen des Mutes und der Furcht seien in friedlicher Umgebung nicht zu erleben und er sei auch neugierig darauf, wie ihm selbst im Handgemenge zumute sein werde.

Er dachte nicht daran, auch mit seiner Frau von seiner Einberufung zu sprechen. Erst dann sagte er ihr, daß er zum Heere abgehe, als er sie bitten mußte, ihm das nötige Geld für seine Ausstattung zu geben.

Xanthippe ließ ihn schweigend gewähren. Sie schüttelte zwar den Kopf, wenn er anstatt der Nahrungsmittel, die sie bereitgestellt hatte, einige gelehrte Bücher über den Krieg in den Tornister packte und auch noch eine kleine Botanisiertrommel darin barg; aber sie war zu traurig, um darüber lachen zu können, daß er in den Krieg wie zu einer Vergnügungsreise ging, und wenn sie daran dachte, daß sie selbst die Gefahr heraufbeschworen hatte, wollte sie schier verzagen.

Sokrates aber blieb guter Dinge, machte täglich große Übungsmärsche in die Umgebung der Stadt und freute sich seiner neu erwachenden Kräfte.

Als die Abschiedstunde herankam, empfahl er seiner Frau die Bücher und Instrumente, an die sie während seiner Abwesenheit nicht rühren lassen sollte, spottete über die Magd, welche über seine kleine Reise nicht weniger weinte, als wenn er schon gestorben wäre, reichte seiner Frau die Hand und sagte:

„Wenn du vernünftig wärest, meine liebe Xanthippe, so würdest du mich frohen Herzens in den Krieg ziehen lassen. Denn du gewinnst durch ihn einige Hoffnung, mich entweder gar nicht oder mit eingeschlagenem Schädel wiederzusehen. Du aber bist töricht, denn du bezwingst nur mit Mühe deine Tränen. So will ich denn ebenso töricht sein wie du und wünschen, daß ich glücklich heimkehre und dich sowie das Kind in guter Gesundheit antreffe. Somit lebe wohl!“

Sechstes Kapitel

Wenn es dem Vortragenden gestattet ist, seine Hörer auf einen besonderen Fehler seines Werkes aufmerksam zu machen, so möchte ich mir dafür ihren Tadel ausbitten, daß ich Ihnen an dieser Stelle nicht eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gebe, welchen die Griechen zum Unterschiede von einem späteren den Peloponnesischen nannten. Ich hätte Ihnen sämtliche Bücher des Thukydides vorlesen können, die beim Antiquar in guter Übersetzung für wenige Pfennige zu haben sind, und Sie hätten dafür noch meine tiefe Gelehrsamkeit bewundern müssen. Auch hätte es Sie sicherlich gefreut, wenn ich Ihnen den guten Sokrates gezeigt hätte, wie er in den letzten Schlachten des Krieges neben den größten Feldherren steht, wie er ihnen mit seltener Geistesgegenwart das Leben rettet und selbst nur durch die lustigsten Wunder dem Tode entgeht. Denn also darf es das Publikum von einem regelrechten historischen Romane verlangen.

Da Sokrates jedoch den Krieg bis zum endlichen Zusammenbruche Athens nur als gemeiner Soldat mitmachte, ging es ihm wahrscheinlich ebenso, wie Stendhals jungem Grafen, der eines Tages mit einer Marketenderin plauderte, später hinter einem General herritt, sich dann sein Pferd stehlen ließ und am folgenden Tage erfuhr, er habe die große Schlacht von Waterloo mitgemacht. Sokrates war Soldat, wie er im Frieden seine Pflicht tat; und — ehrlich gestanden — Thukydides weiß nichts von seiner Beteiligung am Kriege zu erzählen.

In Athen suchten sich die Zurückbleibenden durch lärmende Geschäftigkeit zu trösten. Unter der Leitung von Frau Aspasia, welche von ihrem Krankenlager aus den Verein lenkte, traten die Frauen zusammen, um der Armee die moralische Unterstützung ihrer Liebe zu leihen. Der Wollhändler Lysikles, der sein Geschäft erweitert hatte, um die Lieferungen für das Heer übernehmen zu können, besorgte auch den Einkauf der Liebesgaben. Er erfand auch eine falsche schwarze Suppe, welche jeder Soldat sofort aus den einfachsten Bestandteilen herstellen, wenn auch nicht leicht genießen konnte.

Kaum eine Athenerin durfte es ablehnen, diesem Verein beizutreten. Nur Xanthippe hatte sich anfangs geweigert, mit Aspasia gemeinsame Sache zu machen. Trauernd saß sie daheim, sorgte um das Leben ihres Gatten und um die Zukunft ihres Kindes. Ihre geschäftliche Tätigkeit hatte sie einstellen müssen, da der Wiederbeginn des Krieges das Baugewerbe vollständig gelähmt hatte und ihre Gehilfen sämtlich zum Kriegsdienst herbeigezogen worden waren.

Xanthippe sandte die Magd täglich zu den Nachbarn, um die stadtläufigen Nachrichten von der Armee zu erfahren. Alle aber, die etwas zu erzählen hatten, beriefen sich zuletzt auf die Vereinsdamen der Aspasia als ihre Quelle.

Da bezwang sich die Frau des Sokrates und ging zu Aspasia. Auf dem Wege raufte sie wohl wieder heftig in ihrem Haar, vor Aspasia stand sie aber ruhig und bot ihre Dienste an.

Die Damen schauten die grobgekleidete Frau hochmütig an, Aspasia aber behandelte sie mit auszeichnender Freundlichkeit und wußte das Präsidium des Vereins bald dazu zu bestimmen, daß der Handelsfrau Xanthippe die technische Leitung der Geschäfte übergeben wurde, die bisher in größter Unordnung gewesen waren.

Mit Feuereifer nahm Xanthippe sich des Unternehmens an, bei welchem sie ihren Kummer zu ver-

gessen hoffte, und binnen wenigen Tagen lastete alle Arbeit auf ihr allein. Sie mußte darum mit Aspasia in steter Verbindung bleiben und konnte so die Nachrichten vom Heere schneller als die übrigen Athener erfahren.

Was in der Stadt die furchtbarste Aufregung verursachte, die Kunde nämlich von der unglücklichen Wendung des Krieges, rauschte an ihren Ohren vorüber wie Windeswehn. Wenn Aspasia mit zuckenden Fingern einen Brief des Feldherrn Alkibiades entfaltete und mit brechender Stimme ausrief: „Das Ende Athens!" dann konnte Xanthippe flehend die Hände aufheben und ihre ewige Frage wiederholen:

„Schreibt er nichts über Sokrates?"

So nahe Alkibiades den philosophischen Soldaten auch bei sich behielt, es war selten etwas anderes von ihm zu melden, als daß er die Leute seiner Kompagnie vor der Schlacht durch seine Zerstreutheit belustigte, im Kampfe durch seine ruhige Tapferkeit anfeuerte, nach der Entscheidung in Jubel und Verzweiflung vor Maßlosigkeit warnte. Nur einmal war viel von Sokrates die Rede, und diesen Brief durfte Xanthippe vollständig lesen.

Alkibiades meldete zuerst, daß ihn das Heer vergöttere und daß ein einziger großer Erfolg den ganzen Feldzug noch zugunsten Athens lenken könne. So lange er noch Soldaten habe, könne er sich auf sie verlassen. Erst gestern sei ihm eine stürmische Huldigung gebracht worden für eine Heldentat, deren Ruhm eigentlich einem ganz anderen gebühre.

„Ich ritt gestern früh, nur von zwei Offizieren begleitet, etwas leichtsinnig hinaus, um die Stellung des Feindes zu rekognoszieren. Eine halbe Stunde vor unseren Vorposten bemerkten wir neben einem Ameisenhaufen einen Soldaten von den unseren längelang unbeweglich auf dem Bauche liegen. Wir rufen ihn an. Er rührt sich nicht. Natürlich halten wir ihn für tot

und ärgern uns über den frechen Burschen, der sich so unvorsichtig, ohne Nutzen für uns hat umbringen lassen. Da plötzlich — ehe wir uns besinnen können — sind wir von sechs Kerlen der schweren Kavallerie des Feindes umringt. Zwei auf Einen. Einer meiner Begleiter wird im ersten Anlauf erstochen. Drei auf Einen also. Glücklicherweise tritt das Pferd eines der Kerle in den Ameisenhaufen, sinkt ein, stolpert und stürzt. Wir freuen uns schon, den einen Gegner los zu sein, da erhebt sich unser Toter ganz ruhig vom Boden. Wer war's? Sokrates, und mit zwei ruhigen Hieben, als spaltete er Holz, schlägt er die beiden nächsten Kavalleristen nieder, ich lange mir einen dritten, und die übrigen, die den Sokrates wie einen Geist anstarren, nehmen wir zum Überfluß gefangen. Anstatt unserem Retter zu danken, brechen wir beide in ein tolles Gelächter aus. Und was sagt Sokrates darauf? Was nur Sokrates sagen kann: ‚Wenn mir nicht der Ameisenhaufen, den ich seit drei Stunden beobachtete, von dem unbesonnenen Menschen zerstört worden wäre, so wäre ich schwerlich so heftig geworden; und wäre ich nicht so zornig und töricht aufgesprungen, so hätte ich wahrscheinlich zusehen können, wie diese kleinen Tierchen bei dem Unglück, das ihren Staat betraf, in einhelliger Tätigkeit darangingen, den Schaden auszubessern.‘ Mit diesen Worten setzte er sich auf eines der herrenlos gewordenen Pferde und kehrte mit uns um. Im Lager wurde abends erzählt, ich hätte ganz allein sechzehn feindliche Kavalleristen gefangen genommen und überdies dem Sokrates das Leben gerettet. Ich wurde bejubelt, mußte eine Ansprache halten und nun war's Sokrates, der mich aus dem Haufen heraus freundlich und verständnisvoll anlachte."

Dies war die letzte Nachricht, welche Xanthippe über ihren Gatten erhielt.

Die Briefe des Feldherrn an Aspasia wurden kürzer, ernster, bitterer.

Und eines Tages, als Xanthippe wieder neben dem Lager der Aspasia arbeitete, langte ein Zettel von ihm an, der nichts enthielt als die Worte:

„Athen ist verloren, ich auf der Flucht. Alkibiades stirbt und dein Lysikles wird Herr von Athen. Wenn ich guter Laune wäre, möchte ich leben bleiben, nur um mir die Wirtschaft anzusehen. Tu' was, um den alten Sokrates zu retten. Armes Griechenland! Armer Alkibiades!"

Aspasia verlor das Bewußtsein, als sie gelesen hatte. Sobald sie wieder zu sich kam, stürzte Xanthippe, die sich um sie beschäftigt hatte, ihr zu Füßen und hob stumm die Hände zu ihr empor.

Frau Aspasia erhob sich von ihrem Lager, bleich wie eine Sterbende. Sie schritt, von Xanthippe unterstützt, bis an den Tisch und schrieb dort, während sie von Zeit zu Zeit aus tiefster Qual aufstöhnte, einen Brief; er war an einen kleinen nordischen Souverän gerichtet, der einst in einer lustigen Hafenstadt die Freundschaft Aspasias genossen hatte und jetzt durch die unerschöpfliche Steuerkraft seiner Untertanen und durch seine poetischen Neigungen bekannt war. Aspasias Brief lautete:

„Mein Freund!

Nicht die alternde Aspasia wendet sich an Sie mit einer Bitte, nein, ich weiß, daß nichts peinlicher berührt, als nach langjähriger Pause ein Blick in den Spiegel. Der kranken Aspasia aber werden Sie eine Erinnerung ohne herbe Nebenempfindung weihen und eine herzliche Bitte nicht abschlagen.

Ich will Ihnen mit diesen Zeilen unseren guten Professor Sokrates empfehlen, dessen Ruf wohl bis zu Ihnen gedrungen ist, und dessen neue erkenntnistheoretische und ethische Lehren einem Manne wie Ihnen nicht fremd bleiben konnten. Sokrates ist einer meiner ältesten und besten Freunde — lächeln Sie nicht, unser

Verhältnis war nur ein freundschaftliches, denn er ist ein edler Mann und sehr häßlich. Dieser Sokrates muß Athen verlassen, muß bei einem fremden, großmütigen Fürsten für sich und sein armes Weib eine Zufluchtstätte suchen, wenn er nicht umkommen soll. Ich würde mich nicht an Sie wenden, wenn das Unglück nicht wollte, daß alle meine hiesigen Leute seine Feinde sind, der schlimmste mein gegenwärtiger, mein letzter Gatte. Daß ich mich hinter dem breiten Rücken meines Mannes verberge und so mitten in der pfäffischen Partei stecke, mag Sie wundern. Du lieber Gott, ich bin alt geworden und ich hasse im Grunde dieses Athen, in welchem jede Bäckerfrau von tadellosem Rufe glaubt, die Nase über mich rümpfen zu müssen.

Der gute Sokrates ist nun zwar ein so unpolitisches Tierchen, wie ein Fürst von Ihrer Gesinnung nur wünschen kann, aber sein nicht zu unterschätzendes populär-philosophisches Wirken ist doch unaufhörlich, wenn auch unabsichtlich, zugunsten der Besten tätig, welche eine Herrschaft der Befähigten für möglich halten. Unsere Partei kann sich nur behaupten, wenn sie der Gegenpartei das Haupt abschlägt, eben diesem Sokrates. Und es wäre wirklich schade um ihn! Er ist ein so guter Kerl! Er wird Ihnen Spaß machen!

Sie sehen, ich rechne darauf, daß Sie meinen Schützling zu sich einladen und ihm eine Sinekure verleihen; dafür will ich auch Ihren Namen — wissen Sie noch, wie drollig ich ihn immer aussprach — in alle Winde ausrufen und den gelehrtesten Athenern von Ihren philosophischen Untersuchungen erzählen.

In Ihrer Antwort, die ich sehr ungeduldig erwarte, bitte ich mir einige Nachrichten über Ihr Leben zu gönnen. Sie sind noch immer verliebt? Und in wen gerade zu der Stunde, da Sie an mich schreiben? Vielleicht in der Erinnerung noch einmal ein ganz klein wenig in Ihre treue Freundin

Aspasia."

Sie hatte noch die Kraft, der Xanthippe einen sichern Boten zu nennen, der den Brief bestellen konnte. Dann brach sie wieder zusammen.

Während Xanthippe einer Antwort auf Aspasias Brief harrte und umsonst versuchte, sich über Leben oder Tod ihres Gatten irgendwelche Gewißheit zu verschaffen, kamen Schlag auf Schlag die Schreckensnachrichten, die den ganzen Staat betrafen, in die Stadt.

Das Heer war zerstreut, die Flotte vernichtet. Und das letzte: Alkibiades war ermordet. Wie ein wildes Tier, von Barbaren, auf einer Treibjagd zur Strecke gebracht.

Dann kam der Sturz des Athenervolkes. Auf der heiligen Burg exerzierten fremde Soldaten, auf dem Rathause kommandierte ein feindlicher Offizier, im Hafen trieben ausländische Kaufleute ihren Handel.

Für Xanthippe wäre dieses Unheil zu ertragen gewesen. Um Alkibiades trauerte sie, ja, nicht um Athen. Hätte sie nur Nachricht von Sokrates gehabt.

Endlich kam er selbst. Auf einer Krücke schleppte er sich heran, und sein Weib schrie auf vor Freude und Schrecken; aber sie verstummte, als sie den Halberschlagenen auf sein Lager brachte und seine Wunden untersuchte. Auf der Schulter, auf der Stirn, auf der Brust glühten die breiten Narben, und der linke Arm war noch blutig von einem tiefen Säbelhieb.

Als Sokrates die Frau um sich besorgt sah, sagte er ihr freundlich:

„Ich glaubte früher, du habest nur gegen das Verbrennen bei lebendigem Leibe etwas einzuwenden; nun aber sehe ich, daß du meinen Tod auch unter ehrenvolleren Umständen nicht wünschest."

Der Arzt raubte dem Kranken durch seine Untersuchung zwar fast den letzten Rest seines Blutes, erklärte aber schließlich, keine der Wunden sei lebensgefährlich, nur müsse die Frau sich als Pflegerin bewähren.

Xanthippe wich nicht von seinem Bette. Sie schickte sogar den Knaben, der zu viel Lärm machte, ohne Aufsicht auf die Straße, sie ließ es sich schweigsam gefallen, daß der Kranke den Arzt und sein Rezept spöttisch kritisierte und doch auf genauen Gehorsam hielt, sie unterbrach ihn nicht, wenn er über den drohenden Tod scherzte. Auch ihre Geldsorgen vergaß sie, solange Sokrates noch in einiger Gefahr schwebte.

Dafür drangen diese Gedanken schwer lastend auf sie ein, kaum daß der Kranke anfing, wieder ein wenig zu Kräften zu kommen.

Es ging mit ihrem Marmorhandel allgemach zu Ende. Die Kunden blieben schon seit langer Zeit aus, die Lieferanten weigerten sich, neue Stücke zu senden, solange die alten nicht bezahlt waren, und drohten sogar schon mit Klagen. Xanthippe hatte wenigstens die Beruhigung, kein Geschäft zu versäumen, solange sie den langsam Genesenden pflegte. Aber selbst die Kosten ihrer Pflege wollten ihre Mittel überschreiten.

Sie war bisher mit großer Geschicklichkeit bemüht gewesen, den leibhaftigen Mangel nicht über die Schwelle des Hauses kommen zu lassen. Jetzt war keine Rettung mehr möglich.

Die Magd hatte seit Jahr und Tag ihren Lohn nicht erhalten und in den letzten Wochen aus ihren Ersparnissen den Fleischer und Bäcker bezahlt. Nun war auch ihre Barschaft erschöpft. Xanthippe mußte Stück für Stück von ihren schönen Marmorblöcken für einen Spottpreis an ihren Nachbar verkaufen, um nur die täglichen Ausgaben bestreiten zu können.

Von den wenigen treu gebliebenen Schülern verlangte sie immer ungestümer und gröblicher, daß sie für den Unterricht, der am Krankenbett wieder aufgenommen worden, ein Lehrgeld bezahlten. Da die meisten der jungen Leute jedoch nur wenig Taschengeld besaßen, ihre Eltern aber für den Umgang mit dem berüchtigten Freigeist Sokrates nicht auch noch Geld

ausgeben wollten, wenn sie sich auch den Vorteil gefallen ließen, und da Sokrates nach wie vor von einem Honorar nichts wissen wollte und die Schüler selbst von der Zahlung abmahnte, konnte Xanthippe nur wenig erlangen, und verzweifelt entlud sie wohl mehr als einmal ihren Zorn gegen die jungen Leute, welche unbekümmert um das Elend ihres Lehrers mit ihm metaphysische Fragen erörterten.

Noch weniger als seine Schüler empfand Sokrates die traurigen Verhältnisse. Bis zu seiner völligen Wiederherstellung verbarg sein Weib vor ihm nicht nur die Armut, sondern auch ihren Kummer. Und als er endlich mit alter Rüstigkeit wieder aus dem Hause gehen konnte und die gewohnte Lebensweise aufnahm, verschloß er sich mehr als je gegen ihre Klagen. Wenn ihr Zorn, den sie so lange zurückgehalten, nun auch ungestümer als früher losbrach, dann zeigte es sich, daß er völlig unverwundbar für ihre Waffen geworden war. Der Tod habe ihn schon beim Ohre gezupft, pflegte er zu sagen, seitdem gebe es für ihn niemand mehr, mit dem sich ein Streit verlohnte.

Ob sie ihm, da er wieder einmal von einem Gelage spät in der Nacht heimkehrte, die Tür aufzuschließen verweigerte, ob sie gar ihm und den trunkenen Freunden des Pochenden eine Kanne kalten Wassers über den Kopf goß, es änderte seine Meinung über ihren Wert nicht, und etwas anderes, als seine Meinung von den Dingen, kannte er nicht mehr. Die Unbequemlichkeit, eine Nacht im Freien zuzubringen und sich vorher noch den Kopf trocknen zu müssen, schien ihm nicht schwerer zu sein als ein plötzlicher Regenguß oder einige bei den Büchern verbrachte Stunden. Und daß seine Mahlzeiten wieder so kärglich wurden wie in seiner Junggesellenzeit, daß seine Kleider wieder Spiegelglanz und gar Löcher zeigten, bevor sie notdürftig erneuert wurden, das hatte er im Leben nicht bemerkt.

Eines Tages jedoch, als er ein Buch „über das Daimonion des Sokrates“ kaufen wollte — ein gründliches Buch, von einem deutschen Professor geschrieben, ein preisgekröntes Werk, von dem er sich viel Vergnügen versprach — und Xanthippe ihm den Gulden verweigern mußte, kam es zu einer Auseinandersetzung über die Geldfrage, und diesmal mußte Sokrates zuhören, da zum ersten Male eines seiner wenigen Luxusbedürfnisse nicht befriedigt werden konnte. Xanthippe ließ sich auch die seltene Gelegenheit, daß Sokrates ihr Stand hielt, nicht entgehen. Alles, was sie seit ihrer Verheiratung, seit der Theateraufführung und endlich seit seinen Kriegsdiensten auf dem Herzen hatte, brachte sie vor, anfangs wirr, dann ordentlich, eines nach dem andern und gab so ein trostloses Bild seiner strafbaren Untätigkeit, ihres rastlosen aber nun endlich ermattenden Kampfes.

Ihr Mann hörte von alledem nur das eine, daß er das Buch über sein Daimonion nicht erhalten sollte und daß die Verweigerung nicht böser Wille, sondern Armut war. Zum ersten Male seit seiner Verheiratung sprach er nun ernsthaft und verständig über seine wirtschaftliche Lage. Er ließ sich den Stand des Marmorhandels darlegen, erkundigte sich sogar nach der Höhe seiner jährlichen Ausgaben.

Als sein Lieblingsschüler nun unter solchen Gesprächen hinzutrat, fragte man ihn um Rat. Zum Entsetzen der Hausfrau meinte der unerschrockene junge Mann, man solle endlich Gemeinsamkeit der Weiber und Kinder und Güter, sowie Staatsunterstützung für die Armen einführen, dann könnte es einem Manne wie Sokrates nicht fehlen. Dieser aber versprach sich nicht viel von dem kräftigen Mittel. Erstens sei auf eine sofortige Einführung der Weiber-, Kinder- und Gütergemeinschaft nicht zu rechnen und zweitens würde ein Staat, der sogar die individuellste Pflicht, die der Wohltätigkeit, zu einer gesetzlichen Angelegenheit mache,

schwerlich gerade einem hungernden Privatgelehrten seine Muße gönnen.

Nun machte Xanthippe den Vorschlag, Sokrates sollte Bücher schreiben und an einen guten Verleger verkaufen; da könnte er ein reicher Mann werden. Die beiden Männer sahen einander an und schwiegen lächelnd.

Nun aber rückte Sokrates selbst mit einem überraschenden Plane hervor, auf einen Schlag viel Geld zu verdienen und auch das Werk über sein Daimonion kaufen zu können. Er wollte einen populären Vortrag über ein interessantes Thema ankündigen und ein mäßiges Eintrittsgeld verlangen; bei einem regen Besuch, wie er zu erwarten stand, konnte er über tausend Gulden einnehmen, drei Jahre von der Summe leben und das Buch über sein Daimonion kaufen.

Der Schüler war von dem Gedanken entzückt, auch Xanthippe war zufrieden, nur verlangte sie von ihrem Manne das heilige Versprechen, daß er nicht gegen die Regierung und nicht gegen die Religion reden würde.

Lächelnd ergab sich Sokrates darein; doch kaum hatte Xanthippe die Stube verlassen, als er sagte:

„Was soll ich noch gegen Götter und Regierungen vorbringen, die nicht mehr anerkannt werden?"

Und sofort gingen die Männer daran, ein packendes Thema zu suchen. Der Jünger hätte gern gesehen, wenn der Gegenstand aus seinem Spezialgebiet, der Unsterblichkeitslehre, genommen worden wäre, aber Sokrates hielt an seiner ersten Absicht fest, in seinem ersten öffentlichen Vortrag das würdigste Thema zu wählen.

„Die Geistlichen, welche allein über die Götter sprechen dürfen," so sagte er, „haben den bedeutenden Vorteil, daß sie in der Kirche niemand unterbrechen darf; ich muß bei euch immer darauf gefaßt sein, daß jemand mir ins Wort fällt und mir ins Gesicht sagt, ich habe gelogen. So will ich denn bei der ersten Ge-

legenheit, da ich unter dem Schutze der Sitte einen Gedanken ungestört zu Ende führen kann, auch meinerseits über die Götter sprechen und zwar mit ebensolcher Sachkenntnis, wie die Pfaffen sie besitzen."

Die Vorbereitungen zu der angekündigten Vorlesung nahmen nicht viel Zeit in Anspruch. Xanthippe als die Geschäftskundigste unter allen, mußte den großen Saal der Singschule mieten und wegen Bedienung und Garderobe die nötigen Abmachungen treffen. Sokrates bereitete sich auf seinen Vortrag in der Weise vor, daß er viele Geistliche besuchte und mit ihnen über die Hauptpunkte ihres Glaubens stritt. Als Xanthippe ihn in ihrem Eifer drängte, für den Verkauf der Eintrittskarten Sorge zu tragen, verteilte er hundert Billette an den Freundeskreis seiner Anhänger und schenkte ihnen außerdem eine Anzahl zu beliebigem Gebrauch.

Die jungen Leute waren nicht vergebens in seine Schule gegangen. Jeder einzelne setzte voraus, der Zudrang zu der Vorlesung ihres Meisters werde von seiten der Bemittelten ein außerordentlich großer sein, und gab darum seine Billette ohne Zögern an unbemittelte, aber strebsame Leute weiter. Als daher der Tag der Vorlesung herankam, waren die meisten Eintrittskarten unter den Leuten, ohne daß der Vortragende einen Pfennig zu sehen bekommen hätte. Sokrates lachte, als er den Hergang erfuhr und meinte nur, es sei so am besten; denn die zahlenden Zuhörer seien nicht immer die klügsten.

Während ihr Mann, dem Xanthippe saubere Wäsche und einen neuen, von einem der Schüler geliehenen Anzug aufgedrängt hatte, ruhiger als zu manchem Souper der Singschule zuschritt, wo er über die Götter sprechen sollte, blieb die Frau in großer Unruhe bei ihrem Söhnchen. Sokrates hatte sie gebeten, nicht im Saale zu erscheinen. Auch hätte sie die Angst nicht ertragen, die Rede ihres Mannes mit anzuhören. Es war

doch wohl etwas anderes, mit ihr oder seinen Schülern über diese Dinge zu reden, als vor tausend Menschen eine Stunde lang ganz allein eine wohlgesetzte Rede zu halten.

Das ganze Haus mußte die Unruhe fühlen, die sie plagte. Die Magd konnte ihr nichts recht machen, sie war immer hinter ihr drein, zerschmiß den Topf, der ihr nicht sauber zu sein schien, und schüttete die Milch, die ihr nicht süß genug schmeckte, vor die Tür. Der kleine Prokles bekam Schläge, weil er seine ersten Versuche im Pfeifen anstellte und die Mutter dadurch heftig machte, welche entsetzt schon tausend Personen pfeifen zu hören glaubte.

Eben wollte Xanthippe die Magd in die Singschule schicken, um nach dem Erlöse der Abendkasse zu fragen, als ein Bote der Frau Aspasia sie ersuchte, sofort zu ihr, der Kranken, zu kommen. Xanthippe hatte über der Vorlesung ihres Mannes alles übrige vergessen und zögerte, der Einladung zu folgen. Plötzlich fiel ihr der Brief an den Fürsten ein, und sie eilte hin.

Als sie eintrat, lag Aspasia zitternd vor Fieber und Todesangst auf ihrem Bette. Da sie die hastigen Schritte Xanthippes vernahm, richtete sie sich halb empor.

„Hier ist meine Buße!“ rief sie ihr entgegen. Und sie zog mit bebenden Fingern einen Brief unter ihrem Kissen hervor. „Wie sich Lysikles ärgern wird, wenn er erfährt, daß ich meinen alten Anbeter Sokrates entführt habe. Wer mich hier so jämmerlich liegen sieht, würde es freilich nicht glauben: aber ich scheine noch immer nicht ohne Einfluß auf die Männer zu sein. Mein kleiner Fürst ist wenigstens noch verliebt genug, um mir zu gehorchen. Lesen Sie mir seinen Brief vor!“

Und Aspasia hielt ihre geröteten Augen fest auf Xanthippe gerichtet.

Diese entfaltete den Brief und las:

„Meine teure Freundin!

Ich beantworte zuerst Ihre letzte Frage: ich bin Ihnen im Laufe der Jahre oft treulos geworden. Als ich aber an den Schriftzügen und am Parfüm meine schöne Aspasia erkannte, schrumpften für einige Zeit, wenigstens bis zu diesem Augenblick, alle Frauen meiner Residenz zu Puppen ein.

Ich glaube und hoffe, daß es mit Ihrer Gesundheit nicht so schlimm steht, wie Sie mich glauben machen wollen. Ich stelle Sie mir immer noch so heiter und schön vor, wie damals, als Sie in mir nicht den Fürsten, sondern den Menschen schätzten. Denn, nicht wahr, Sie liebten mich wirklich?

Ihren Wunsch zu erfüllen ist mir ein Vergnügen. Ihr Sokrates ist mir längst nicht mehr unbekannt, und ich freue mich, einen so erlesenen Gast bald zu den Meinigen zählen zu dürfen. Er soll nur herkommen. An einer lohnenden Beschäftigung oder meinetwegen an einem Gnadengehalt soll es ihm nicht fehlen. Weihen Sie ihn nur vorher in meine politischen Anschauungen ein, damit der gelehrte Herr nicht etwa Taktlosigkeiten begeht.

Meine Regierungsgeschäfte — nun dürfen Sie nicht lächeln — zwingen mich kurz zu sein. Leben Sie wohl und denken Sie mitunter an Ihren aufrichtigen Freund

A."

Als Xanthippe gelesen hatte, blickte sie nachdenklich vor sich hin.

„Dies ist die einzige Rettung," rief Aspasia. „Lassen Sie sich durch nichts zurückhalten, sofort abzureisen. Solange ich lebe, schütze ich das Haupt Ihres Mannes. Gegen ihn haben sich Gelehrtendünkel und politischer Ehrgeiz mit Pfaffenhaß verbunden. Davor darf auch ein Held entfliehen."

Xanthippe dankte ziemlich kühl für die erwiesene Gunst. Aspasia lächelte trüb und sprach:

„Sie sind mir noch immer böse, weil ich an Ihrer traurigen Ehe die Schuld trage. Liebste Xanthippe, Ihr Mann hat mir den Hof gemacht und um meine Hand geworben. Damals lachte ich über seinen Antrag, heute bedaure ich wohl in mancher Stunde, daß ich nicht Ja sagte. Ich habe zeitlebens mit den Männern gespielt und auf sie hinabgesehen. Und es gibt doch kein herrlicheres Gefühl für uns Weiber, als zu einem Manne emporzublicken, der an Geist und Ernst uns überragt. Freilich muß die Frau wenigstens hoch genug stehen, um die Bedeutung des Mannes begreifen zu können."

Da richtete sich Xanthippe so empor, daß der lahme Fuß kaum mit der Spitze den Boden berührte und rief:

„Wohl ich bin zu klein für Sokrates, denn er ist der beste Mann und ich bin nur eine gewöhnliche anständige Frau. Emanzipierte Weiber aber irren, wenn sie glauben, daß sie besser zu ihm passen würden. Um einen Menschen wie Sokrates zu verstehen, braucht man nicht geistreich zu sein; wer gut ist, versteht ihn besser."

Aspasia schaute lange mit leichtem Spott auf ihre Gegnerin. Sie suchte dann eine bequemere Lage in ihrem Bette und Xanthippe beeilte sich, ihr beizustehen. Da sprach die Kranke schwach:

„Ja, Sie sind gut, Xanthippe. Viele Athener hätten gelacht, als gerade Sie von Güte sprachen. Ich aber muß doch wohl nicht die Schlimmste sein, da ich in der Xanthippe die Güte zu entdecken vermochte."

Und sie reichte der alten Gegnerin die weiße, abgemagerte Hand.

Xanthippe schien plötzlich ihre Härte verloren zu haben. Wie ein Abglanz aus ihrer Kinderzeit flog es über ihr Antlitz, und sie sagte verschämt, indem sie sich zum Fortgehen wendete:

„Ich bin auch nur deshalb eifersüchtig auf Sie, weil Sie meines Sokrates wirklich würdig wären."

Kaum war Xanthippe aber auf der Straße, so vergaß sie auch schon die sterbende Frau. Froh preßte sie

die Hand zusammen, in welcher sie den Brief des fürstlichen Retters hielt. Nun war sie ja aller Sorgen ledig. Morgen schon konnte aufgebrochen werden, und fern von Athen mußte ein neues Leben beginnen für sie, für den Mann, für das Kind.

Sie sah sich im Geiste, während sie eilend an den Leuten, die mit Fingern nach ihr wiesen, vorbeihinkte, schon am Hofe ihres Beschützers. Ihr Gatte bekam gewiß einen achtbaren Titel, bekam einen neuen staatlichen Amtstalar, oder gar eine Uniform, bekam eine saubere Dienstwohnung, vollständig eingerichtet mit neuen guten Möbeln, und vor allem erhielt er ein genügendes Jahresgehalt, von dem er sich nebenbei Bücher, Instrumente und Raritäten einkaufen konnte, soviel er wollte. Der Fürst nannte ihn seinen lieben Freund und schickte ihm von seiner Tafel das beste Obst und den kostbarsten Wein herüber. Mit den Ministern und Räten stand Sokrates auf du und du, ja er wurde von ihnen allen als der erste anerkannt. Das war doch etwas anderes, als in Athen vom Pöbel für den Weisesten ausgeschrien und dafür am Ende verbrannt zu werden. Und zum Geburtstag ihres Sokrates, zu dem sie die ganze Stube mit den duftigsten Maiblumen anfüllen wollte, kam wohl der Fürst selber und ließ sich die Frau und das Söhnchen vorstellen. Dann wollte Xanthippe selbst vortreten und sagen: „Ich danke Ihnen, Majestät, daß Sie für Sokrates soviel getan haben, aber es ist auch recht und wird Ihnen bei aller Welt Ehre machen. Dafür aber, daß Sie uns die Möglichkeit geboten haben, unser Söhnchen etwas Ordentliches lernen und werden zu lassen, dafür möchte ich Ihnen die Hand küssen.“ Und dann würde der Fürst ihr wohl einen herzhaften Schmatz auf den welken Mund geben und sagen: „Lieber Sokrates, das habe ich gar nicht gewußt, was für eine prächtige Frau Sie haben. Sie ist nicht schön und nicht gebildet, aber brav.“ Und dann lief Xanthippe wohl in die Küche und briet für den Fürsten eine Gans so

knusprig und braun, wie sie der Hofkoch nicht appetitlicher herstellen konnte.

Xanthippe hatte nicht bemerkt, daß sie im Taumel ihrer fröhlichen Gedanken mit den Händen gestikulierte und einzelne Worte laut hervorstieß. Als aber die Straßenjungen, die sie schon eine ganze Weile lang verfolgten, jedes einzelne Wort, das zu hören war, jubelnd im Chore wiederholten, da schrak sie zusammen und erwachte aus ihren Träumen.

Sie besann sich. Noch waren sie in Athen, noch war Sokrates in Gefahr. Aber wenn auch die Einnahme von der heutigen Vorlesung nicht zur Reise hinreichen sollte, so konnte sie ja nun den Lagerplatz mit samt dem wertlosen Geschäft an ihren Nachbar verkaufen und lieber morgen als übermorgen fliehen. Es war schicklich, nicht ganz von Geld entblößt in der neuen Heimat anzukommen. Und wenn heute wirklich einige hundert Gulden verdient würden ...

Sie konnte sich ja gleich überzeugen.

Sie hatte es sich zwar fest vorgenommen und ihrem Manne auch versprochen, nicht in seine Vorlesung zu kommen. Nichts aber hinderte sie, bis zur Eingangstüre zu gehen und dort an der Kasse Gewißheit über den Erfolg des Billettverkaufes zu erhalten. Sie verbarg den Brief des Fürsten in ihrer Tasche und ging raschen Schrittes in die nahe Singschule, zu deren großem Saal eine breite Freitreppe emporführte.

Ein erfreulicher Anblick bot sich ihr dar. Der Raum mußte dicht gefüllt sein, denn die Flügel der Türen waren ausgehoben und mehr als hundert Menschen drängten sich selbst noch hier draußen, um die Worte des Redners vernehmen zu können. Eben jetzt ertönte ein lautes Gelächter und Beifallsklatschen und bewies der Frau des Sokrates, daß sein Vortrag gefalle. Ihrem Vorsatze getreu mischte sie sich nicht unter die Zuhörer, wohl aber lauschte sie dem Ton seiner Stimme bei jedem

Worte, das bis hierher drang, während sie den Kassierer um die Auskunft bat.

Der Mann ersuchte, indem er ärgerlich zu ihr emporschielte, doch einen Moment zu verziehen, da er eben selbst den Rechnungsabschluß zu machen im Begriff sei. Und halblaut begann er Zahlen zu murmeln, welche Xanthippe lebhaft interessierten. Doch inzwischen hatte sich der Nachhall der Heiterkeit im Saale gelegt, deutlicher vernahm man des Redners Stimme, der sich jetzt dem letzten Abschnitt seines Vortrages zuzuwenden schien. Xanthippe wollte sich Gewalt antun, um nicht zuzuhören. Da vernahm sie aus dem dichten Haufen der verspäteten Zuhörer den Ruf: „Jetzt redet er sich um den Hals!" und sah erschreckt, wie der Sprecher, der Geistliche und Heiratsvermittler Lykon, Notizen in sein Taschenbuch machte.

Und als ob sie bis dahin betäubt gewesen wäre und nur ein undeutliches Brausen vernommen hätte, jetzt aber auf einmal zum vollen Gebrauch ihrer Sinne erwachte, so sah sie plötzlich über viele hundert Köpfe hinweg am anderen Ende des Saales auf erhöhtem Platze ihren armen, verratenen Mann und verstand plötzlich jedes seiner Worte.

Sokrates sagte eben:

„So behaupte ich denn nicht, daß es keine Götter gebe, denn ein Begriff, den ich abzuleugnen mich bemühe, muß doch als Begriff auf der Welt sein. Ich behaupte nur, daß die Eigenschaften, welche wir mit dem Begriff der Götter zu verbinden pflegen, auf die einzelnen Repräsentanten unserer Religion nicht gut anwendbar sind. Ich will meine Meinung im einzelnen zu erklären suchen. Man nennt die Götter im gewöhnlichen Leben und in alten und neuen Tragödien, ‚die guten Götter'. Die Götter aber sind nicht gut, die Götter sind Egoisten. Wären sie nicht Egoisten, so hätten sie in Wahrheit den Menschen zum Herrn ihrer Schöpfung gemacht, nicht aber sich selbst zu Fürsten und uns zu dienenden

Sklaven. Wären die Götter nicht Egoisten, so hätten sie uns keine Gebote und Opfer auferlegt und würden ihre Angreifer nicht strafen. Die Hölle ist die Zwingburg des Gottes. Er braucht dieses große Staatsgefängnis, um seine Tyrannei aufrechterhalten zu können, und wer die Hölle vernichtet, oder sie nicht glaubt, was dasselbe sagen will, der stürzt die Götter und ihre Herrschaft."

Der Redner machte eine Pause. Totenstill blieb es im Saale. Draußen wiederholte Lykon flüsternd zu seinem Nachbar:

„Er redet sich um seinen Hals!"

Da klappte der Kassierer seine Tischlade zu und sagte zu Xanthippe:

„Ihr Defizit wird nur ganz unbedeutend sein; zwei oder drei Gulden. Wenn aber Herr Sokrates noch lange spricht, so muß Licht angezündet werden, und dann werden Sie viel nachzuzahlen haben."

„Schelme! Betrüger!" rief Xanthippe und schlug mit der Faust auf den Tisch des Kassierers, daß es dröhnte.

Im Saale entstand eine Unruhe. Doch schon hörte man wieder des Redners Stimme, die sich Stillschweigen erzwingen wollte.

Rasch aber verstärkte sich plötzlich die Unruhe. Xanthippe hatte sich in den Saal gedrängt und brach sich unter heftigem Schelten Bahn durch die Menge.

Die ersten wußten nicht, was das Benehmen des Weibes bedeuten sollte. Kaum war sie jedoch erkannt und der Name Xanthippe laut gerufen worden, als es wie ein Lauffeuer durch die Versammlung ging: Xanthippe sei da und es werde einen Hauptspaß geben. Bereitwillig öffnete man ihr eine Gasse zur Rednerbühne und mit traurig gesenktem Haupte sah Sokrates sein Weib auf sich zudrängen. Er versuchte so zu tun, als ob er ihre Anwesenheit und ihr auffälliges Betragen nicht bemerkte; doch seine Stimme klang unsicher, als er fortfuhr:

„Die Götter sind Egoisten und tun nichts umsonst ...“

Da hatte aber Xanthippe ihn schon erreicht. Mit einem Satze stand sie neben ihm, faßte ihn beim Arm und rief unbekümmert um die zischenden, applaudierenden und johlenden Zuhörer:

„Die Götter handeln weise darin, daß sie nichts umsonst tun. Du freilich bist kein Gott, darum tust du alles umsonst, was man von dir will, und hältst umsonst eine Vorlesung, für welche diese Herrschaften dich noch büßen lassen werden. Aber dir geschieht schon ganz recht. Warum läßt du dich mit solchen Leuten ein.“

Ein betäubender Lärm erhob sich im Saale. „Bravo, Xanthippe!“ riefen die einen, „Kß, kß, Sokrates!“ die anderen.

Sokrates aber sprach mit mächtiger Stimme durch den Lärm seiner Zuhörer und das Keifen seines Weibes hindurch, so daß man es überall hören konnte:

„Meine Frau will mit mir allein sprechen; das darf ich ihr zu keiner Zeit verweigern, und bitte, sich einstweilen gedulden zu wollen. Doch dürfte die Unterredung ziemlich lange dauern.“

Während die Zuhörer lachend und lärmend aufbrachen, ließ Sokrates sich von seiner Frau über das Podium hinweg in das Künstlerzimmer führen, von wo aus die Schüler dem Vortrage gefolgt waren. Sokrates war auf eine heftige Standrede gefaßt und nicht wenig verwundert, als Xanthippe jetzt ganz vergnügt ausrief:

„So und jetzt haben wir keine Zeit zum Zanken, morgen früh mache ich unser Hab und Gut zu Geld und vor Abend sind wir auf der Reise zum Fürsten.“

Sokrates wandte sich mit bedenklicher Miene an seine Schüler.

„Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Absicht hatte, zu irgendeinem Fürsten zu reisen,“ sagte er lächelnd.

Xanthippe holte den Einladungsbrief hervor und erklärte mit wenigen Worten, was er bedeutete. Da wurde Sokrates ernst und fragte seinen Liebling unter den Jüngern:

„Glaubst du wirklich, daß mein Leben hier zu Athen in Gefahr schwebt?"

„Jawohl, Meister!" lautete die ruhig gegebene Antwort.

„Und glaubst du, Xanthippe, daß ich bei Hofe ein ruhiges Leben führen werde?"

„Gewiß, wenn du dich dem Willen unseres Beschützers fügst und vor allem die Götter in Frieden läßt."

„Ich werde dort also in Sicherheit leben können, wenn ich mich dort unter fremden Menschen zu all der Heuchelei bequeme, zu welcher mich in der eigenen lieben Heimat nichts bestimmen konnte? Oder glaubst du, dieser fremde Fürst würde mein freies Wesen leichter ertragen als die Republik, deren Bürger ich bin? Ich reise nicht."

Siebentes Kapitel

Es befremdet Sie vielleicht, meine verehrten Herrschaften, daß Sokrates, den ich Ihnen doch als eine Art von Professor vorgestellt habe, öffentlich so kecke Dinge aussprach. Ich bitte Sie aber, nicht zu vergessen, daß kein Anstellungsdekret des Mannes bei den Akten liegt, daß er also wohl nur so viel wie ein Privatdozent war. Ja, vielleicht war er auch das nicht einmal, sondern nur ein Journalist, also ein Mann, zu dessen Beruf es bekanntlich gehört, seine Überzeugung furchtlos öffentlich auszusprechen.

Merkwürdig bleibt es immer, mag er nun diesen oder jenen Titel geführt haben, daß er nach seiner letzten Rede in der Stadt zu bleiben wagte.

Anfangs schien es, als ob der Vortrag keine schlimmen Folgen haben würde, und Sokrates fing an, seine Schüler wegen ihrer Besorgnisse zu necken.

So verging Tag um Tag, Woche um Woche, ohne daß es dem Zureden der Xanthippe gelingen konnte, ihren Mann zur Flucht zu überreden. Umsonst beschwor sie ihn bei ihrer Liebe und ihrem Zorn, bei der Zukunft ihres Kindes und bei der seiner Schüler, den Antrag des Fürsten anzunehmen. Sokrates blieb fest bei seiner Gesinnung, er glaube an keine Gefahr, würde aber auch dann nicht fliehen, wenn er verfolgt würde.

Eines Tages, es stürmte winterlich von der Burg herüber, kam Sokrates mit düsterem Gesicht heim und erzählte seiner Frau, Aspasia sei gestorben.

„Da werden viele Männer Trauer tragen müssen," sagte er, „und ich mit ihnen. Ich bin ihr zu großer

Dankbarkeit verpflichtet, sowohl dafür, daß sie mich nicht geheiratet hat, als auch dafür, daß sie mich, wie man sagt, oft gegen ihren Mann und seine Partei geschützt hat. Da sie das Leben für ein großes Glück hielt und so, wie sie's lebte, auch halten mußte, war ihr Schutz sicherlich ein Zeichen von Neigung."

Xanthippe aber dachte an nichts, als daß nun die Beschützerin tot war, und sie ahnte mit Entsetzen, die letzte Frist sei abgelaufen. In ihrer Angst versuchte sie einen letzten Sturm auf sein Herz.

Sie ließ das Kind Silbe für Silbe ihre Bitte wiederholen, sie warf sich ihm mit dem Kleinen zu Füßen und flehte weinend um seine Zustimmung zur Flucht.

Sokrates schien von soviel Sorge nicht ungerührt, denn er ließ sich herbei, noch einmal ausführlich die Gründe darzulegen, die ihn den Antrag des Fürsten ausschlagen ließen.

„Man nennt mich einen Philosophen," sagte er schließlich. „Was aber ist ein Philosoph? Doch wohl nur ein Mensch, der heiterer zu sterben versteht als die meisten. Darum heißen auch so viele Herren nur so lange Philosophen, als sie leben. Ich aber möchte gern erfahren, ob ich in der Tat einige Eigenschaften eines Weisen besitze oder nicht."

Als Xanthippe jedoch auf alles nur immer mit steigender Verzweiflung zu antworten hatte: „Einerlei, du mußt fliehen! Es handelt sich um dein Leben!" — da wurde er wieder ungeduldig und entgegnete:

„Ich erwarte Gegengründe und statt dessen kommst du immer mit deiner Todesangst. Beweise mir erst, daß die Erhaltung des Lebens einen solchen Preis wie das Opfer der Wahrheitsliebe wert ist, und ich werde mit dir weiter über die Sache reden können."

Da flammte Xanthippe im Zorn auf:

„Und deine Wahrheitsliebe ist doch nur Eitelkeit, wie deine Schüler auch aus Eitelkeit in zerrissenen Röcken umhergehen, um mit ihrer Verachtung aller

Kleinlichkeiten zu prahlen. Deiner Eitelkeit opferst du deinen guten Ruf und dein Leben, deine Frau und dein Kind, dein armes Kind, auf das die Leute einst mit Fingern weisen und rufen werden: Das ist der Sohn des verrückten Bettlers Sokrates."

Und Xanthippe preßte bei diesen Worten ihren Sohn so heftig an die Brust, daß er ängstlich aufschrie und die Händchen nach dem Vater ausstreckte. Sokrates nahm ihn der Mutter nicht fort. Sinnend legte er nur die Hand auf den Kopf des Kindes und sprach halblaut:

„Es wäre freilich schlimm für dich, dich selbst, du armer Knabe, wenn du würdest wie dein Vater! Aber wenn ich für dich zu wählen hätte, zu wählen zwischen Wissenslust und Gelddurst, wahrhaftig, mein Junge, ich würde auch für dich die Armut wählen."

Da fuhr Xanthippe auf und hob ihren Knaben hoch empor, daß er jauchzte, und sie rief:

„Ich aber will lieber, daß er den Namen seines Vaters vergißt, als daß er sich einst als Mann den Vater zum Vorbilde nimmt."

Am nächsten Morgen wurde Sokrates verhaftet und auf Grund mehrerer Paragraphen des Strafgesetzbuches angeklagt, vornehmlich wegen Gotteslästerung.

Xanthippe hatte mit den Polizeibeamten, als sie ins Haus drangen, handgemein werden wollen. Sie gebärdete sich wie rasend, als man ihren Mann gefesselt fortführte, und der Gefangene suchte sie umsonst zu trösten.

Von dieser Stunde bis zum Tage des Prozesses gönnte sie sich bei Tag und bei Nacht nicht eine Stunde Ruhe. Sie befragte die angesehensten Rechtsanwälte der Stadt, von denen keiner die Verteidigung zu übernehmen wagte, sie lief zu allen Personen, zu Gelehrten, Studenten, Handwerkern und Marktfrauen, die als Zeugen vernommen werden sollten, und forderte überall leidenschaftlich eine Aussage zugunsten des Angeklagten. Ihr Eifer hatte auch da wenig Erfolg. Einige Schüler, welche zugunsten des Meisters hatten aussagen wollen,

wurden von ihren Vätern auf Reisen geschickt, und die andern, die freiwillig oder gedungen die Sache des Anklägers zu unterstützen vorhatten, lachten ihr geradezu ins Gesicht, wenn sie in wirrer Rede ihren unsäglichen Schmerz, die Weltanschauung des Sokrates und die Paragraphen des Strafrechts durcheinander mengte.

Nur zwei von den jüngsten Schülern, ein Philologe und ein Offizier, welche mit angesehenen Leuten von der pfäffischen Partei verwandt waren, hielten treu zu ihr. Beide hatten vor, nach dem Tode des Sokrates eine genaue Darstellung der Gerichtsverhandlung nebst einer ausführlichen Vorgeschichte herauszugeben, und brachten deshalb ihre Zeit damit zu, mit Xanthippe alle Einzelheiten der Anklage durchzusprechen. Ihnen verdankte sie es, wenn sie überhaupt etwas von der wahren Sachlage zu ahnen begann. Der Offizier, an den sie sich häufig um Belehrung wandte, weil er ihr die schlimmste Auskunft mit dürren Worten gab, ließ ihr noch einige Hoffnung, während der Philologe den Tod des Meisters bereits als etwas Unabwendbares im Kopfe trug. Der erste versuchte der Frau Mut einzusprechen:

Die pfäffische Partei werde für den Gotteslästerer zwar sicherlich die Todesstrafe beantragen und viele von den Geschworenen schon von vornherein gewonnen haben. Im allgemeinen sei auch die Stimmung dem Angeklagten nicht günstig. Besonders der gemäßigte Mittelstand sei der ewigen Änderungen in Verwaltung und Gesetzgebung müde, wolle endlich in Frieden seiner Arbeit nachgehen und lasse sich's nicht ungern einreden, daß Sokrates an der Spitze der Freisinnigen die schlechten Geschäfte und die Niederlagen im Kriege verschuldet habe. Irgend jemand müsse doch mit der Schuld belastet werden an den schlechten Geschäften, am Kriege und an den Mißernten. Das alte Pfaffentum habe die Schuld den Göttern aufgebürdet; das politische Pfaffentum lenke den Zorn des Volkes lieber auf die Führer der Intellektuellen ab. Die Reaktions-

führer, die jetzt in ganz Griechenland am Ruder sitzen, hassen die voraufgegangene Bewegung der Intelligenz. Ihr Ziel sei: Athen, die Stadt der Intelligenz, in ihrer Bedeutung zu vernichten, die Gebildeten zu terrorisieren. Die Majorität der Geschworenen werde aber trotz alledem vielleicht gegen die Todesstrafe zu gewinnen sein, wenn sich die Stimmen einiger Schreihälse auf eine andere nicht allzu leichte Strafe: Gefängnis, Landesverweisung oder eine schwere Geldbuße lenken ließen.

Xanthippe hielt jeden Augenblick für verloren, den sie mit Reden zubrachte. Sie las dem Schüler seine Worte ungeduldig von den Lippen ab und verarbeitete alles Gehörte zu Befehlen für ihr Handeln. Sie durfte nicht müßig sein! Geschworene hatten zu urteilen, diese Geschworenen waren Menschen, ihre Stimmen waren zu lenken! Und Xanthippe ging ans Werk.

Sie erkannte, daß zu allen Schritten, die noch möglich waren, vor allem Geld und wieder Geld nötig sei. Ohne sich zu besinnen, ging sie zu ihrem Nachbar, der sie seit der Verhaftung des Sokrates täglich erwartete, und bot ihm den ganzen Stätteplatz zum Kauf an. Der Mann empfing sie mit einem gemütlichen Siegerlächeln. Er wollte, wie er gedroht hatte, nur einen Teil dessen bezahlen, was sie zu ruhiger Zeit hätte fordern dürfen, und sagte ihr noch, daß sie in ihren Verhältnissen auf jede Bedingung eingehen müsse, da sie nach der Hinrichtung doch nicht werde in der Stadt bleiben können. Xanthippe sah ein, daß sie machtlos war, und ohne Besinnen ging sie den Handel ein. Der Steinmetz zahlte ihr das Geld aus und gab ihr für seinen Gewinn einige gutgemeinte Winke mit auf den Weg: welche unter den einflußreichen Personen des Klerus einem kleinen Geschenke zugänglich wären, welche von den Geschworenen ein weiches Herz besäßen und welche von den Gefängnisbeamten Macht über Sokrates hätten.

Xanthippe dankte dem Nachbar aus vollem Herzen. Sie hatte bisher keine Nachricht von dem Gefangenen

erhalten, und fast noch mehr als die lastende Angst vor dem Ausgang des Prozesses quälten sie die nächsten Sorgen um das Kerkerleben ihres Mannes. Es schien ihr schon ein Trost, wenn sie heimlich mit ihm in Verbindung treten und ihm sein hartes Schicksal durch unbedeutende Erquickungen erleichtern konnte.

Zuerst wurden darum die Gefängnisbeamten bestochen, und der erstaunte Gefangene erhielt täglich Leckerbissen, wie sie sonst niemals auf seinen bescheidenen Tisch gekommen waren.

Und als es erst unter den verschüchterten Anhängern des Sokrates bekannt wurde, daß man ihm durch die Kerkermauern hindurch etwas Liebe zu beweisen vermochte, da konnte sein Weib es bald den andern überlassen, für seine Mahlzeiten, für seine Wäsche, für seine Lektüre und seinen brieflichen Verkehr zu sorgen.

Sie hatte noch Dringlicheres zu tun. Ruhelos wanderte sie bei den Geschworenen umher, bei welchen eine Einwirkung möglich schien. So oft sie abgewiesen wurde, so oft man auch ungeduldig das Gespräch abbrach, sie kam doch immer wieder, früh und abends zu jeder ungelegenen Zeit, weinend oder bittend, schreiend oder klagend, fest entschlossen, die Richter ihres Gatten durch Belästigung zu einem günstigen Versprechen zu bewegen, wenn sie es durch ihr jammervolles Flehen nicht konnte. Und ebenso unermüdlich spürte sie die geistlichen Herren aus, die im Rufe standen, sich durch Freigebigkeit milder stimmen zu lassen. Wie verächtlich sie auch vor der Türe dieser Herren ausspucken mußte, sie ließ nicht ab, bis sie beinahe die Hälfte ihres kleinen Vermögens in ihren Händen zurückgelassen hatte, die andere Hälfte gehörte unweigerlich dem kleinen Prokles.

Bald zeigte sich auch die Wirkung in der freundlichen Behandlung, welche dem Gefangenen nun ganz offen zuteil wurde. Er bekam eine eigene hellere Zelle und das Recht, Besuche zu empfangen. Nur seine Frau zu sehen wurde ihm noch verwehrt; man fürchtete,

daß ihre Todesangst den Trotz brechen könnte, der seinen Feinden gar nicht unlieb war.

Rasch mutig geworden, machten viele seiner Schüler von der Erlaubnis Gebrauch und brachten von jetzt ab die Tage zu in lehrreichen Unterredungen mit ihrem Meister.

Xanthippe war es in ihrer Herzensangst schon zufrieden. Ihre emsige Tätigkeit ließ ihr ohnehin keine Stunde frei.

Erst einige Tage später als für die Fremden wurde die Vergünstigung auch für sie erwirkt, und freudestrahlend kam sie eines Morgens, den Knaben an der Hand, in des Gatten Zelle.

Sie durfte zwei Stunden bleiben.

Sokrates hatte sich auch in der Haft nicht verändert. Mit ruhigem Antlitz begrüßte er freundlich Weib und Kind, bat sie, sich ruhig zu verhalten, und erzählte seinen Schülern die merkwürdige Beobachtung, daß die Ruhe der Kerkernächte zum ersten Male Lust zu poetischem Schaffen in ihm erregt habe. Hierauf las er einige Fabeln vor, die in den letzten Tagen entstanden waren.

Seiner Frau standen die Tränen in den Augen. Zweimal lehrte sie flüsternd das Kind, es solle fragen, ob Papa sich denn gar nicht über den Besuch freue, und beide Male lautete die Antwort:

„Es freut mich, euch wohl zu sehen; aber unterbrich mich nicht.“

Als ihre zwei Stunden um waren, schlich sich Xanthippe mit dem Kinde davon, ohne daß einer von den Männern es bemerkt hätte.

Und so blieb es während der ganzen Dauer der Untersuchungshaft; Xanthippe kam und ging, um ihrem Gatten in die Augen zu sehen und seine Stimme zu hören. Aber stumm stand sie immer beiseite und war schon zufrieden, wenn der Gefangene ihr bei ihrem Eintritt freundlich zunickte.

Wenn Xanthippe die ganze Zeit über vor Angst und Jammer keinen Schlaf fand, so vermochte sie gar in der

Nacht vor dem Verhandlungstage nicht einmal das Bett aufzusuchen. In der Dachkammer, der Studierstube ihres Gatten, saß sie bis Mitternacht über ein unverständliches großes Buch gebeugt, mit dem beschäftigt Sokrates verhaftet worden war. Als der Morgen graute, wußte sie kaum mehr, was sie tat. Sie wischte den Staub von den kleinen Maschinen und Krügen, sie ordnete die Bücher und Naturalien. Die Sonne ging auf und brach ihre Farben in einem kleinen Kristallprisma, welches sie oft in der Hand des Sokrates erblickt hatte. Ihrer selbst kaum bewußt, versuchte sie es, damit die bunten Farben hervorzuzaubern und an die Wand zu werfen. Da hörte sie an der Haustüre Tritte und zusammenschreckend schob sie das Glas in die Tasche.

Die Jünger kamen, um das Weib des Gefangenen mit Trostesworten zu begrüßen. Es brauchte viel Zureden, bevor sie zum Verständnis erwachte. Sie sah unheimlich aus, wie sie freundlich mit dem Kopfe nickte und mit beiden Handflächen das weiße, wirre Haar zu beruhigen schien.

Die Freunde rieten der Frau, nicht vor Gericht zu erscheinen; die Macht, welche Sokrates durch seine Persönlichkeit immer noch auf alle Menschen ausübte, würde — so meinten sie — durch den traurigen Ruf der Frau herabgemindert werden.

„Ich will zu Hause bleiben,“ sagte Xanthippe so sanft und demütig, als bettelte sie um ein Stückchen Brot. „Aber laßt mich nicht ohne Nachricht.“

Die Schüler versprachen, einen förmlichen Botendienst einzurichten und ihr nach jeder Viertelstunde aus dem Sitzungssaale ein paar Worte über den Verlauf zu melden. Dann gingen sie. Xanthippe streckte angstvoll die Hand nach dem Letzten aus, als wollte sie eine Verbindung mit Sokrates festhalten.

Hinter der Haustüre auf dem Flur kauerte sie nieder und erwartete die Boten. Der Vormittag verging, ohne daß sie eine wichtige Nachricht erhielt. Endlose

Zeugenvernehmungen, deren Inhalt das Weib nicht verstand, bewiesen nur, daß die Schuld nicht klar am Tage lag.

Xanthippe schickte die Magd mit dem Knaben, der laut zu spielen und zu singen begann, weit vor die Stadt; dann war sie ungestört. Das Haus lag wie tot. Nur die Boten kamen, flüsterten ihren kurzen Bericht, den Türgriff in der Hand, und gingen wieder.

Alle Zeugen waren vernommen. Der Ankläger sprach jetzt: nicht ohne Geist, patriotisch und ehrbar, wie es die Pfaffen verlangten. Darauf nahm Sokrates das Wort. Jetzt hatte er die Richter durch seine Ironie geärgert, jetzt vernichtete er den Ankläger, jetzt hatte er geschlossen und die Stimmung schlug zu seinen Gunsten um. Freisprechung sei zu erwarten. Xanthippe schloß die Augen und wagte kaum zu atmen.

Es verging eine lange Zeit, ohne daß wieder eine Nachricht kam. Da wurde die Tür hastig geöffnet. Ein Schüler stürzte bleich ins Haus an Xanthippe vorüber und „Schuldig!" schrie er in die Wohnräume hinein. Xanthippe vermochte ihm kein Zeichen ihrer Gegenwart zu geben. Sie sank nieder, und erst als der Schüler das leere Haus verlassen wollte, stieß er mit dem Fuße an ihren Körper.

Er richtete sie halb empor und versuchte sie zu beruhigen: die Schuldfrage war entschieden, ungünstig freilich; aber die Mehrheit, die ihn verurteilte, habe nur eine Stimme betragen. Das werde die Strafe beeinflussen. Der Ankläger habe den Tod durch Schierlingsgift beantragt. Da Sokrates sich selbst verteidige, so müsse er einen billigen Gegenvorschlag machen. Dann würden die Richter sicherlich nicht auf Todesstrafe erkennen.

„Fort!" ächzte Xanthippe. „Gebt Nachricht!"

Wieder kauerte sie hinter der Haustür, die Glieder geschüttelt vor Angst und Frost und Fieber, aber geduldig auf die Boten harrend.

Sokrates sprach zum zweiten Male. Die Berichte klangen triumphierend. Mit einem großen Worte hatte der Angeklagte den ganzen Prozeß an den Pranger gestellt; ohne Hochmut wie ohne unwürdige Bescheidenheit hatte er als gleichwertigen Lohn für seine ganze Lebensführung die Zuerkennung einer nationalen Ehrengabe verlangt.

Xanthippe lächelte in ihren Qualen.

Doch die Verhandlung wurde wieder ernster. Der Vorsitzende hatte den Angeklagten zur Ordnung gerufen und verlangt, er solle einen vernünftigen Antrag stellen.

Wie lange der nächste Bote ausblieb! Endlich kam er.

Sokrates hatte geantwortet:

Der Tod sei von allen angedrohten Strafen noch die leichteste; denn Landesverweisung werde ihm in seinem Alter schwerfallen und das Gefängnis sei ihm lästig, weil er sich gern viel Bewegung mache. Wenn man aber wirklich einen freundlichen Ausweg wählen und ihn mit einer Geldstrafe heimschicken wolle, so biete er sein ganzes persönliches Vermögen als Buße an: drei Gulden.

Die heimlichen Verehrer des Angeklagten waren begeistert von seinem Trotz und seinem rücksichtslosen Übermute; die Richter freilich hatte er aufs äußerste gereizt.

Und nun kam die letzte, fürchterlichste Pause. Kein Laut drang zu Xanthippe herein; und auch kein Laut, nicht das leiseste Atmen, kein Schluchzen ertönte im Hause.

Und da — leise gedämpfte Schritte vieler Leute nahten dem Hause. Feierlich, wie ein Leichenzug kam es heran. Xanthippe sprang mit einem Satze empor.

Die Schüler traten ein. Der eine fragte, ob sie nicht nach ihrem Knaben Prokles senden wolle. Xanthippe schüttelte heftig den Kopf. Sie wußte alles und doch hing sie mit ihren Augen an den Lippen der jungen Leute.

Der Philologe nahm zuerst das Wort. Mit fanatischen Worten pries er den Märtyrer Sokrates. Der Tod durch ein Gift, welches sein eigenes betörtes Volk ihm reiche, sei der würdige Abschluß für ein solches Leben. Jeder andere Ausgang wäre ein Unglück für die Lehre und für die Schule gewesen.

Xanthippe hielt sich wimmernd die Ohren zu.

Da faßte der Offizier sie beim Arm und während er sie sacht zu ihrem Lager führte, sagte er:

„Auch ich bin nicht unzufrieden mit dem Todesurteil. Es war das logisch geforderte Ende. Wer aber den Meister ungern sterben sieht, der darf noch immer auf seine Rettung sinnen. Am heutigen Tage beginnen die Gerichtsferien und während derselben darf keine Hinrichtung stattfinden. Und da viele der höheren Beamten die Exekution nur ungern vollstreckt sehen, wird einer Flucht oder Entführung des Meisters nicht viel im Wege stehen."

Mit einem heisern Schrei riß sich Xanthippe von dem Schüler los. Sie öffnete den Mund, aber lange rang sie vergebens nach Worten. Endlich zischte es rauh hervor:

„Ein hündischer Schuft, wer eine Stunde schläft, bevor Sokrates befreit ist!"

Und die Schläfen zusammenpressend, begann sie mit den Freunden Rat zu halten. Ihr ganzer Körper zitterte, aber ihr Verstand war wieder licht.

Von Stund an begannen aufs neue und mit doppeltem Eifer die Bemühungen um die Gunst aller derer, die nur im geringsten auf das Schicksal des Gefangenen von Einfluß sein konnten. Vom Präsidenten bis zum Schließer war niemand, dem Frau Xanthippe nicht mit gleicher Zerknirschung und Inbrunst genaht wäre.

Und ihre Hoffnungen schienen sich zu erfüllen. Es wurden dem Gefangenen, trotzdem er zum Tode verurteilt war, nunmehr die alten Vergünstigungen wieder gewährt. Er durfte Besuche erhalten und Nachrichten in Empfang nehmen.

Fast ohne jede Vorsicht konnten die Vorbereitungen zur Flucht getroffen werden. Außer den Schülern waren gegen zehn Personen eingeweiht, und niemand dachte an Verrat. Xanthippe verteilte wieder einiges Geld mit kluger Freigebigkeit; aber es wäre nicht nötig gewesen. Alle Beamten schienen mit ihr verschworen. Nur die Mühe und die Verantwortung ließ man ihr; sonst wurde sie nicht beunruhigt.

Endlich war alles geordnet; schon lagen im Zimmerchen des Schließers Zangen und Feilen zum Lösen der Ketten, auch ein vollständiger Anzug war bereit, der den Gefangenen für die Flucht unkenntlich machen sollte. Und als Xanthippe den schwersten Gang wagte, um für sich, ihr Kind und einen alten Diener Pässe zu verschaffen, da blickte der Beamte sie scharf an und gab, ohne sie zu fragen, von dem Diener eine Beschreibung, die so ziemlich auf den Gefangenen stimmte. Die Frau erbleichte, als sie ihre Absicht so offen verraten sah. Der Beamte aber lächelte, ohne eine hohle Hand hinzuhalten, und sagte:

„Nehmen Sie Ihren Diener nur gewiß mit; wir sind froh, wenn wir niemand aus dem verruchten Hause des Sokrates in der Stadt haben."

Trotzdem glaubte Xanthippe nicht vorsichtig genug sein zu können und wollte die Anstalten nie für vollendet erklären. Doch plötzlich mußte sie sich entschließen. Wie um sie zu drängen, ordnete man die Hinrichtung für den ersten Tag nach den Gerichtsferien an. Nun war keine Zeit zu verlieren; der letzte Tag der Ferien, an dem es in der Stadt, eines Jahrmarktes wegen, lustig und wirr zuging, wurde endlich zur Ausführung des gesicherten Fluchtplanes bestimmt.

Alle Wachen waren bestochen und unter den Schülern die Rollen verteilt. Xanthippe sollte ihren Gatten auf einem Wagen vor dem Tore erwarten und von einem zuverlässigen Führer geleitet vor allem die Grenze zu gewinnen trachten und dann zu dem fürstlichen Beschützer

fliehen. Das Gefängnis betrat sie nicht mehr, auf Wunsch ihres Gatten, der seine letzten Tage zu wichtigen Unterredungen mit seinen Schülern benützen und in seinen ernsten Untersuchungen nicht durch Weibertränen gestört werden wollte.

Mitten in ihrer trostlosen Tätigkeit hatte Xanthippe oft das bange Gefühl, es könnte doch noch ein Unheil geschehen. Wohl gab es im Gefängnis nur noch einen einzigen Mann, der an der Verschwörung nicht teilnahm; aber dieser eine war Sokrates.

Am Entscheidungstage stand sie frühmorgens vor dem Tore neben dem Wagen, in welchem der kleine Prokles noch schlief. Plötzlich eilte ein Schüler herbei und rief schon von weitem:

„Es ist alles umsonst, er weigert sich, zu fliehen."

Xanthippe nickte nur mit dem Kopfe. Nichts konnte sie mehr überraschen. Aber ohne Aufenthalt ließ sie sich mit ihrem weinenden Kinde zu Sokrates führen, sank todesmatt zu seinen Füßen nieder und rief flehend:

„Hab' Mitleid mit mir, wenn du keines mit dir selber hast! Habe Mitleid mit deinem armen Kinde, das nicht als der Sohn eines Hingerichteten durch die Welt laufen soll! Tu uns das nicht an! Der du gut bist gegen alle Welt, sei dies eine Mal auch gut gegen Weib und Kind! Erhalte dein Leben!"

Mit ernster Ruhe hörte der Verurteilte die jammervolle Bitte seines Weibes an.

„Du bemühst dich umsonst," antwortete er endlich, „mich an der schönen Reise hindern zu wollen, die ich morgen auf Staatskosten unternehmen soll. Nein, liebe Xanthippe, ich kann auf deinen wohlgemeinten Vorschlag nicht eingehen. Laß dir von den jungen Leuten später meine Gründe mitteilen. Ich mag meine letzten Stunden nicht damit verschwenden, etwas Gesagtes zu wiederholen. Wir setzen das Gespräch über die Bedeutung der Staatsgesetze für den einzelnen

Bürger eben fort. Wenn du versprichst, dich still zu verhalten, darfst du zuhören."

Und sofort wandte sich Sokrates wieder an die jungen Männer, mit denen er sich von der Pflicht des Volksgenossen, sich richterlichen Aussprüchen zu unterwerfen, unterhielt.

Xanthippe war auf dem Boden liegen geblieben. Sie hörte nicht auf den Sinn der Worte, die gesprochen wurden, sie lauschte nur auf den Ton der Stimme, die sie bald nie mehr vernehmen sollte.

Erst als der Schließer kam und die Besucher aufforderte, das Gefängnis zu verlassen, kam sie wieder zu sich. Noch einmal bat sie zu Füßen ihres Gatten, und als dieser eine abwehrende Bewegung machte, rief sie verzweifelt:

„Ich will dich ja nicht mehr bitten. Stirb! Aber sag mir vorher ein gutes Wort! Verzeih mir, was ich dir angetan habe! Ich war ja das Weib des besten Mannes und war ihm ein böses Weib!"

Sokrates aber hob sie lächelnd auf, küßte sie auf die Stirn und sagte leise:

„Ich dir verzeihen? Ich dir? Du gute Seele!"

Am nächsten Morgen wurden dem Gefangenen die Ketten abgenommen und er durfte in voller Freiheit die Todesstunde erwarten, mit allen Freunden plaudern und sein Haus bestellen. Seine Lieblingsschüler umringten ihn, nun doch tief erschüttert, und weinten wie Kinder am Sterbebette ihres Vaters.

Sokrates scherzte mit ruhiger Heiterkeit und bat diejenigen, die ihn allzusehr liebten und das Weinen nicht lassen konnten, hinauszugehen.

Da kam zum letzten Male Xanthippe, welche die Nacht mit ihrem Prokles in der Bodenkammer des Schließers verbracht hatte. Sie führte den Knaben an der Hand, der dem Vater Lebewohl sagen sollte. Sokrates warf einen innigen Blick auf sein Söhnchen, doch mit fester Stimme sagte er:

„Führt sie aus der Stube hinaus, ich habe nichts mehr mit Weib und Kind zu schaffen.“

Xanthippe faßte den Prokles heftig am Handgelenk und riß ihn herum, als wollte sie sein kleines Haupt an der Wand zerschellen; dann stöhnte sie einmal in entsetzlichem Schmerze auf und ließ sich geduldig ins Nebengemach führen. Hier sank sie an der Schwelle wimmernd zusammen und ließ es teilnahmlos geschehen, daß man ihr den weinenden Knaben aus dem Arm nahm und in den Garten zu den lustig spielenden Kindern des Schließers brachte.

Bald tönte auch sein jauchzendes Stimmchen zu ihr empor.

Stunde um Stunde lag die Frau auf der Schwelle, ohne einen andern Laut von sich zu geben, als daß sie einige Male wie auf den Tod verwundet aufröchelte. Kein Wort, das in der Zelle des Verurteilten gesprochen wurde, entging ihr. Bis gegen Mittag dauerte das Gespräch, von dem die Schüler nicht abschweifen durften, wenn sie den Meister nicht kränken wollten.

Plötzlich wurde es still nebenan, totenstill.

Xanthippe richtete den Kopf in die Höhe und lauschte atemlos. Sie erkannte die Schritte des Schließers, der mit zitternder Stimme daran mahnte, daß es Zeit sei.

Und wieder scherzte Sokrates: ob er von dem Becher voll Schierlingssaft, den der Schließer ihm gebracht habe, nicht eine kleine Libation bringen dürfe, wie er's beim Trinken gewöhnt sei.

Der Schließer antwortete ernsthaft, im Becher sei nur genau so viel enthalten, als ein Mensch zum Sterben brauche.

„Dann werden die Götter von mir nichts abbekommen und ich will alles austrinken.“

Und wieder wurde es still.

Xanthippe stützte die Hände auf die Schwelle auf und lehnte den Kopf halb ohnmächtig gegen die Türe.

Kein Atemzug war zu vernehmen.

Plötzlich schluchzten daneben die jungen Leute, ein Becher fiel zu Boden, und das Weib donnerte mit den Fäusten gegen das Holz und schrie:

„Mörder! Mörder!“

Der junge Offizier kam mit tränenüberströmtem Gesicht zu ihr herein und warf sich an ihre Brust. Xanthippe schluchzte, daß sie nicht mehr vernahm, wie ihr Gatte in der Nebenstube mit gleichmäßigen, langsamen Schritten auf und niederging und das Gespräch fortzusetzen suchte, bis sein Gang unsicher wurde und er den Wunsch aussprach, sich niederzulegen.

Bald darauf kam der Schließer wieder hinein und murmelte, es sei bald vorbei, die Füße seien schon kalt.

Xanthippe hatte das wieder vernommen und folgte dem Schüler ins Sterbezimmer. Da lag Sokrates mit starren Gliedern, aber mit freundlichem Antlitz auf dem Bett.

Seine Stimme war schwach, aber noch immer plauderte er.

Die andern hörten zu, keiner außer Sokrates vermochte ein Wort zu sprechen.

Auch ihm begann es schwer zu werden.

Plötzlich überzog sich das Antlitz des Sterbenden mit Totenblässe. Er zuckte einige Male. Dann rief er:

„Die Genesung! Wenn es Götter gäbe, möchte ich ihnen jetzt für meine Genesung danken.“

Dann zuckte sein Mund zum letztenmal; er neigte sein Haupt und starb.

Sprachlos, ohne Tränen, mit blutlosen Lippen stand Xanthippe da, während die Schüler nun ihrem Schmerze sein Recht gaben. Einige nicht ohne das Bewußtsein, eine dankbare Rolle zu spielen. Die Frau hörte nicht hin. Zitternd ließ sie sich auf dem Sterbebett nieder, nahm die kalte Hand des Toten zwischen die ihrigen und hauchte mit ihrem warmen Atem darüber. So saß sie lange auf dem Lager neben der Leiche, stundenlang.

Da ertönte wieder die fröhliche Stimme der Kinder aus dem Garten. Xanthippe erhob sich jäh, horchte hinab und floh aus der Kerkerzelle.

Unten nahm sie ihren Knaben fest bei der Hand und führte den Weinenden fort. Durch eine Seitenpforte gelangte sie ins Freie. Sie erreichte ihr Häuschen, wo die alte Magd heulend neben dem kalten Herde saß. Xanthippe hatte keinen Blick für sie.

Ein großes Bündel, das Wäsche und Kleider enthielt, raffte sie zusammen. Es dauerte aber lange, bevor es fertig war, denn jedes Stück betrachtete sie eine Weile und sann und sann. Dann ging sie noch einmal nach der Studierstube des Sokrates hinauf. Dort prägte sie sich jeden Fleck an der Wand ein, jedes Gerät, jede Spinnwebe. Das große Buch, das aufgeschlagen auf dem Tische lag — das letzte, in dem er gelesen hatte —, nahm sie mit sich und steckte es in ihr Bündel. Dann faßte sie den Knaben wieder bei der Hand und ohne einen Blick zurückzuwerfen, schritt sie davon, durch Seitengassen hinweg, durch das Tor hinaus und weiter die Landstraße entlang, in der Richtung nach Süden.

Die Sonne war eben untergegangen. Am östlichen Himmel streckte sich eine ungeheure, das ganze Firmament umspannende Wolke, die aussah wie ein Adler, der mit ausgespreizten Fittigen mit der Erde kämpfen will. Die Ränder der Wolke erglänzten rötlich.

„Schau, Mutter, die schöne Wolke," rief der Knabe.

Da faßte die Mutter ihn hart am Arme und herrschte ihn an:

„Was gehen dich die Wolken an! Blick auf deine Füße, daß du nicht fällst."

Und weiter schritt sie mit dem eingeschüchterten Knaben.

Die Leute, die des Weges kamen, erschraken wohl vor dem wilden Gesicht oder lachten über ihren humpelnden Gang. Xanthippe sah und hörte nichts.

Eine halbe Stunde vor der Stadt rief ein Matrose sie an.

„Kommt Ihr aus der Stadt, Mutter? Na, lauft nicht so! Ob ich wohl noch zur Zeit da bin, um zuzusehen, wie der tolle Sokrates totgeschlagen wird? Ich laufe deshalb sechs Stunden zu Fuß."

Xanthippe war an dem Sprecher schon vorbeigegangen. Jetzt bückte sie sich rasch, ergriff einen Feldstein und hob ihn mit so wild drohender Gebärde über ihren Kopf empor, daß der Matrose von abergläubischer Angst gejagt das Weite suchte. Die Frau stand noch mit zitternden Gliedern in der drohenden Stellung, dann senkte sich langsam ihr Arm, der Stein entsank ihrer Faust, das Bündel rollte von der Schulter nieder und mit einem gräßlichen Wehruf warf sie sich am Rande der Straße zu Boden, vergrub ihr Gesicht in den Rasen und wimmerte und schluchzte. Dazwischen schrie sie Klagen und Flüche, Liebesworte und Racherufe, dann krallte sie wieder die Hände in die Erde, raufte das Gras aus und riß sich die Finger blutig in fruchtlosem Bemühen, eine Wurzel des nächsten Baumes zu zerbrechen.

Sie kam nicht eher wieder zu sich, als bis sie die Stimme des Knaben hörte:

„Mutter, es ist ganz finster, ich fürchte mich!"

Xanthippe hob den Knaben auf den Arm, nahm das Bündel wieder auf und mit großen Schritten eilte sie weiter durch die Nacht.

Achtes und letztes Kapitel

Wüßte ich von dem Weibe des Sokrates nichts weiter, als was alte und neue Skribenten von ihr melden, ich müßte meine höchst zuverlässige Darstellung ihres Lebens an dieser Stelle abbrechen. Denn was kümmert es den Geschichtschreiber, der in feierlichem Tone von Sokrates erzählt, ob die Hinrichtung des Märtyrers auch irgendwelchen Einfluß auf dessen Familie gehabt habe? Was kümmert es den Philosophen, der die gelegentlichen Scherzworte des Grüblers rücksichtslos zu einem Systeme zusammenzwingt, so wie man Blumen mit Draht durchsticht, um sie zu einem verkäuflichen Strauße zusammen zu binden, was kümmert es den Professor der Philosophie, ob die Kinder seines großen Vorbildes Hungers gestorben sind?

Wir aber, welche wir an den Helden der Kulturgeschichte einen herzlichen Anteil nehmen, wir wollen auch wissen, was das Ende ihrer Frauen war. Und da ist es ein Glück, daß ich wenigstens einige Nachrichten sammeln konnte, die vielleicht mit Xanthippe in einigem Zusammenhange stehen.

Es war in einem freundlichen Gebirgstale des südlichen Griechenland. Seit einigen Jahren erst herrschte wieder Friede, seit einigen Tagen erst war der Frühling im Lande. Das kleine Dorf sah im Schimmer der untergehenden Sonne wie vergoldet aus.

Da kam auf der Straße von Norden her ein seltsames Paar herein. Eine große, kräftige Frau, eine Greisin, die mit langen Schritten des Weges hinkte

und einen halbwüchsigen Knaben an der Hand führte. Aus unheimlich funkelnden Augen warf das Weib scharfe Blicke nach allem, was sie umgab. Die Leute grüßten; sie hatte als Antwort nur Fragen nach dem Stande der letzten Ernte, nach dem Preise des Bodens und nach der ortsüblichen Art der Bewirtschaftung. Wollte jemand dagegen von ihr erfahren, woher sie käme, so schüttelte sie nur stumm den Kopf.

Sie sagte nicht, daß sie sich hier niederlassen wollte. Aber emsig spähte sie nach allen Gelegenheiten umher. Und als sie ein kleines Gut gefunden hatte, dessen Besitzer durch den Krieg in Schulden geraten war und nun verkaufen mußte, zählte sie ihm den Kaufpreis bar in kleiner Münze auf. So wurde sie Bäuerin in diesem Tale.

Der Ortsvorsteher wartete einige Zeit, daß sie sich ihm vorstellte und in ihm einen Schützer suchte; endlich ging er selbst zu ihr hin und verlangte mit einiger Wichtigtuerei zu wissen, wer sie sei und woher sie komme.

„Ich bin die alte Lahme," sagte das Weib mit rauher Stimme, „mein Mann ist tot, ein Opfer, ich will hier in Frieden leben und meine Steuern bezahlen, wenn man mich in Ruhe läßt. Sonst gehe ich weiter meine Straße."

Der Dorfschulze ging nach einigen wohlgesetzten Worten wieder heim und ließ die Frau gewähren. Es war unter seiner Würde, nach Dingen zu spüren, die man ihm nicht freiwillig mitteilte.

Aber bald wußte die ganze Ortschaft, daß hinter der neuen Bäuerin ein Geheimnis stecke; und alle Welt mühte sich, die Alte und den Knaben auszuforschen. Das Weib setzte der Neugierde auch jetzt eine stumpfe Schweigsamkeit entgegen, und was man vom Knaben, der Lamprokles hieß, erfahren konnte, das war nicht eben viel.

Er hätte vor langer, langer Zeit in einer großen Stadt zwischen prachtvollen Häusern und zwischen schönen weißen Steinen, aus welchen solche Häuser

gemacht würden, spielen dürfen, jetzt aber wandere er mit seiner Mutter von Ort zu Ort; so oft man sie mit Fragen belästige, werde sie sehr böse und gehe auf und davon. Seinen Vater habe er schon lange nicht mehr gesehen; auch dürfe er niemals von ihm sprechen.

Man reimte sich die Mitteilungen leicht zusammen; der Vater des Knaben hatte wahrscheinlich in dem großen Krieg Vermögen und Leben eingebüßt. Vielleicht hatte die Familie auch sonst noch Verfolgungen zu fürchten und da war die Großmutter — mochte sie auch der Bursche Mutter nennen, sie war sicherlich seine Großmutter — mit dem Enkel in die Fremde gezogen, um für das Kind ein neues Leben anzufangen.

Und da sich die alte Lahme als eine friedfertige Nachbarin erwies, auch einiges Geld bei ihr vermutet wurde, zählte man sie schon nach der ersten Ernte zu den ansässigen Leuten. Sie erregte das Erstaunen des Dorfes durch ihre Arbeitslust und ihre Körperkraft. Nur einen Knecht nahm sie auf und besorgte mit seiner Hilfe die ganze Wirtschaft. Sie war die schnellste beim Pflügen, Säen und Dreschen, sie mähte das Gras für ihre beiden Kühe selbst, sie verstand Butter und Käse auf die Weise zu bereiten, die in der Stadt teuer bezahlt wurde, sie verstand zu spinnen und zu weben und bedurfte selten eines Handwerkers, wenn etwas auszubessern war. Sie behalf sich ohne die Kräuterfrau, wenn ein Schaf erkrankte, eine Kuh kalbte. Nie sah man sie müßig. Wenn die frühesten Stallmägde die Türen ihrer Gehöfte öffneten, sahen sie die fremde Greisin schon auf dem Felde arbeiten, oder im Hause und Garten wirtschaften. Und nach Feierabend, wenn der Kienspan in einem Hause nach dem andern erlosch, durfte man darauf rechnen, sie noch tief in der Nacht bei einer Beschäftigung anzutreffen.

Es wurde den alten, reichen Bauernfamilien anfangs nicht recht heimlich in der Nähe der Lahmen, aber Klugheit, eine weise Spruchweisheit und unerhörter Fleiß

erwarben ihr Achtung. Im Laufe der Zeit gewann sie immer mehr an Ansehen. Man richtete sich nach ihr in der Bewirtschaftung der Felder, und die Mütter priesen sie den jungen Mädchen als Muster, und die Männer wünschten sich bei jedem ehelichen Zank eine solche Hausfrau zu besitzen. Es war nicht üblich, jemand ins Gesicht zu loben, wenn aber die Alte doch einmal etwas von dem Gerede der Leute erfuhr, dann verzog sie höhnisch ihren Mund, und als gar einmal eine Braut zu ihr kam, um sich von ihr in den Pflichten einer guten Frau unterrichten zu lassen, da geschah das Unerhörte: die ernste Alte lachte hellauf der Besucherin ins Gesicht.

Der Knabe wuchs in dieser Hut zu einem tüchtigen, kräftigen Jüngling heran. Manche Wunderlichkeiten der Erziehung gab den Nachbarn anfangs viel zu reden, aber am Ende wurden sie wie eine neue Mode nachgeahmt, trotzdem die Lahme abmahnend sagte: Eines schicke sich nicht für alle.

Alle Pflichten gegen die Obrigkeit wurden im Hause der Alten mit peinlicher Genauigkeit geübt und gelehrt. Lamprokles bekam nur dann Schelte, wenn er eine Vorschrift derselben oder eine fromme alte Sitte im mindesten verletzte. Nicht einen Schritt durfte er rechts oder links vom Raine in den Acker treten, keine Kornblume durfte er auf fremdem Felde abreißen, keinen Singvogel durfte er fangen, keine Blume von fremder Wiese heimbringen. Und wenn der Knabe jemals seine schönen großen Augen zum Himmel richtete und träumend nachzusinnen schien, dann störte ihn die Alte jedesmal auf und wies ihm eine Beschäftigung an. Sie war sonst gütig zu ihm. Er mußte nicht mehr arbeiten, als jeder wohlhabende Bauernjunge. Wenn es nichts mehr für ihn zu schaffen gab, durfte er mit den Genossen balgen oder spielen, später mit den jungen Mädchen tanzen oder Lieder singen, er durfte im Hause lärmen und rumoren. Nur träumen und sinnen sollte er nicht.

Unerbittlich war der Spruch der Alten, daß ein Bauer nicht lesen und schreiben zu lernen brauche. Wie sehr der Ortsvorstand und der Lehrer ihr zuredeten, Lamprokles besuchte keine Schule; pünktlich wurde das Schulgeld bezahlt, der Lehrer erhielt bei jedem Anlaß die üblichen Geschenke, aber der Knabe wuchs frei auf, und hätte er nicht heimlich im Walde die Flöte blasen gelernt, er hätte manchesmal seine Altersgenossen um ihre Kenntnisse beneidet.

Die Alte mußte ihre besonderen Gründe haben, die Wissenschaften so sehr zu hassen, denn sie selbst besaß sicherlich eine höhere Bildung als selbst der Ortsvorsteher. Sie ahnte nicht, daß man sie beobachtete, aber das ganze Dorf erzählte sich, was die Alte heimlich begann, wenn am Nachmittag eines Feiertags ihr Enkel sich umhertrieb und sie allein zu Hause saß und der Sitte gemäß nicht arbeiten durfte. Dann holte sie aus ihrem Schrank ein großes altes Buch und einen Kristall hervor. Stundenlang blickte sie auf die Buchstaben der Schrift, ohne die Augen zu bewegen, ohne das Buch zu rücken, betrachtete dieselben Zeichen und bemerkte nicht die Tränen, die ab und zu auf das Blatt niedertropften. Und solange die Sonne schien, hielt sie dabei oft den seltsamen Kristall in der Hand, einen Wunderstein, der ein Stück Regenbogen auf die Wand oder die Decke malte.

Die Frau war leicht zu belauschen, wenn sie bei ihrem Buche saß.

Und wie sie, die Studierte, ihren Enkel vom Lernen abhielt, so erzog sie ihn in Gottesfurcht, obgleich sie selbst sich nicht mehr als nötig um die Kirche kümmerte. Lamprokles durfte keine religiöse Übung umgehen, mußte alle hergebrachten Gebete hersagen lernen und wurde hart gestraft, wenn er sich im Umgange mit älteren Bauernsöhnen ein gotteslästerliches Wort angewöhnt hatte.

Lamprokles war fügsam und betrachtete die strenge Zucht, unter welcher er stand, als selbstverständlich;

auch duldete er es nicht, daß seine Genossen in seiner Gegenwart die alte Lahme verlachten. Nur einmal, da er während eines Gewitters es unterlassen hatte, sich durch ein Zeichen vor dem Gotteszorn zu schützen, und dafür durch Fasten büßen sollte, da war er trotzig und berief sich auf den Knaben und die Nichte des Ortsvorstehers.

„Der Schulze ist doch gewiß ein frommer Mann," sagte er im Gefühle seines Rechtes. „Aber die Schulzenkinder glauben nicht an den Zeus, der blitzen und donnern kann nach Belieben. Das machen alles die Wolken. Wir sind jetzt nicht mehr so dumm, daß wir das nicht wüßten!"

„Die Wolken!" schrie die Alte und Lamprokles hatte plötzlich die Gewißheit, sie habe vor langen, langen Jahren ebenso laut und zornig vor ihm dasselbe Wort gerufen. Sie begann ihn mit argen Flüchen auszuschelten, sie drohte, ihn betteln gehen zu lassen, wenn er solche Reden wiederholte; aber der Knabe fühlte doch etwas wie Sanftmut oder Rührung in ihrem Grimm. Und wirklich verstummte sie schon eher, als er gedacht, ließ sich langsam noch einmal erzählen, was der Schulzensohn behauptet hatte und schickte den Knaben dann hinaus; bevor Lamprokles aber die Tür hinter sich geschlossen hatte, hörte er die Alte in ein jammervolles Schluchzen ausbrechen. Und wieder überschlich ihn die Erinnerung, als habe er auch dieses Weinen aus demselben Anlaß schon gehört. In abergläubischer Scheu hütete er sich fortan, sich den Anordnungen der Mutter zu widersetzen, die ja wohl dazu beigetragen hatten, ihm selbst eine beneidete Stellung im Dorfe zu sichern.

Und bald konnte sich die Alte auch schon auf ihren wachsenden Wohlstand, als auf eine Folge ihres vorbildlichen Lebenswandels berufen. Lamprokles, aus dem mit den Jahren ein strammer junger Mann geworden, war nicht unzufrieden damit, daß er bald so reich gekleidet gehen konnte, wie nur die ersten Bauern des

Ortes, und daß man ihn sogar schon in die Gesellschaft dieses Dorfadels zu ziehen begann. Daß die Mutter heute noch so ärmlich aussah und so rastlos arbeitete wie vor Jahren, das bemerkte er ebensowenig wie die Zurückhaltung, welche sich die Leute auferlegten, so oft von der alten Lahmen die Rede war.

Selbst dann, als Lamprokles mit der reichen Nichte des Schulzen ein Liebesverhältnis anknüpfte und das Mädchen ihm anvertraute, ihre Eltern wären ihm gewogen, scheuten aber die Verwandtschaft der Alten, welche bis heute ihren Namen nicht verraten hatte, auch dann noch fühlte er den Gegensatz nicht, in welchen die Mutter ihn zu den übrigen Dorfbewohnern brachte. Der Schulze aber, den die Neugierde nach der Herkunft der Fremden immer noch plagte, legte eines Feiertags seinen besten Staat an und suchte wieder die Alte auf, die bei seinem Eintritte das rätselhafte große Buch zuschloß, in den Kasten schob und dann erst den angesehenen Mann um den Grund seines Besuches fragte.

Der Schulze holte weit aus und verwickelte sich in höfliche Redensarten, bis er endlich damit herausplatzte: Lamprokles könnte durch die Heirat mit dem Mädchen auf einen Schlag einer der reichsten Bauern werden, sich mit den ältesten Familien verschwägern und vielleicht noch einmal der Vater eines Ortsvorstehers werden. Aber zu all' dem sei erforderlich, daß die Alte ihr Geheimnis lüfte, wenn auch nur ihm, der Obrigkeit gegenüber.

Die Alte blickte düster vor sich hin.

„Lamprokles ist der Sohn eines wackeren Mannes," sagte sie nach einer Weile, „ich bin seine Mutter und auch mir könnte die Behörde nichts Schlimmes vorwerfen. Aber die Namen sag ich nicht! Denn es wäre ein großes Unglück für den arglosen Lamprokles, wüßte er, wer sein Vater war. Es würde ihm hier nicht länger gefallen, er würde zu träumen beginnen ... Ich sag es nicht! Er wird ja länger leben als ich und wird

sich nachher mit den ältesten Familien verschwägern können."

Nochmals versuchte der Mann sie zu überreden. Die Lahme aber brach das Gespräch mit den Worten ab: „Laßt mich in Ruh' oder ich verkaufe mein Gut und ziehe weiter!"

Nicht lange darauf, als eben die kalte Spätherbstsonne untersinken wollte, kamen zwei Städter durch das Tal, vornehme Männer, die eine Ferienreise unternommen hatten — wie sie erzählten — und die Gelegenheit benutzten, um in dem entlegenen Flecken nach allerhand Altertümern zu forschen. Im Wirtshause, wo sie Rast hielten, teilten sie diesen Reisezweck mit.

In dem kleinen Dörfchen war nichts zu finden. Nur von einem großen alten Buche hörten sie, das die lahme Fremde verwahrte und das wohl irgendein gefährliches Zauberbuch wäre.

Als einer der jungen Burschen lachend dazwischenrief: es werde sich niemand getrauen, der Hexe ihr gottloses Buch zu entreißen, erhob sich der Schulmeister im Gefühl seiner beleidigten Würde und erbot sich, die Fremden zu der Lahmen zu geleiten.

Die beiden nahmen die Freundlichkeit gern an und bemühten sich, auf dem Wege dem Lehrer auseinanderzusetzen, wie bedeutende und gelehrte Gäste das Dorf in dieser Nacht beherberge.

Als sie jedoch an die Tür der Alten pochten, trat Lamprokles heraus und erklärte, kein Stadtherr dürfe über die Schwelle des Hauses. So habe die Mutter es immer gehalten, und jetzt habe sie die Fremden kommen sehen und ihn herausgeschickt, damit er niemand den Eintritt gestatte.

Der Lehrer bat demnach, die Herren möchten sich draußen gedulden, bis er mit dem Weibe gesprochen habe. Dann trat er ein.

Die Alte saß am Tische, die Hand auf das geschlossene Buch gelegt. Sie schien von einer merkwürdigen Un-

ruhe ergriffen; ihre Augen flackerten wild unter den weißen Brauen. Als der Schulmeister auf sie zuschritt, sprang sie empor, wie ein ertappter armer Schelm, der entfliehen will. Er aber nahm ruhig Platz und sprach:

„Liebe Frau Nachbarin, Ihr kennt die Welt nicht und habt Euch wohl auch niemals mit Bildung befaßt wie unsereins. Darum muß ich Euch sagen, daß die beiden Herren, welche Ihr vor Eurer Tür warten lasset, in der Hauptstadt sehr berühmte Leute sind, teils weil sie's zu etwas gebracht haben, teils weil sie die Schüler des großen Sokrates waren."

Er sah nicht, wie bei diesen Worten ein Zittern über den Körper der Alten flog und wie ihr Auge feucht erglänzte. Er fuhr fort:

„Dieser Sokrates muß wohl ein sehr gefährlicher Mensch gewesen sein, weil die Behörde doch nicht irren kann. Immerhin beruft sich der eine von den Herren auf ihn wie auf einen Heiligen. Und darum sollt auch Ihr die Herren einlassen, ihnen das Buch zeigen und es für einen annehmbaren Preis verkaufen. Auch schickt es sich nicht, daß die Dorfbewohner Bücher besitzen, welche der Lehrer selber nicht versteht."

Die Frau hörte nicht zu. Mit sehnsüchtigen Blicken schaute sie nach der Türe, hinter der die beiden Schüler des Sokrates warteten. Übergeneigt lauschte sie, ob nicht ein Wort aus ihren Gesprächen zu vernehmen sei.

Plötzlich stieß sie einen höhnischen Schrei aus, faßte das Buch und warf es mit aller Kraft in das Feuer des Herdes, das für einen Augenblick zu verlöschen drohte; dann aber zuckte es zwischen der aufstäubenden Asche empor und verzehrte qualmend die Blätter des Buches.

Auf den Schrei des Weibes und den Angstruf des Lehrers eilte Lamprokles herein und die Fremden wollten mit ihm in die Stube dringen. Bevor sie aber die Schwelle überschritten hatten, tönte ihnen eine Flut von Schmähreden entgegen; der Schulmeister kam be-

stürzt heran und bat, nur rasch fortzugehen. Die Alte sei offenbar wahnsinnig; sie habe das Buch verbrannt.

Da sagte der eine von den Herren zum andern:

„Als Philologe mußt du dem Zufall dankbar sein, der dich wieder ein Dutzend neuer Schimpfworte kennen lehrte. Seit der Zeit der Xanthippe bin ich so nicht wieder verdonnert worden!"

Und lachend gingen sie davon.

Da lachte auch die alte Lahme wie eine Tolle auf, und die Herren beeilten sich aus der Nähe des unheimlichen Hauses zu kommen.

In derselben Nacht brach im Schulhause Feuer aus.

Auch die Fremde hinkte heran. Sie blieb aber mit verschränkten Armen stehen, während Lamprokles sich mit den andern bemühte, alle brennbaren Gegenstände aus der großen Schulstube herauszuschaffen. Noch beschränkte sich das Feuer auf den Dachstuhl und das erste Stockwerk. Die Schulstube, in deren Mitte ein starker Holzpfeiler die Decke trug, war noch nicht berührt.

Jammernd beklagte die Lehrerfamilie ihr Unglück. Fast gleichmütig standen die Bauern umher; das Gebäude war zwar Eigentum der Gemeinde, aber nicht sehr wertvoll. Die Vorräte des Lehrers konnten dem Feuer nicht viel Nahrung geben, es war gewiß bald erloschen und der Wind blies vom Dorfe weg. Für die vollen Scheunen gab es augenblicklich keine Gefahr.

Plötzlich schlug der Wind um und wie zur Warnung flog vom aufflackernden Dachstuhl eine dichte Funkengarbe nach der Richtung, wo des Schulzen Schwager, der Vater von des Lamprokles Liebchen, seine Speicher stehen hatte.

Alle sprachen erschreckt durcheinander.

Erst wenn das Schulhaus in sich zusammengestürzt war, konnte man mit den einfachen Feuereimern ans Löschen denken. Und bis dahin genügte ein einziger Funke, der einen unglücklichen Weg nahm, um das

nächste Bauerngehöfte, vielleicht das ganze Dorf in Brand zu stecken.

Ein alter Bauer fand Rat. Wenn man den Holzpfeiler im Schulhause umstürzen konnte, so brach das ganze obere Stockwerk zusammen und verzehrte sich ungefährlich zwischen den Steinwänden des Gebäudes. Alle sahen die Wahrheit ein. Aber wie den Pfeiler stürzen?

Starke Taue wurden herbeigeschleppt. Die mutigsten Burschen drangen in den Schulraum, in welchem eine glühende Hitze herrschte und wo bereits die Decke zu schwelen begann; die Taue schlangen sie um den Pfeiler. Rasch eilten sie wieder hinweg aus dem Einsturz drohenden Haus; und jetzt strengten alle Männer ihre Kräfte an, um den starken Baum zu brechen oder von der Stelle zu rücken.

Vergebens! Der Pfeiler rührte sich nicht.

Da warf der Schwager des Schulzen seine Axt auf die Erde und rief:

„Ich bin kein Verschwender! Aber wer mit dieser Axt ein paar tüchtige Hiebe nach dem Pfeiler führt, der soll die Axt behalten und außerdem von mir verlangen dürfen, was er will."

Tiefes Schweigen war die Antwort. Man hörte nur das Rauschen und Flattern der Flammen und den Wind, der die Funken nach dem Dorfe trieb.

Plötzlich löste sich die Lahme von der Gruppe los, in deren Mitte sie dem Feuer zugesehen hatte. Einen feierlichen Blick warf sie nach dem Bauer; dann hob sie die Axt auf und schritt auf das Schulhaus zu.

Schon stand sie an der Schwelle, als Lamprokles sie bemerkte.

„Mutter!" schrie er entsetzt.

Aber ohne sich umzuwenden, war sie in die Stube getreten.

Schon stießen an vielen Stellen der Decke Dampfwölkchen hervor. Sie blickte nicht auf.

Dicht an den Pfeiler trat sie heran, prüfte die Taue und hob mit beiden Händen die Axt.

Auf einen Wink von ihr zogen die Männer wieder mit aller Macht.

Und jetzt ließ sie die schwere Axt in den Balken klingen.

Schauerlich sah es aus, wie das große Weib, dem weiße Haare den verwitterten Kopf umflogen, die sehnigen Arme emporhob, wie um einen Felsen zu zerschmettern, und wie nach jedem dröhnenden Hieb aus den Fugen der Decke tausend Funken um sie und auf sie niederfielen.

Und wieder fiel die Axt nieder, daß die Taue zitterten, und jetzt — der Balken bog sich.

Ein einstimmiger Schrei rief die Retterin des Dorfes heraus.

Mit ruhigem Schritt trat sie auf die Schwelle und schaute den Bemühungen der Männer zu. Sie zogen kräftig an.

Der Balken bog sich wirklich, aber noch gab er nicht nach.

Da kehrte die Lahme noch einmal um. Noch einmal gab sie das Zeichen, und die Männer strengten ihre Sehnen an bis zum Äußersten. Noch einmal hob sie die Axt. Nur flüchtig maß sie die Entfernung bis zur Tür mit den Augen.

Ein letzter Ruck der Männer am Tau. Ein schwerer Axthieb. Und wie ein Donner prasselte das Dach zusammen, wie ein feuriges Schneegestöber wirbelten die Funken ein letztes Mal auf. Und auf der Schwelle lag mit brechenden Augen die Greisin. Ihre Kleider flammten auf.

Hundert Hände zogen sie hervor.

Sie war mit Brandwunden bedeckt, der lahme Fuß war zerschmettert.

Man trug sie in ihr Haus, man versuchte alle Mittel, Lamprokles flehte alle Nachbarinnen um Hilfe an.

Die Kranke schüttelte nur den Kopf. Man ließ sie allein mit dem Sohne.

Um die folgende Mitternacht fühlte sie ihr Ende herannahen.

Sie hieß den weinenden Lamprokles den Kristall aus dem Schreine nehmen. Er gehorchte in andächtiger Stimmung; oft hatte er durch seine Genossen von dem Wunderglase gehört, nie noch hatte er es gesehen.

Seine Mutter wurde plötzlich von einer marternden Angst befallen. Sie legte ihre linke Hand, die weniger von Wunden zerrissen war, auf seine Rechte und fragte so flehentlich, wie er sonst nur ein Kind bitten gehört hatte:

„Ich habe für dich gearbeitet, mein Sohn. Wenn ich dich verlasse, brauche ich keine Sorgen um dich mitzunehmen. Aber ich habe dir das Andenken an deinen Vater geraubt. Ich hab' es dir geraubt, weil ich dich liebte! Kannst du mir das verzeihen?"

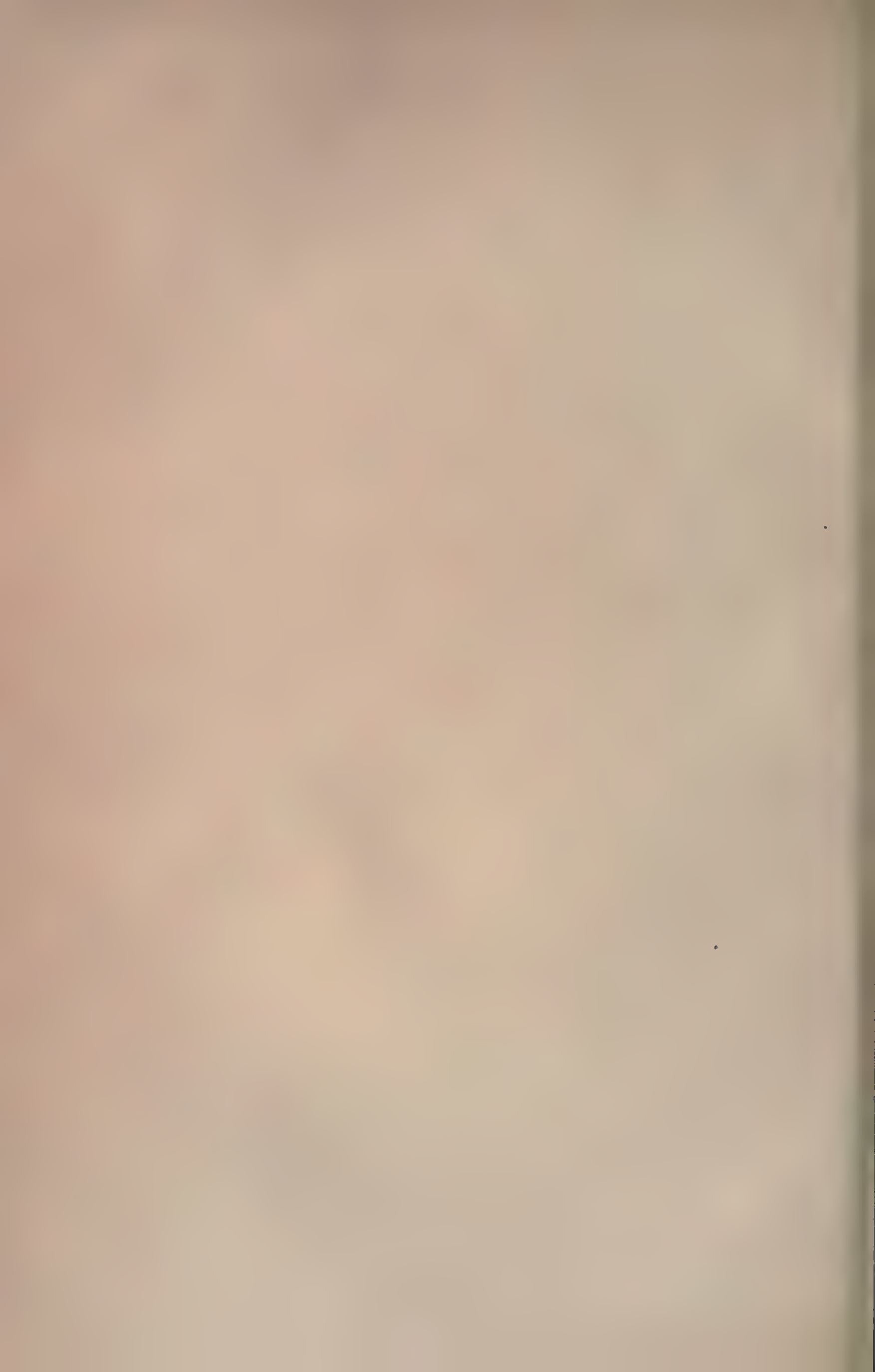
„Mutter, stirb nicht!" rief der Jüngling in seiner Seelenangst. „Was immer du tatest, war recht getan! Kein Sohn hat eine bessere Mutter gehabt als ich!"

Da flog ein glückliches Lächeln über ihr totenfahles Gesicht.

Der Sohn hing an dem Munde der Sterbenden.

Noch bewegte sie die Lippen. Er mußte ganz nahe heran horchen, um die letzten Silben zu verstehen:

„Nimm den Kristall, ein Andenken von deinem Vater. Er war der beste Mann. Werde nicht wie er! Nicht so gut! Sei lieber glücklich! Nimm den Kristall! Das reine Sonnenlicht ist schrecklich. Zerteil es in Farben, damit es freundlich sei und schön."



Don Juan d'Austria

Drei Bruchstücke



I.

Don Juan und Don Carlos

Aus einer alten Handschrift, als deren Titel zu lesen ist: „Denkwürdigkeiten des Edeln Luis Mendez Quijada, Herrn von Villagarcia, von seinen Kriegstaten unter beiden Königen, insbesondere von der Jugend und der Bestimmung seiner Gnaden des Prinzen Don Juan d'Austria."

*

Durch den Willen Gottes und das Vertrauen meines Königs, weiland des Kaisers Karls V., bin ich vermögend, der Nachwelt mehr zu berichten über die wunderbaren Wege, auf welchen der große Seeheld Don Juan d'Austria zum Gipfel seines Ruhmes geführt worden ist. Weil aber nicht in meinem Sinne liegt, die Neugier der Mitwelt zu kitzeln, vielmehr nur die Fragen der nachfahrenden Geschichtschreiber zu beantworten, zur Ehre Gottes und zum Nutzen meiner Nation, darum will und bestimme ich, daß diese meine Denkwürdigkeiten noch hundert Jahre nach meinem Tode verschlossen bleiben sollen vor jedermann. Darauf soll mein Erbe vor Antretung der Erbschaft einen heiligen und körperlichen Eid leisten in der Kapelle von Villagarcia, wie er will, auf den Reliquienschrein oder auf die Fahne, die mein Vater siegreich gegen den Maurenkönig getragen hat. Und der Erbe meines Erben soll den gleichen Eid leisten, wie er will, auf den Reliquienschrein oder auf die Fahne. Denn heilig ist die

Ehre der spanischen Waffen mir, heilig wie unsere christliche Kirche. Und so soll auch schwören der Erbe vom Erben meines Leibeserben, und so fort, bis hundert Jahre nach meinem Tode, wie oben gesagt ist. Denn ich will freilich, daß mein geheimes Wissen den Samen des Glücks ausstreue für mein Volk unter den Fürsten meines Vaterlandes. Nicht aber will ich, daß die Pläne meines Königs Don Felipe durchkreuzt würden durch meine Niederschriften, solange er lebt. Nicht will ich ingleichen, daß mein gewesener Schüler und gegenwärtiger Gebieter Don Juan d'Austria durch mein geheimes Wissen aufgestachelt werde zu Zielen, nach denen ihn seine weltliche Klugheit, der Zusammenhang und der Verlauf der Staatsangelegenheiten und seine hohe Geburt ohne dieses hindrängen. Gottes Wille allein geschehe. Wer bin ich, ein todbereiter alter Diener, daß ich mich vermäße, eingreifen zu wollen durch mein geheimes Wissen in den Willen des allgegenwärtigen und allmächtigen Gottes.

*

Vierunddreißig Jahre hatte ich meine Treue gegen die kaiserliche Majestät Karls V. nicht nur durch Wunden von deutschen und von ungläubigen Säbeln bewährt, sondern auch durch manchen höfischen Dienst, den einst der junge Page lachend ausführte, sich auch wohl seinen Botenlohn mit Hilfe des Satans und seiner eigenen geilen Kraft selber holte, durch manchen höfischen Dienst also, wiederhole ich, den der Oberst und Majordomo nur noch ungern übte, weil mit den ergrauten Schläfenhaaren der trotzige Esel herausgekommen war, da belohnte mich mein kaiserlicher Herr mit der kaiserlichsten aller Gnaden, da er mich und mich ganz allein zum Mitwisser einer Heimlichkeit machte, von welcher der hohe Herr freilich selbst nicht wußte und trotz seiner seltenen Weisheit nicht wissen konnte, daß sie nicht gar viele Jahre später eine gefährliche Heimlichkeit werden konnte. So fast groß war

die Auszeichnung, die mein kaiserlicher Herr mir und meinem Hause hatte bezeigen wollen, daß er wünschte und befahl, meine Gemahlin Maddalena de Ulloa sollte Mitwisserin und Mitpflegerin des Geheimnisses werden. Ich aber widerriet meinem Herrn solche Ausdehnung des Vertrauens, weil ich trotz der schuldigen Liebe für meine edle und besonnene Ehefrau allerlei angeerbte und angesteckte Vorurteile von der Schwachheit des Weibes mit mir herumtrug. Muß aber bekennen vor den Augen von Lesern, die hundert Jahre nach mir geboren sein werden, daß ich dann gegen den Willen meines Herrn meine Ehefrau zur Mitwisserin machte in der selbigen Nacht, die auf den Tag folgte, da ich nach so langer Trennung sie stattlich und treu vor mir sah.

Es war aber die Heimlichkeit, die damals noch vor allen Herren und Frauen des Hofes streng gehütet wurde: daß der bald zehnjährige Knabe Geronymo, der später Namen und Rang Don Juan d'Austria, niemals aber den ihm gebührenden Titul eines Infanten von Spanien bekam, ein Sohn unseres kaiserlichen Herrn war. Gezeugt und geboren zu Regensburg in Deutschland, geboren aber genau um die Mittagsstunde des Matthiastages 1545.

Seine Mutter war die gesittete Tochter eines Regensburger Bürgers. Barbara Blomberg war sie geheißen, wunderbare Süßigkeit und Lieblichkeit des Gesanges war ihr zu eigen. Es ist nicht wahr, daß sie schon damals ein ungezügelt Weib gewesen sei. Wie ein Engel des Himmels erschien sie dem armen jungen Diener, der ich Gold und Brokat und sonderbare Blumen manch seliges Mal ihr zu überbringen berufen war. Kränklich und schwermütig war mein kaiserlicher Herr damals, als die liebliche Stimme der Jungfrau Barbara ihm wohler tat als die Tränklein und Salben der Ärzte. Aber wer durfte glauben und wissen, daß die Frucht jener Regensburger Nächte sein leibliches Kind war. Auch ich sogar ahnte nicht, daß der Knabe Geronymo, mit dem mein kaiserlicher

Herr in Brüssel fast gern spielte und der allgemein für ein natürliches Söhnchen des Kammerdieners Adrian Dubois galt, das Kind der himmlisch schönen Barbara Blomberg war. Als dann nach der Zeit ein Teil der Wahrheit allgemein bekannt wurde, daß nämlich der blonde Knabe ein Kaisersohn wäre, da kam bald ein nichtswürdiges Geschwätz auf, genährt von dem Pöbelvolk des Hofes, die Mutter des Knaben wäre eine Base des Kaisers gewesen, eine Erzherzogin von Österreich. Das ist ein altvettelisches, leeres und tödliches Gerede. Die Mutter des blonden Geronymo war die engelgleich schöne blonde Barbara Blomberg von Regensburg. Das beschwöre ich bei meiner Ehre. Was ich sonst über die Umstände der Geburt dieses Knaben zu sagen hätte, das sage ich nicht. Das habe ich auch in der Beichte nur insoweit cum reservatione mentali ausgesprochen, als für mein ewiges Seelenheil, wenn es denn ein solches gibt, Bedingung und Mittel zum Zwecke war.

In Brüssel war es, wo mein kaiserlicher Herr den Knaben Geronymo zuerst um sich haben wollte, wenn Schwermut und Zorn über Undank und Widerstand der halben Welt ihn bekümmerten und vor der Zeit krank machten. Im Spiel mit Weibern die Lasten der Weltmonarchie abzuschütteln war mein kaiserlicher Herr damals entweder zu fromm geworden oder nicht mehr lustig genug. Das Kind Geronymo mit seinen blonden Locken mochte da überjahrte Erinnerungen wecken. Dann aber schickte er das Kind nach Spanien, und niemand wüßte zu sagen, ob der Kaiser damals aus Gewissensbedenken auch die Erinnerungen ertöten wollte, oder ob er vorausschauenden Geistes das Kind, das er allein als seinen Sohn liebte, einer glänzenden Zukunft zuzuführen gedachte.

Als nun Berichte eintrafen, daß das Kind in der Obhut eines unbelehrten Pfarrherrn zwar körperlich gedieh, aber doch unschlächtig wie ein Bauernkind unter Bauernkindern aufwuchs, da ließ sich mein kaiserlicher Herr von

den Qualen seiner Krankheit und von den Sorgen um Europa, Afrika und Westindien nicht abhalten, in seiner heroischen Weise auch diese Angelegenheit, die uns am Hofe so klein schien, mit nahezu allmächtiger Hand zu ordnen. Er berief mich eines Abends in sein Kabinett, sprach mit mir als wie mit einem Beichtiger, vergoß reichliche Tränen und vertraute mir, daß er Grund habe, den blonden Geronymo für seinen leiblichen Sohn zu halten. Und ich erfuhr in dieser Stunde, die einst engelschöne Barbara Blomberg wäre die Mutter des lieblichen Kindes, das ich selbst an meiner Hand so oft in die Gemächer des Kaisers geführt hatte. Mein Herr konnte wahrnehmen, daß auch ein alter Majordomo von den Tränen eines Kaisers verstört wurde.

Ich war nur zu gern bereit, den Befehlen meines Herrn zu gehorchen. Vom Hofdienste nahm ich Urlaub, reiste mit der schnellsten Karavelle von Antwerpen nach Santander, holte ungesäumt den Knaben aus der schlechten Hut des Pfarrherrn und brachte ihn zu meiner Gemahlin Maddalena de Ulloa, die die blühende Kreatur von dem Tage an pflegte und unterwies, leitete und erzog, nicht so sehr wie einen Kaisersohn, als vielmehr so, als wenn es unser eigenes Kind gewesen wäre. Denn Gott, dessen Wege auch hundert Jahre nach meinem Tode noch wunderbar heißen werden, hatte unserer Ehe den Kindersegen versagt. Wir liebten den kleinen Geronymo und dachten wenig der Zukunft.

Dann kam die Zeit, daß mein kaiserlicher Herr mit dem allmächtigen Gotte zu hadern anfing, weil nichts mehr so recht nach Wunsch gelingen wollte. Mein Herr war der beste und ruhigste Hasser, den ich in meinem vielbewegten Leben gekannt habe. Und ihm mußte es widerfahren, daß im Norden und im Süden die zur Macht gelangten, die er vor anderen haßte, in Britannien die protestantische Elisabeth und in Italien Caraffa, der sich als Papst Paul IV. nannte. Mit den Protestanten in Deutschland wäre der Kaiser fertig geworden wie mit

dem Bauernkrieg. Aber der Aufstieg von Elisabeth und Caraffa brach die Kraft seines ungeheueren Willens, brach auch die Kraft seines zärtlichen und nur scheinbar stählernen Körpers. Noch war Elisabeth nicht Königin, noch herrschte in Britannien zwar des Kaisers Schwiegertochter, die „katholische“ Maria. Aber Maria war krank, alt, für immer kinderlos und darum machtlos. Die Partei der Elisabeth hob das Haupt.

Mein Herr haderte mit Gott, weil Gott den Caraffa zu seinem Statthalter hatte werden lassen, und weil die alte Maria von Don Felipe keinen englischen Erben empfing. Im Hader mit Gott beschloß er, den Rest seines Lebens im Umgang mit betenden Klosterleuten zu verbringen. Auch hatten ihm beide Ärzte, der niederländische und der maurische, die Luft der Estramadura als besonders heilkräftig für seinen ermüdeten Körper angepriesen. Zwei Ärzte, die einander spinnefeind waren, hatte mein Herr in seiner Weisheit immer um sich. Waren sie einmal einig, so traf ihre Entscheidung wohl das richtige; waren sie uneins, so lachte der Kaiser mit seinem unfreundlichen Lachen und entschied nach seinem kaiserlichen Willen in Dingen, die mehr ärztliches als kaiserliches Wissen verlangen. Sein königlicher Sohn Don Felipe hat diesen Grundsatz der beiden feindlichen Ärzte mit seltener Beständigkeit auf alle Geschäfte des Staates ausgedehnt.

Es ist bekannt, daß mein Herr in der Vera von Plasencia dicht am Kloster der Hieronymiten von San Juste für sich und den kleinen Hofstaat ein behagliches Haus hatte bauen lassen. Es ist nicht bekannt, daß ich ihm noch vor Betreten des Klosters seinen Liebling Geronymo zuführen mußte. In Jarandilla war's. Als Page überreichte Geronymo dem ungekannten Vater ein Körbchen Obst. Mit zitternden Händen und jugendlich leuchtenden Augen segnete mein kranker Herr den Knaben, dem damals nur wenige Tage zum zwölften Jahre fehlten. Beinahe hätte der Kaiser das Kind ans Herz gedrückt. Nach jedem Umstand fragte der Herr. Und lachte froh

über jeden Umstand: daß Geronymo keine Neigung zum geistlichen Stande zeigte, daß er eben nur ein bißchen lateinisch und französisch sprach, spanisch aber wie ein Hidalgo redete, reiten und schießen konnte wie ein junger Ritter.

Hidalgo, sagte mein Herr ganz vernehmlich zu mir. Er ist auch der Sohn von Einem, von einem ganzen Mann. Hidalgo!

Es ist vielen bekannt, wie dann mein kaiserlicher Herr die beschwerliche Reise fortsetzte, im Jahre des Heils 1557, im Februar vor seinem letzten Hause anlangte, wie er dort aus der Sänfte gehoben und mit fast göttlichen Ehren zu den Stufen des Hochaltars getragen wurde.

Der Kaiser hatte sich unter betende Klosterleute zurückgezogen, war aber nicht aus der Welt ausgetreten. Auch bei San Juste fehlte das Gift der Schmeichelei nicht. Ich fürchte fast, das Gift der Schmeichelei, das die Kirche spendet, ist noch gefährlicher als die Schmeichelei der Hofleute. Weil der heilige Gott selber ins Spiel gemischt wird. Und weil die Reinigung der Kirche von berauschenden Worten zu den schwersten Arbeiten eines christlichen Herkules gehört.

Diesem Gotte sei Dank oder glücklicherweise war mein kaiserlicher Herr für solche Schmeicheleien nicht empfänglich, oder nicht mehr. Übersättigt wie von Weiberschwüren. Ich war lange genug zu Brüssel sein Majordomo gewesen und hatte die Pflicht gehabt, seine Neigungen zum Gegenstande meines Studiums zu machen. Habe auch wohl soviel geschmeichelt, wie es meine Dienstpflicht verlangte. Nicht mehr, nicht weniger. Er ließ sich gerne rühmen, fein oder auch grob, als einen schönen, starken, guten Mann. Auch als einen Kriegshelden sondergleichen. Verglich man ihn jedoch mit dem lebendigen Gotte, so schob er die Unterlippe vor, lachte häßlich, und einmal hörte ich ihn sogar murmeln: „Jawohl, genau so allmächtig wie Gott, genau so allmächtig. Und so hat er die Welt geschaffen. Und so hinterlasse ich mein Reich."

Ich war jetzt wieder Majordomo, wenn auch an einem viel kleineren Hofe. Und der Kaiser, der den Mönchen von San Juste an einem zornigen Tage den Besuch der Weiber verboten hatte, die gegen Sonnenuntergang allzuhäufig zum Fenster des Kaisers hinaufgelächelt hatten, er gestattete mir, daß meine Gemahlin Maddalena de Ulloa nicht gar weit von seinem Hause Wohnung nahm. Das geschah um des Pagen Geronymo willen. Der benützte jetzt seine größere Freiheit und die Freigebigkeit des Kaisers dazu, die wildesten Pferde aus Andalusien zu reiten und wohl gar, trotz aller Verbote, vor den Augen des Kaisers selbst seine Reiterkunststücke zu zeigen, von denen manch kleines altes ich ihn noch hatte lehren können. Denn auch ich war in solcher Jugend schon ein verwogener Reitersmann gewesen. Maddalena de Ulloa sollte mit weiblicher Sitte versuchen, den Knabenjüngling ein wenig zu zügeln. Ein wenig nur. Der Kaiser liebte in der Kraft und Kühnheit des Knaben ein geheimnisvolles Wunder. Der Knabe besaß, was in der Sehnsucht des Kaisers gelebt hatte. Und Klugheit dazu.

Ich vergaß zu sagen, daß allerlei Umbauten am Kloster vorgenommen wurden, nachdem der Kaiser das Verbot der Weiberbesuche erzwungen hatte. Der Eingang zum Kloster, den er von seinem Fenster aus beobachten konnte, über würzreiche Limonenbäume hinweg, lag nach Süden; jetzt wurde ein stiller Eingang auf der Nordseite durchgebrochen, und man betrat das Kloster, unbemerkt vom Kaiser, nachdem man auf einer rasch errichteten Holzbrücke den Gießbach passiert hatte. Damals war Geronymo dem dreizehnten Jahre schon näher als dem zwölften. Wie ungeordnet ist doch mein Bericht! Warum aber sollte mein Bericht geordneter sein als das Leben und die Welt und die Fügungen der Vorsehung? Um diese Zeit war es, im Spätsommer des Jahres 1557, fast genau ein Jahr vor dem Tode meines kaiserlichen Herrn, daß der König Don Felipe mit zwei Schwestern und dem Infanten Don Carlos nach dem Kloster San Juste kam,

um dem abgedankten Kaiser seine Verehrung zu beweisen, oder um die Zeit von dessen Ableben zu berechnen, oder um Rat einzuholen, oder um Befehle zu erteilen. Immer war es schwer, die wahre Absicht meines Königs Don Felipe zu erraten.

Ich hatte recht unchristliche Gedanken, als ich den Infanten Don Carlos kennen lernte. Ziemlich von gleichem Alter wie mein Geronymo, aber so recht in allem sein Gegenbild oder sein Gegenstand. Nicht, als ob er unfähig gewesen wäre, zu lernen. Lebhaften Geistes und fast schlau war er, wenn er etwas haben oder wissen wollte. Diese guten Geistesgaben behielt er noch manches Jahr, bis eine viehische Jagd hinter einer Frauensperson her (das war so seine frühe Gewohnheit) ihn auf einer Steintreppe zum Sturze brachte, dergestalt, daß eine schwere Verletzung am Hinterkopfe ihn dem Tode nahebrachte. Durch die höllische Kunst des sogenannten Trepanierens wurde damals das Leben des Infanten zwar erhalten; aber was bis dahin nur ein gelegentlicher Ausbruch seiner zügellosen Zornwut gewesen war, das artete jetzt oft genug in Toben und Geisteszerrüttung aus. Wenn also mein König Don Felipe nachmals das jämmerliche Ende des Infanten Don Carlos beschleunigt haben sollte, so ist kaum der Vater zu tadeln, gewiß nicht der König. Es ist nicht gut, wenn der Herrscher über ein großes Volk zügellos, unwissend, grausam und tobsüchtig ist.

Ich bin ein alter Mann und schwatze; ja, Don Carlos war zur Zeit, da ich ihn zum ersten Male sah, noch nicht dumm zu nennen. Und daß er abscheulich hinkte, das bleiche Gesicht zwischen hohen und schiefen Schultern trug, das hätte kein gerechter Mann ihm zum Vorwurfe machen können. Auch hätte sein widerwärtiges Aussehen ihn schwerlich gehindert, seinem Volke ein vielgeliebter König zu sein. Es gibt keine bucklichten Könige. Was aber an einem Thronfolger von dreizehn Jahren unerträglich schien, das war sein tückischer, grausamer, in

Quälereien erfinderischer Charakter. Wie ein Besessener quälte er Mensch und Tier. Nur die Menschen waren so niederträchtig, sich nachher ihre Klagen mit verschwenderischen Geschenken abkaufen zu lassen.

Einen widerwärtigen Eindruck machte der Infant Don Carlos auf uns alle. Noch furchtbarer muß der Eindruck auf den Kaiser gewesen sein. Ich meine freilich, mein kaiserlicher Herr, der seinen Sohn Don Felipe gar nicht gering einschätzte, mag nicht durch die mittelmäßigen Geistesgaben des Infanten so heftig aufgeregt worden sein; auch schwerlich von der schrecklichen Zügellosigkeit und Heftigkeit und fast unnatürlich frühen Geilheit des jungen Prinzen, denn von diesen Dingen erfuhr der Kaiser wenig und das Wenige im Scherze, als ob es Kinderstreiche gewesen wären. Aber der äußere Anblick dieses pestbleichen, hinkenden, schleichenden, verwachsenen, häßlichen Enkels war dem Kaiser unerträglich, als wenn er in einem Zerrbilde alle Krankheiten, Unschönheiten und Gefahren seines hohen Hauses höhnisch vereinigt gesehen hätte.

Der Kaiser verlor am ersten Tage seine Selbstbeherrschung. „Quijada, Quijada!" rief er, nein, schrie er ins Vorzimmer, kaum daß der König und der Infant ihn verlassen hatten, „bring mir meinen blonden Geronymo. Bring mir mein Söhnchen, meinen einzigen Liebling."

Offenkundig war es, daß der Kaiser die beiden Knaben miteinander verglich und daß die Gegenüberstellung immer mehr zugunsten des blonden Geronymo ausfiel; und so lebhaft wurde der Kaiser im Lobe des deutschen Blutes, des Sündenkindes und der Liebesmacht, daß von diesen Tagen an die Heimlichkeit von des Geronymo Geburt für den kleinen Hofstaat ihre Schleier fallen ließ. Zu gleicher Zeit wurde alles Verborgene auch schon dem König Don Felipe verraten, vor dessen Horchern ich im eigenen Hause nicht sicher war. Wenn nicht am Ende die Klugheit des Don Felipe die Sachlage schon früher durchschaut hatte und gar schon die Absichten des Kaisers

erriet, die auch mir damals noch unbekannt und undenkbar waren: daß der Kaiser nämlich den Gedanken wälzte, seinen jammervollen Enkel von der Thronfolge auszuschließen und seinen Liebling Geronymo zum Nachfolger Don Felipes, wenn Gott wollte, zu seinem eigenen Nachfolger zu machen, zum Herrn der Welt.

Von solchen bedeutenden, für die ganze Welt wichtigen Plänen vertraute der Kaiser auch mir nichts an. Wohl kannte ich seine Gesinnung gegen den Infanten Don Carlos, die zwischen Ekel und Schrecken wechselte. Wohl hatte ich das Kodizill in Verwahrung, das meinen Geronymo als Sohn meines Kaisers anerkannte und jeder Gnade des Königs Don Felipe empfahl. Nie aber hätte ich vor dem Ostersonntag des Jahres 1558 zu denken gewagt, mein kaiserlicher Herr trage sich ernsthaft mit der Vorstellung, die in bitteren Scherzen an manchem Winterabend zwischen uns aufgeflattert war: gegen die Macht des Königs, seines Sohnes, gegen Gesetz und Herkommen, gegen alle Wahrscheinlichkeit und Dummheit den stattlichen Sohn der Barbara Blomberg aus Regensburg zum Erben des größten Monarchen zu machen.

Auch war der Kaiser damals in seinen körperlichen Kräften schon so heruntergekommen, daß ihm der alte Heroismus der Entschließung wohl fehlen mochte. Er verließ das Bett fast nur noch, um langsam nach einem Lehnstuhl zu wanken, die rechte Hand auf einen Stab gestützt, den linken Arm gewöhnlich auf meine Schultern. Wenn ich dann, oft genug in Gegenwart des Knaben — mea culpa, mea maxima culpa — den kräftigen Kaisersohn rühmte und gar mich vermaß, den mißratenen Kaiserenkel herabzusetzen, dann lachte der Kaiser mir wohl zu, tätschelte etwa den blonden Kopf des Knaben, murmelte wohl auch einmal „Reformation des Kaisertums an Haupt und Gliedern". Aber in das Innere seiner Seele ließ er mich nicht eindringen. Wohl wußte auf der Welt ich am besten, meinen König Don Felipe ausgenommen, daß der Kaiser auch im Kloster nicht auf-

hörte, sich mit Staatsgeschäften zu befassen. Boten und Herrschaften aus Brüssel und Rom, aus London und Paris, aus Wien und aus Dresden kamen und gingen. Mein König Don Felipe wußte doch nicht immer, daß der weiland Kaiser da und dort seine Wege lenkte oder kreuzte. Es konnte nicht auffallen, daß am häufigsten die Boten vom Hoflager des Königs Don Felipe kamen. Der Sohn hatte Horcher beim Vater, der Vater hatte seine Horcher beim Sohne. Wer sich daran ärgert, der mag ein guter Mann sein und mit Pfeffer handeln.

Ich wurde nicht einmal stutzig, als kurz vor den letzten Ostern, die der Kaiser erlebte, wieder ein Bote aus Madrid gekommen war, der Kaiser einen langen Bericht gelesen hatte, welchen er nachher eigenhändig auf dem Feuer des Kohlenbeckens verbrannte, und dann nach langem Nachsinnen sagte: „Ich werde meinen Beichtvater Juan Regla befragen, ob es Todsünde ist, eine Mißgeburt zu beseitigen.“ Dieser Fraile Juan Regla war an unserem kleinen Hofe der Statthalter des Statthalters Gottes. Der Kaiser liebte ihn nicht, aber er schätzte seine Gelehrsamkeit und glaubte, Regla liebe die Kirche mehr als den Papst.

Am heiligen Ostertage, nach der Messe, führte ich den Knabenjüngling Geronymo, der gar prächtig in weiße Seide gekleidet war, in die Gemächer des Kaisers. Wir mußten warten. Der Beichtvater wäre drin. Seit einer Stunde. Plötzlich höre ich den Kaiser seine Stimme erheben, so laut, wie seit vielen Jahren nicht. Ich vernehme gröbliche Worte in spanischer, flämischer und deutscher Sprache. Das ist ein Zeichen, daß der Kaiser außer sich ist. Schon will ich auf eigene Verantwortung die Tür öffnen, da wird sie von innen aufgeschlagen, und Fraile Juan Regla tritt über die Schwelle. Lang und hager in seinem weiß-schwarzen Klosterhabit. Bleich wie ein Leintuch. Nur über die linke Schläfe zieht sich ein roter Streif, als ob etwas Hartes da getroffen hätte. Er geht an mir vorüber, die Augen gesenkt, ohne zu grüßen,

ohne zu sehen. Und von drin der heisere Ruf „Quijada! Quijada!“

Ich gestehe, daß ich den Knaben fürsorglich veranlaßte, vor mir einzutreten. In seinem Lehnstuhl lag der Kaiser mehr, als daß er gesessen hätte. Die Augen geschlossen. Den Stab in der rechten Hand, die er der Gichter wegen nur selten gebrauchte. Ich schloß die Tür hinter mir, und genau. Denn in furchtbarem Zorn redete der Kaiser noch immer, jetzt aber ganz leise. Auf den Knaben glaubte ich keine Rücksicht nehmen zu müssen. Von den fast wirren Sätzen des Kaisers schreibe ich nur diejenigen her, die mir ganz bestimmt in treuem Gedächtnisse geblieben sind. Er sprach noch vieles andere, was auch ich nicht gut zu deuten wußte. Immer noch warf er spanische, deutsche, flämische, lateinische und französische Satzteile durcheinander.

„Schurke und Verräter! Hundsfott von einem Rebellen! Simonist und Kirchenschänder! Mir einen solchen Handel vorzuschlagen. Das Reich, das ich hinterlasse, an den Papst zu verkaufen! Kujon, italienischer Kujon! Erfrecht sich, den Beichtvater hervorzukehren, wenn ich Staatsgeschäfte ordnen will! Noch bin ich nicht tot. Noch hält diese Hand die Wage der Welt. Zum Besten der Kirche wollte ich's tun. Nur ein kräftiger Arm kann noch Einhalt tun. Die Kirche reformieren gegen die protestantischen Lümmel. Die ganze Klerisei zusammenwerfen, um die Kirche zu retten. Ein Kaiser! Mein ist das Reich! Eine Kirche! Mein ist die Kirche! Mit einem Fußtritt die Ketzerei zertreten und den Papst dazu. Mein Sohn Don Felipe hat den Arm nicht. Klein, feige. Mein Enkel ist eine Mißgeburt. Und mein Sohn schachert um Goldbeutel, wo ich um Länder geschachert habe. Ja, ja, ja! Auch ich war nicht so stark, wie sie mir's einredeten nach dem Reichstag zu Worms und nach der Schlacht zu Pavia, die italienischen Hundsfötter und die deutschen Fürsten. Die Welt braucht einen Arm. Aus meinem Blut hat die Vorsehung ... he, he, die

Vorsehung war dabei in Regensburg. Barbara. Die Vorsehung will diesen Arm. Denn ich bin die Vorsehung für hundert Jahre dieser Welt. Mein Sohn und mein Enkel sind verworfen. Fort mit ihnen. Der Knabe soll mein Erbe sein. Kaiserliche Plane für die Christenheit. Noch hat die Christenheit keinen besseren Kopf als den auf meinen alten Schultern. Kaiserliche Plane, christliche Plane. Rettung für das Reich. Und dieser Kujon, dieser Hundsfott will mein Reich an seinen Papst verkaufen. Umsturz, Rechtsbruch, Krieg und Mord, Gift und Tod, alles will er segnen und benedeien, Ablaß im voraus, wenn ich mein Reich an den Papst verkaufe, den Buben, den siebenfachen räuberischen Buben, der mich vierzig Jahre lang gehetzt hat von Land zu Land, von Kampf zu Kampf, mich, der ich niemals kämpfen wollte. An den höllischen römischen Buben, der mir vierzig Jahre lang nachgeschlichen ist, er und seine Vorgänger, immer darauf gelauert hat, mir in die Ferse zu stechen. Noch bin ich nicht tot. Niemand weiß, was der Kaiser zu tun beschlossen hat." Immer leiser, immer langsamer sprach mein kaiserlicher Herr. Dann atmete er ruhig, als ob er eingeschlafen wäre. Hätte ich seine Atemzüge nicht wahrgenommen, ich hätte ihn für tot halten können.

Jetzt öffnete er müde und schwer die geröteten Augen und erkannte uns. Kaum merklich winkte er den Knaben zu sich heran. Der kniete nieder, fast ängstlich. Der Kaiser legte ihm die linke Hand auf die blonden Locken, schloß wieder die Augen und schwieg eine bängliche Zeit. Endlich sagte er, und das mit ruhiger Stimme:

„Ecce der Herr der Welt! Ich bin nur noch der Klosterflüchtling Karl, aber vor Jahren hieß ich der spanische König Carlos I. und gar der römische Kaiser Karl V. und hatte noch viele andere Namen und Aufgaben. Und habe dabei was gelernt. Zu spät für mich. Prinzenerzieher, das sollte ich werden, das will ich sein. Höre, mein Söhnchen, die Welt braucht einen Herrn, die

Welt sehnt sich nach einem Herrn, wie der Hund sich nach Schlägen sehnt. Aber der Herr der Welt darf nicht sein, wie ich war, wie mein königlicher Sohn ist, und wie mein Enkel sein wird. Laß dich lehren, mein Söhnchen: Meine Klugheit war Schwäche, die Klugheit Don Felipes ist Bosheit, und mein Enkel gar ist ein böser Narr. Und wenn er nicht böse wäre: ein Narr soll nicht herrschen über die armen Menschen. Es gibt Reichsgesetze für das Volk, und es gibt Hausgesetze für die Fürsten. Nach Reichsgesetz und Hausgesetz wird ein Fürst des Thrones verlustig, wenn sein Wahnsinn oder seine Besessenheit zum Himmel schreit. Gegen die Narrheit auf dem Throne aber gibt es kein Reichsgesetz und kein Hausgesetz. Es gibt nichts Gefährlicheres als geschäftige Narrheit auf dem Throne. Ein blödsinniger Fürst ist fast unschädlich. Ein wahnsinniger Fürst braucht noch kein schlechter Fürst zu sein. Aber der Narr auf dem Throne mit seiner tätigen Unwissenheit, mit seiner Halbheit, der ist schlimm. Er weiß nichts und glaubt alles. Er kann nichts und tut alles. Er will bauen und vernichtet alles. Er hat eine Krone für seinen Kopf, er hat keinen Kopf für seine Krone. Er zieht in den Krieg, damit der Maler ihn zu Pferde male. Er hat vom Urteil Salomonis gehört. Und weil er weiser sein will als Salomo, haut er das Kind wirklich entzwei. Weg mit dem Narren! Weg mit der Mißgeburt! Im Bette ersticken, mit Gift vergeben, mit dem Strick erdrosseln. Es ist besser, daß ein einzelner sterbe, und wäre er der Fürst, als daß ein ganzes Volk verderbe.

Don Felipe ist klug, aber er hat eine böse Klugheit. Der Herr der Welt soll nicht böslich klug sein. Am Hofe meines Sohnes stinkt es nach Klugheit. Ich habe einmal in Brügge einen Mann getroffen, einen feinen Ketzer. Der hatte den Mut seines Bekenntnisses. Er glaubte nicht an Aristoteles und nicht einmal an Gott. Gott ist fast nur die Natur, das vertraute er mir an, und die Natur, so lieblos und hart sie ist, ist nicht böse, kann nicht böse sein, weil sie nicht klug ist. Gott, so sagte der feine

Ketzer, ist nicht böse, weil er nicht klug ist. Und ich sage: Böse ist der König, der nur klug ist. Der Herr der Welt darf nicht schwächlich klug sein. Meine Klugheit war Schwäche. Der Gott des feinen Ketzers Ludwig Vives ist nicht klug, aber stark. Ich wäre auch nicht immer so traurig gewesen, wenn ich nur halb so stark gewesen wäre, als klug. Halbes Heucheln ist nicht Klugheit, ist Schwäche. Das Gewissen martern, vorher und nachher, ist nicht Frommheit, ist nur Schwäche. Ich war klüger als sie alle. Mich an die Spitze der protestantischen Lümmel stellen, mit ihnen Italien, Frankreich, England zerschmeißen, dann die Lümmel von meinen spanischen Tercios aufreiben lassen bis auf den letzten Mann. Mein Reich, meine Kirche. Und wenn ein ganzes Volk verdürbe. Heuchelei, Gewissen, alles nur Schwäche, traurige Schwäche. Bis ins Kloster hat sie mich gebracht. Und das Reich dorthin, wo der Hundesohn in Rom es mir abkaufen will, meiner Schwermut abkaufen.

Der Herr der Welt soll klug und stark und lustig sein, mein Söhnchen. Mein Söhnchen, mein Blut, du mein Gebet und meine Wollust. Du Sehnsucht meiner schönen Sehnsuchten. Höre mich, mein Söhnchen."

Mein Knabe Geronymo schluchzte ungefaßt. Er hatte nicht geweint, als er damals beim ersten Ritt vom Pferde stürzte und ihm der Kiesel die Wange aufgerissen hatte. Nur einmal hatte ich ihn vorher weinen sehen, damals, als ich ihn vom Pfarrdorfe holte und er aus den Bauernkindern nicht einmal den vertrautesten Raufkameraden mitnehmen durfte. Jetzt weinte er anders. Besonders weinte er. Er verstand den Kaiser nicht, aber er fühlte wohl, wie da der Engel der höchsten Erdengröße und der Engel des Todes miteinander rangen. Sozusagen, denn es ist um die Engel eine zweifelhafte Sache. Der Kaiser sprach weiter, noch leiser als bisher und mit so gütiger Stimme, daß ich wußte: Iam moritur.

„Nicht schwach sein, mein Söhnchen. Aber ganz ohne Güte ist die rechte Stärke nicht. Eine Hundebestie ist das

Volk und sehnt sich nach dem Herrn. Niemals mehr schlagen, als nötig ist. Sie lieb haben, die Hundebestie. Die treue gute Hundebestie, die den Herrn nicht beißt, obwohl sie tausendfach stärker ist. Die Bestie. Den Narren sollte sie totbeißen und den Bösen, der nur klug ist. Auch den Schwachen, der nur klug war, hätte sie totbeißen sollen. Aber der Starke, der fröhlich ist, wird mit der Bestie fertig werden. Du weißt doch, mein Söhnchen, die schneidigste und die mildeste Peitsche für das Volk, die Hundebestie? Die Kirche ist diese Peitsche. Peitsche das Volk mit dieser Peitsche bis aufs Blut, nahe bis zum Verrecken. Bis die Hundebestie gelernt hat, ohne die Peitsche froh und stark zu sein. Desto besser, wenn es dermaleinst lernen sollte, ohne uns froh und stark zu sein. Bis dahin zeigst du der Hundebestie von Zeit zu Zeit einmal die Kirchenpeitsche. Ist die Erziehung aber vollendet, dann zerbrichst du sie, lachend, mein Söhnchen, dann zerbrichst du, dann zerscheiterst du die Peitsche, lachend vor den Augen der Bestie."

Gerontymo fragte mich nachher tagelang, was der Kaiser gemeint hätte. Ich konnte nur sagen: „Achte nicht viel darauf, der Kaiser ist krank, der Kaiser stirbt."

Es dauerte noch einige Monate. Mein kaiserlicher Herr verfiel aber nach dem Ostersonntage so rasch, daß er auch bei klarem Willen kaum noch die Körperkräfte besessen hätte, seine umstürzenden Gedanken bezüglich des Knaben Gerontymo durchzusetzen.

Er verschied am Matthäustage des gleichen Jahres, genau zweieinhalb Uhr nach Mitternacht. Niemand zugegen außer mir, einigen betenden Mönchen, dem Erzbischof von Toledo und den beiden Ärzten. Die Ärzte stritten am Sterbebett. Der Maure hatte gesagt, der Kaiser könnte diese Nacht nicht überleben, der Niederländer hatte dem Kaiser noch einige Tage gegeben und so nach Madrid berichtet. Während des letzten Todeskampfes rief nun der Maure fast wie ein Sieger: Iam moritur. Und ich möchte es beschwören, daß es dabei

wie ein hohnneckend Lachen um den Mund des Sterbenden flog. Wenige Minuten später hatte mein kaiserlicher Herr ausgelitten. Der Kaiser hatte sein Bett, das jetzt sein Katafalk geworden war, so aufstellen lassen, daß er von seinem Pfühl geradeaus nach dem Hochaltar der Klosterkirche blicken konnte, sobald nur eine gewisse Tür geöffnet wurde. Ein wenig zu hoch ging der Blick, so daß der Priester nicht zu sehen war. Denn wahrhaftig zu reden, war es dem Kaiser nicht um den Gottesdienst zu tun gewesen, vielmehr nur um das Anhören des schönen Kirchengesangs, den er, wie jede künstliche Musik, sehr liebte. Jetzt wurde die gewisse Tür geöffnet, und mein guter Kaiser sah ganz gewiß nicht mehr den Erzbischof, der die Totenmesse las.

Noch einen letzten Dienst hatte ich meinem kaiserlichen Herrn und seinem Liebling Geronymo zu leisten. Ich hatte dem König Don Felipe persönlich das eigenhändige Kodizill zu überreichen, das die Zukunft des Knaben ordnete. Das hatte der Kaiser mir vertraut, bevor er seinen Enkel Don Carlos mit Augen geschaut hatte. Da war ich nur Bote. Ich hütete mich wohl, dem König die Plane des Kaisers mitzuteilen, beide: daß der Kaiser zu Brüssel beschlossen hatte, die Abkunft des Knaben unter ewigem Dunkel zu begraben, damit seinen gesetzlichen Erben nicht ein gefährlicher Nebenbuhler erstünde durch den Kaiserbastard; und daß der Kaiser, nachdem er den Infanten Don Carlos erkannt hatte, wilden Herzens daran dachte, seinen Sohn Geronymo zum Herrn der Welt zu machen, hinweg über die Köpfe von Don Felipe und Don Carlos. Und jetzt das armselige Kodizill, diktiert von Klugheit und Schwäche. Der Knabe wurde als Kaisersohn anerkannt, der brüderlichen Liebe von Don Felipe empfohlen und ihm ein stattliches Jahrgehalt ausgesetzt. Doch wie für den Haushalt eines Prinzen.

Von Liebe wußte der König kaum den Begriff. Aber er war mir und dem Knaben sehr gnädig. Nicht

gar weit von Valladolid beim Bernhardinerkloster San Pedro de la Espina, im Walde von Toros, auf einer Jagd, da führte ich dem Könige seinen jungen Bruder zu. Kurz bevor der König heranritt, kniete ich vor meinem bisherigen Pflegesohne nieder und küßte ihm die Hand. Geronymo schlang mir die Arme um den Hals, fast heftig, und schrie: „Wie waren die Worte des Kaisers?“ Bald war der König da. Er stieg vom Pferde, umgürtete dem Knaben sein eigenes Schwert und sagte: „Ruhig. Nur ganz ruhig, mein Kind. Du bist der Sohn eines gar edlen Herrn. Der Kaiser Karl, der selig Entschlafene, ist mein Vater und auch der deine.“ Und der König umarmte den jungen Bruder, nach der Vorschrift, wie ein König von Spanien seinen Halbbruder zu umarmen hat. Nicht einen Fingerdruck zu viel, nicht einen zu wenig. Und mein Geronymo, der so als Sohn des Kaisers anerkannt war, blickte in der Umarmung zu mir herüber, als wollte er wieder rufen: „Wie waren die Worte des Kaisers?“

Am gleichen Tage erhielt mein Geronymo den Namen, den die Welt kennt: Don Juan d'Austria. Ich glaube in heiteren Stunden meines Alters, die Namengeberin ist Donna Juana gewesen, die Schwester des Königs. Sie war in ihren besten Jahren eine arg lebhafte Prinzessin, unnahbar für kleine Leute wie einen Grafen oder einen Herzog, aber wie ein Wiesel verliebt in jeden jungen Prinzen Europas, auch in den jüngsten. Der blonde Sohn des Kaisers, weil er überdies ein Bastard war, erschien ihr in einer gedoppelten Verklärung, bevor sie ihn noch gesehen hatte.

Wenige Tage später machte sie seine Bekanntschaft. Bei einem Autodafé in Valladolid. Alles war vorher genau verabredet. Meine Gemahlin Maddalena de Ulloa und ihre Nichte Mariana de Ulloa hatten Geronymo, der schon Don Juan d'Austria hieß, zwischen sich gesetzt und bedeckten ihn halb mit ihren Mantillen. Als nun der Hofstaat dicht an diesen Plätzen vorüberging, fragte die

Infantin Juana, die den Infanten Don Carlos an der Hand führte, wie überrascht, nach dem schönen blonden Knabenjüngling. „Der Pflegesohn meines Gatten Don Luis Quijada," antwortete meine Gemahlin. Da küßte und umarmte die Infantin Juana meinen Geronymo als ihren lieben, teueren Bruder, vor aller Augen, und forderte ihn auf, an ihrer Seite, auf der Tribüne des Hofes zuzusehen, wie man Ketzer, Maranos und Moriscos verbrannte, denn Donna Juana war auch lebhaften Geistes und hatte an jedem Autodafé eine sonderliche Freude.

Der folgende Auftritt war aber nicht verabredet, war für die Infantin und uns eine unerfreuliche Störung. Der Infant Don Carlos starrte den schönen Don Juan an, der sich mit beiden Damen erhoben hatte, und faßte ihn wie zärtlich am weiß-brokatenen Wams. Denn mein Knabe war für die Hoftribüne herausgeputzt worden und blickte darein wie ein Königssohn in den Liedern der Dichter. Plötzlich riß Don Carlos dem Kaisersohne das Wams beinahe vom Leibe herunter, versuchte ihn mit den Füßen zu stoßen, zappelte und rief: „Ich will nicht! Er soll nicht zu uns! Der Bankert! Der Betteljunge! Er soll nicht so schöne Kleider tragen wie ich." Die Infantin wollte ihren Neffen Don Carlos zähmen. Der wandte sich aber jetzt so jähzornig gegen sie selbst, daß ihr nichts anderes übrigblieb, als mit ihrem Staate den Weg zur Tribüne des Hofes ohne meinen Don Juan d'Austria fortzusetzen.

Der schaute dem Feste des Autodafé wie ein Abwesender zu, jetzt so bleich, wie Don Carlos immer war. Ich gestehe meine Todsünde, daß ich während der ganzen Zeit lieber den Infanten brennen gesehen hätte als die Ketzer, Maranos und Moriscos, die mein kaiserlicher Herr oft seine besten Untertanen genannt hatte. Don Juan sprach während des ganzen Festes keine Silbe. Auch nicht, als wir nachher in die Herberge zurückkehrten. Da beugte sich meine Gemahlin Maddalena de Ulloa

vor ihm, Mariana de Ulloa küßte ihm die Hand, und Maddalena sprach: „Noch einmal, Euer Gnaden, nicht mehr mein lieber Vetter, mein Herr und Gebieter.“

Da faßte Don Juan d'Austria den Degen mit der rechten Hand. Farbe kam in sein Gesicht. So stand er, biß die Unterlippe und schien zu lachen. Dann schüttelte er den schönen blonden Lockenkopf, faßte meine Gemahlin Maddalena de Ulloa bei beiden Händen, und sagte einfach: „Du auch, Mutter, du auch nennst mich den Herrn?“ Und richtete sich hoch auf, als wäre er plötzlich gewachsen, und sagte zu mir fast liebevoll: „Jetzt weiß ich, wie die Worte des Kaisers waren. Was übrigens den Infanten Don Carlos betrifft, meinen Neffen, so achte ich ihn gleich einer Mißgeburt, die meine Ehre nicht beflecken kann.“ Und noch höher richtete er sich auf wie ein junger Kavalier und sagte zu unserer Nichte Mariana de Ulloa mit seiner einschmeichelndsten Stimme, frech und verschämt zugleich: „Base Mariana, ich will kein Knabe mehr sein. Bitte, Ihr sollt... bitte wollt Ihr meine Lippen der Ehre eines Kusses würdigen?“ Und riß sie an sich. Und dünkte sich den Herrn der Welt.

Es ist nicht wahr, daß Don Juan d'Austria bei dem jammervollen Ende des Infanten Don Carlos anders mitgewirkt hat denn als ein gehorsamer Untertan seines Königs. Ich hätte es verstanden, wenn der Lieblingssohn des Kaisers sich zum Herrn der Welt gemacht hätte, nach den Worten des Kaisers, mit den Mitteln, die man Verbrechen nennt. Aber Don Juan d'Austria war damals noch jung und nicht klug, und machte keine Anschläge gegen den Infanten, trotzdem dieser einmal unser aller Leben durch teuflische Bosheit in Gefahr brachte.

Die beiden Prinzen, Don Juan d'Austria und Don Carlos, waren eben in ihr fünfzehntes Lebensjahr getreten, als in meiner Wohnung, die ich nach wie vor mit Don Juan teilte, es war aber zu Madrid, nächtens eine Feuersbrunst ausbrach. Ich habe Beweise genug dafür, daß dieses Feuer von den Leuten des Infanten angelegt

worden war. Das Knistern der Flammen weckte mich. Es gelang mir, zuerst meinen Pflegesohn Don Juan d'Austria und dann auch meine Gemahlin Maddalena de Ulloa aus dem brennenden Gebäude ins Freie zu retten.

Nach der Zeit unterließ es meine Gemahlin nicht, mir dann und wann weibliche Vorwürfe zu machen wegen der Reihenfolge und Rangordnung, die ich bei diesem Werke hatte walten lassen, und vergaß sich so weit, mir unter dem Siegel der ehelichen Kammer gar anzudichten, ich fühlte für Don Juan d'Austria wärmer und inniger als nur für einen Sohn des Kaisers und unsern Pflegesohn. Sie hatte einen Verdacht auf mich und die schöne Barbara Blomberg. Ich ließ sie reden und machte mir kein Gewissen daraus, daß ich zuerst an Don Juan d'Austria gedacht hatte und nachher erst an meine Gemahlin.

Jener feine Ketzer aus Brügge, Ludwig Vives mit Namen, ist ein wenig mein Lehrer gewesen. Ihm danke ich es, wenn nicht jeder Glaube dieser Zeit mein Glaube ist. Manches Wort hat er mich als den Klang einer tönenden Schelle hören gelehrt. Gewissen ist der Klang einer tönenden Schelle. Gewissensbisse, Reue nach der Tat, das ist die Kirchenpeitsche für die jungen Hunde. Für meine Seele habe ich die Peitsche zerbrochen. Überflüssig und hinterher kommt die Reue hinter der Tat. Hinter der Natur das Wort. Hinter Gott, der fast nicht mehr ist als die Natur, das Wort Gottes, um das sie streiten. Vielleicht auch dann noch streiten werden, wenn nach hundert und einigen wenigen Jahren diese Denkwürdigkeiten ihren Leser finden werden.

II.

Der Prinz von Helsingör

Zu Wittenberg war's. Das feierliche Lied ein Schlachtgesang. In allen christlichen Reichen des Abendlandes war von nichts anderem die Rede, als daß die türkische Seemacht vernichtet werden müßte, daß jeder wackere Christenjüngling als ein Seeheld unter der Flagge Don Juans den Himmel zu verdienen hätte. So waren die Studenten der Landsmannschaft „Ultima Thule" zu Wittenberg, auch die Eskimos zubenannt, ganz natürlich auf den vernünftigen Einfall gekommen, das erste, das beste Schiff auf der Elbe zu entern oder sonstwie zu erobern. Auf irgendeine Weise mußte man sich doch auf den großen Wasserkreuzzug vorbereiten. „Pereat tristitia, pereant osores."

Die jungen Herren von der Landsmannschaft „Ultima Thule" waren die nächsten dazu, sich für glänzende Waffentaten zu üben. Auch die Schlechtesten unter ihnen gehörten noch begüterten und alten Familien an; Geschlechtern aus den Hansestädten, aus Dänemark, Schweden und England. Ältere Brüder taten Kriegsdienste da und dort, jüngere Brüder studierten in Wittenberg, der gepriesenen Universität, ließen die Zukunft eine gute Frau sein und waren zu der Landsmannschaft der Eskimos vereinigt.

Der Unfug hatte damit angefangen, daß die Eskimos splitternackt ein kühlendes Bad in der Elbe nahmen, kaum hundert Schritte weit von der Mauer. Mehr als

zwanzig übermütige Jünglinge. „Papisten!“ hatte man ihnen zugerufen und „Gottesmörder!“ Und ihren Künsten zugesehen: wie sie von einem Balkenfloß, auf dem sie sich häuslich eingerichtet hatten, ins Wasser sprangen, wie sie einander haschten, wie sie tauchten, wohl auch im Wasser Purzelbaum schlugen. „Ja, ja, die Eskimos.“

Und da war, natürlich wieder vom Prinzen von Helsingör, das Abenteuer vorgeschlagen worden, ein kleines Frachtschiff seeräubernd zu überfallen, das eben, nicht gar weit vom Balkenfloße, an einem Pfahl festgemacht war. Es hat ja eine Ladung spanischen Weines von Hamburg zur kurfürstlichen Kellerei nach Dresden zu bringen. Man sagte dem Schiffseigner nach, daß er unterwegs allerlei Spion- und Schmuggelgeschäfte betrieb; auch in manch größerer Stadt eine Liebste wohnen hatte. Briefe und Geld hatte er schon oft an einzelne Eskimos zu besorgen gehabt. Mehr als ein rares Fäßchen Wein war schon in Wittenberg ausgetrunken worden, das nachher, mit trübem Elbwasser nachgefüllt, von der kurfürstlichen Kanzlei zum zweiten Male bezahlt wurde. Und heute sollte dieses Frachtschiff zur strategischen Vorübung auf die große Seeschlacht wider die Türken seeräubernd genommen werden. „Pereat tristitia, pereant osores.“

Mehr brüllend als singend schwammen die nackten Studenten heran, schwangen sich geschickt am Seil und an einer kurzen Strickleiter über Bord und überfielen wie Wilde die Mannschaft, vier Kerls, die zuerst nicht wußten, ob sie sich durch einen Sprung in die Elbe retten oder ob sie die nackten Piraten niederstechen sollten. Der Schiffseigner aber ging nach dem ersten Schrecken lachend auf den Spaß ein, ergab sich den Siegern auf Gnade und Ungnade, versprach sogar das Christentum anzunehmen und Mohammed zu verleugnen und ließ endlich, gegen grobe Worte und das Versprechen guter Bezahlung, ein Fäßchen Malvasier nach dem Floß hinüberschaffen. Wieder sprangen die Eskimos ins Wasser,

schwammen zu ihrem Floß zurück, um sich auf den heißen Holzbalken von der Sonne trocknen zu lassen.

Während dieses Sonnenbades lag ausgestreckt neben dem Prinzen von Helsingör Graf Horaz aus Kopenhagen, der Präses der Landsmannschaft. In einem mächtigen Trinkhorn wurde der Malvasier herumgegeben. Nicht zum erstenmal. Der Prinz führte aus, was er zu tun gedächte, wenn man ihm — und nicht dem weibertollen Bankert Don Juan d'Austria — das Oberkommando über die christliche Flotte anvertrauen wollte. Die Mannschaft sollte tüchtig Schwimmen und Tauchen üben. Dann während der großen Seeschlacht alle dreihundert türkischen Schiffe anbohren, daß sie mit Mann und Maus ersaufen müssen. Betrunkene Seeheldenträume.

Graf Horaz wußte sogar im Rausche noch, was er dem Prinzen von Helsingör schuldig war. „Königliche Hoheit sind vorherbestimmt zum alleinigen Anführer der vereinigten christlichen Heere und Flotten, vorherbestimmt durch Geburt und unvergleichliche Geistesgaben. Königliche Hoheit müßten bald König werden und zum Heile der Welt und zur Beförderung aller Eskimos römischer Kaiser und Herr über beide Welten."

Gegen das Gift Schmeichelei hielt beim Prinzen von Helsingör kein Rausch stand. „Der Teufel soll dich holen, Graf Horaz. Ich wußte gar nicht, daß ich Unsinn schwatzte. Du hast mir's in deiner Sprache gesagt. Durch Geburt und Geistesgaben! Da lebte hier zu Wittenberg noch vor dreißig Jahren der Doktor Martin Luther, der mehr bedeutete als mein königlicher Vater. Und gestern haben wir seinen leiblichen Sohn, den kurfürstlichen Leibarzt, rufen lassen, und der hat meinen Hund in Behandlung genommen: weil mein Hund nicht Heu fressen wollte. Das ist Geburt. Das wären die Söhne großer Väter, wenn sie nicht den Thron erbten und was zum Throne gehört. Der Geburtsadel der Hunde ist besser. Mein Hund frißt wirklich kein Heu, weil er ein geborener Edelhund ist! Und Geistesgaben. Jeder Sohn eines Königs

gebietet über Land und Menschen, über Heer und Flotte, als ob er was davon verstünde. Don Juan d'Austria wird zum Generalissimus der Christenflotte ernannt, weil des Kaisers Karl gichtbrüchige Majestät sich in Regensburg hat einreden lassen, Seine Majestät hätte einen Bastard zu zeugen die Kraft gehabt. Wer weiß? Gezeugt ist er freilich worden. Hoffentlich von einem ganzen Mann. Sonst ... Er hätte froh sein müssen, es bis zum Feldwaibel zu bringen. König Philipp hätte froh sein müssen, es bis zum Feldwaibel zu bringen. Und wenn ich die Macht hätte, ich würde es durchsetzen, daß die Könige Feldwaibel und Scharmeister würden; und die Feldwaibel und Scharmeister würden Könige und Kaiser. Da, der Scharmeister Christoph zu Wittenberg, der von drüben so unzufrieden auf uns herüberblickt, der müßte römischer Kaiser werden. Hat alle Qualitäten. Ernsthaft, ernsthaft, lieber Graf Horaz, nicht wie wir zum Spiel. Hat's als junger Mensch im deutschen Bauernkrieg bewiesen. Hat so viel Bauern aufgehängt, bei Gefahr des eigenen Lebens, daß er mindestens den Grafentitel verdient hätte. Und ist dafür seit vierzig Jahren Scharmeister zu Wittenberg. Habe seine Freundschaft gesucht und gefunden. Tapfer. Feldwaibel. Feind aller Neuerungen, die nicht vor seinem zwanzigsten Jahre neu waren. Achtung vor allem Bestehenden: vor Königen, Goldstücken, Kirchenältesten, Weinfässern und anderen sittlichen Einrichtungen. Der wahrhaft geborene römische Kaiser. An ihn, Graf Horaz, wende dich, wenn du wieder dicke Worte machen willst von Geburt und unvergleichlichen Geistesgaben."

Graf Horaz brummte oder stotterte eine Antwort. Dann kroch er in seine gräflichen Kleider, denn er sagte sich nicht ganz mit Unrecht, daß diese allgemeine Nacktheit der gegenseitigen Achtung schaden könnte. Bald waren alle Eskimos bekleidet. Der Prinz von Helsingör war nicht der stattlichste unter ihnen. Ein mittelgroßer wohlgenährter Bursche, dessen blondes Schnurrbärtchen seit einigen Monaten nach etwas auszusehen begann.

Seine führende Stellung unter den Eskimos hatte er aber doch nicht bloß seinem Range zu danken. Das wußte er wohl, daß er unter Studenten ein König war, ein Fürst von Toren. Jung und lustig und feurig blitzte es in seinen klugen blauen Augen auf, so oft er einen tollen Einfall auf die Bahn brachte; aber alt und müde fiel es wie ein Schatten auf seine weiße Stirn, und die Augen erstarrten, so oft die Gesellen zu dummer, gemeiner, belachter Wirklichkeit machten, was ihn als Vorstellung einen Augenblick gelockt hatte. Kein Herrscher, nicht einmal unter Toren. Ein Dichter vielleicht, aber nicht einmal ein ganzer Dichter. Kein Gestalter. Nur ein Zuschauer seiner eigenen Träume. Kraftlos. Ohne Netz für seine eigenen Träume.

Der Malvasier war ausgetrunken. Mit Hilfe eines kleinen Seelentränkers wurde eine Verbindung mit dem Ufer hergestellt. Ein Fuchs aus Lübeck sollte im nahen Wirtshaus eine Mahlzeit frischer Elbfische und ein Faß Einbecker Bier holen. Als ob er sein Doktorexamen mit Glanz bestanden hätte, so triumphierend kam er zurück. Er hatte den ganzen Fischvorrat in die Pfanne schmeißen lassen und das Fischfang- und Angelgeräte des Wirts mitgebracht. Kein Wittenberger Spießer sollte heute Fisch essen.

Der Fuchs wurde belobt, und in Erwartung der Fische beriet man, was mit den Angeln anzufangen wäre.

„Wassernixen heraufziehen."

„Hängt die goldene Erbkette des Prinzen an den Haken, und wir haben in einer Viertelstunde ein Gericht Nixen beisammen."

„Oder ein Gericht Pfaffen."

„Oder ein Gericht Ärzte."

Der Prinz von Helsingör war weitab mit seinen Gedanken. Es fiel ihm auch wohl nichts ein. Nur aus der Gewohnheit der Eitelkeit, weil man doch etwas von ihm erwartete, sagte er mit seiner langsamen Stimme, sich überstürzend zugleich und stockend, als könnte er das Ende des Satzes nicht finden:

„Nehmen wir doch einen jungen Wittenberger zum Köder. Wenn er mit den Beinen zappelt, fangen wir Kardinäle oder Elbhaifische."

Mit blödsinnigem Gejohle stimmten die Studenten zu. Zwei junge Engländer bemächtigten sich eines halbwüchsigen Knaben, der zu spät davonzulaufen suchte. Die Bursche faßten ihn, sowie er aufs Floß gebracht war, steckten ihm den stärksten Angelhaken durch den Wamskragen und schickten sich an, den erbärmlich schreienden Buben wie einen Köder ins Wasser hinabzulassen. Am Ufer umstanden an die hundert Männer und Frauen den alten Scharmeister Christoph, rangen die Hände oder wiesen auf das Floß hin, wo die Eskimos den Buben ermorden zu wollen schienen.

„Ich laß mich nicht fressen," jammerte der Knabe. „Es gibt keine Haifische hier, aber ich laß mich doch nicht fressen."

„Schlagt sie tot, die Papisten und Tagediebe," rief es vom Ufer herüber.

Angeekelt hatte der Prinz von Helsingör zugesehen, wie die Bursche seinen stumpfsinnigen Katervorschlag in Wirklichkeit umsetzen wollten. Jetzt trat er heran und riß den Buben vom Haken los, ohne Widerstand zu finden oder zu erwarten. Er faßte das Kind, das vertrauend zu ihm aufblickte, mit beiden Händen um den Krauskopf und sagte:

„So will ich dir dein Horoskop stellen. Du wirst heute nicht von Haifischen gefressen werden. Aber das nützt dir nichts. Du wirst dennoch sterben. Vorerst aber wirst du, der du jetzt ein bildhübsches Kerlchen bist, ein altes Scheusal werden. Aus den hübschen Kindern werden die häßlichen Menschen. Die Welt wäre viel erträglicher, wenn wir alle im zarten Alter von Haifischen gefressen würden. Auch zarte Prinzen sollten von Haifischen gefressen werden und dafür sollten die Haifische als die Stärkeren die Lande beherrschen. Aus der Ferne. Aus der Tiefe. Das wäre gut für die Lande."

Plötzlich machte sich der Knabe frei, und über einen halb losgerissenen Balken, der mit seinem Ende kaum drei Fuß vom Ufer abstand, rettete er sich. Halb fiel er ins Wasser. Der Prinz sprang nach, mit einem geschickten Satz. Jetzt stand der Prinz vor dem Scharmeister Christoph, der den Knaben vollends ans Land gezogen hatte und unwillkürlich mit der rechten Hand nach dem schweren Dienstsäbel griff.

„Heran," rief mit klingender Stimme der Prinz von Helsingör. „Heran, du zitternder Sohn des blutigen Mars. Zieh deine Plempe und kämpfe mit mir um die Herrschaft der Welt. Auch hat mir der Arzt einen Aderlaß verordnet, weil ich zu dick geworden bin und mein Blut zu träge. Ein Honorar wie dem kurfürstlichen Tier- und Leibarzte Doktor Luther, wenn du mir mit deiner Plempe zu Ader lassen kannst."

„Hau ihn, Christoph!" schrien die Bürgersleute, die sich aber doch einige Schritte weiter zurückgezogen hatten.

Der alte Scharmeister Christoph mit seinem weißen Schnauzbart hatte seine Ruhe nicht verloren. Hergebrachter Studentenunfug, weiter nichts. War zu dulden. War sogar erfreulich. Drei Dinge waren im Kopfe des Scharmeisters. Daß er seinen täglichen Schoppen trank, ohne sein bißchen Erspartes anzugreifen. Daß sein Sohn Küster an der Schloßkirche blieb und für sein Schulmeisteramt außer Wohnung und Holz von nächsten Weihnachten ab auch noch einige Gulden bares Geld bekam. Und daß sein Enkel einmal, einmal, noch bei Lebzeiten des Scharmeisters, Pastor wurde, vielleicht viel später Hauptpastor an der Schloßkirche. Und auch so Thesen anschlug. Und daß sein Enkel in der Studentenzeit auch solche Streiche machte. Der Scharmeister hielt die Hand an der Plempe, stand stramm und blinzelte den Prinzen mit ehrerbietiger Vertraulichkeit an.

„Hau ihn, Christoph!"

„Oho!" rief der Prinz. „Hast du erkannt, daß du der heimliche Kaiser des römischen Reiches bist? Will der

Feldwaibel von Wittenberg mit dem Prinzen von Helsingör nicht fechten, weil Helsingör dem kaiserlichen Feldwaibel zu klein ist? So wisse denn, du majestätische Bauernschlauheit, daß das eben die Frage ist, ob du mächtiger bist oder ich. Du bist die Ordnung, und ich bin die Freiheit. Ich bin der freieste der Freien, ich bin der Prinz, der die Welt vom Königtum befreien will. Nieder mit allen Königen und die es werden wollen! Bundschuh!"

Besinnungslos zog der Scharmeister seinen Säbel. Bei dem Rufe „Bundschuh". Der Prinz lachte wie ein Kind.

„Bundschuh! Seit fünfzig Jahren steh' ich dir gegenüber, du Kanalräumer der Stadt Wittenberg, du Hebamme und Friedhofgespenst. Du Nachtwächter und Kaiser, du. Besiegst du mich, so sollen die Kaiser noch für weitere hundert Jahre Nachtwächter bleiben. Siege ich, so sollen die Tagfalter herrschen. Bundschuh! An den Galgen mit allen Herren und Scharmeistern!"

Der Scharmeister Christoph wußte nicht mehr, was der Prinz sagte und was er selber tat. Beim letzten Ruf „Bundschuh" hatte er den Säbel geschwungen und zugleich der Prinz die feine Degenklinge. Die war an der Spitze scharf geschliffen, auf Stoß und Hieb. Mit ungebrochener Kraft schlug der alte Soldat auf den Studenten ein; er sah nicht mehr den Prinzen, nur noch irgendeinen verkommenen Bauernführer aus dem Ritterstande.

Der Prinz wehrte sich lächelnd. Jeden plumpen Hieb parierte er unfehlbar mit dem Degenkorbe und rief dazwischen für die Genossen, ohne nach ihnen umzublicken: „Ich gebe Fechtstunde. Kraft hat der Kerl, aber nichts gelernt. Hält mich für einen Ambos. Oder für eine reife Garbe, die er mit dem Dreschflegel bearbeitet. Oho, Wittenberg!"

Knapp hatte er einen Sauhieb des Scharmeisters pariert und merkte jetzt, daß der alte Mann ihm blindlings ans Leben wollte.

„Du wirst doch nicht ernst machen wollen, Wittenberg? Dann muß ich ja zum Angriff übergehen. Pariere! Aber schnell. Quart! Terz! Rasch eine Fintenterz! Recht gut, mein Söhnchen, aber schneller, schneller! Sonst spalt ich dir deinen Hosengurt, und du wirst die Schamhaftigkeit der holden Zuschauerinnen verletzen."

Der Scharmeister wehrte sich und war zornig geworden. Die Studenten auf dem Floß waren neugierig, wie der Prinz, ihr bester Schläger, die Sache zu Ende führen würde. Mit Beifallsrufen und Ratschlägen beteiligten sie sich am Zweikampf.

„Zeichne ihn! Durchbohr ihm beide Ohren, damit er Ohrringe tragen kann. Säble ihm die Knöpfe herunter!"

„Zu Befehl," rief der Prinz zurück und begann, dem Scharmeister die Knöpfe des Waffenrocks herunterzuflitzen, einen nach dem andern, von unten nach oben. Mit blitzschnellen Finten. „Der letzte Knopf ist nicht leicht. Hüte dich, Wittenberg!"

Man sah es dem Prinzen an, wie er, weit vorgebeugt, diesen schwierigsten Hieb mit Auge und Hand schon ausführte, als Ziel schon sah. Noch bevor der Stoß geführt war, zeterte es auch vom Floß herüber: „Vivat der Prinz! Vivat der Prinz!"

Der Scharmeister Christoph hörte den Ruf. Daß er sich so vergessen konnte, einem künftigen König gegenüber. Dessen Hofprediger hätte der Enkel werden können. Und der Scharmeister Christoph machte unerwartet eine rasche Bewegung, als wollte er niederknien. In demselben Augenblick stak ihm des Prinzen Degen in der Schlagader des Halses, und er sank röchelnd nieder.

Ein wilder Aufschrei der Bürger. Die Studenten sprangen ans Ufer und trieben sie mit ihren Degen in die Flucht. Graf Horaz untersuchte die Wunde des Opfers. Der Prinz steckte seine Waffe tief in den Sand, um sie abzuwischen.

„Er ist ohnmächtig, mein lieber Horaz, und bald wird er ganz ohnmächtig sein. Tot nennt man das. Und wir

haben wieder einmal eine Heldentat vollbracht. Wir Schweineschlächter. Ich habe den Mann überschätzt. Er hatte Achtung vor meinem Titel. Er war doch noch mehr Feldwaibel als Kaiser."

„Wir alle sind Zeugen," stotterte Graf Horaz, „daß der Kerl freiwillig in die Spitze hineingelaufen ist."

„Ganz freiwillig! So freiwillig, wie ein Kind zur Welt kommt, und wie ein Königsmörder sich rädern läßt. Ein Selbstmörder also. Man wird ihm das ehrliche Begräbnis versagen. Das dürfen wir Schweineschlächter nicht dulden. Wir wollen die Schloßkirche anzünden und seine Leiche in den Flammen verbrennen, gedoppelte Helden der Vorwelt."

Die meisten Studenten waren nüchtern geworden. „Bravo, Prinz!" riefen sie.

Der Prinz von Helsingör legte dem Grafen Horaz die Hand auf die Schulter.

„Laß doch den Feldwaibel liegen. Ist mir gar nicht um ihn zu tun. Nur um mich. Immer nur um mich. Ich bin noch viel dümmer als er und als ihr. Denn euer ‚Bravo, Prinz' tut mir weh. Es ist der Anfang alles Übels, dieses ‚Bravo, Prinz'. Ich glaube ganz bestimmt, ich habe es immer gehört, seitdem ich die Windeln gelb machte. Und als ich mit den ersten Zähnen der Amme in die Brustwarze biß, da sagte sie, glaube ich, ‚Bravo, Prinz'. Die gute Mutter lächelte stolz, und der Hofmarschall riß einen hofgemeinen Witz. Ich lernte nichts als Hofleute kennen. Für jede Maulschelle dankten sie mit einem ‚Bravo, Prinz'. Und wenn ich zu den Bürgerfrauen neugierig ins Bett kroch, so sagten sie ‚Bravo, Prinz'. Und die Ehemänner sagten ‚Bravo, Prinz'. Wo ich auch war, was ich auch tat im Lande meines königlichen Vaters, da war der Hof und die Leute waren die Hofleute. Ich ging an fremde Höfe, wo ich doch gar nichts zu sagen hatte. Ich kam in Länder, deren Sprache ich nicht redete. Sie verstanden nicht, was ich sprach, aber sie sagten ‚Bravo, Prinz'. Und wenn ich einen Wind

von mir gab, so meinten sie, der könnte am Ende doch zu den Vokalen meiner Sprache gehören, und riefen ‚Bravo, Prinz'. Und die Hofpoeten besangen meinen rosenduftigen Atem. Da brannte ich wieder durch und kam überall hin, von wo der Ruf der Freiheit zu mir gekommen war. Und kam nach Wittenberg, wo die Blüte der deutschen fürstlichen Freiheit einzig der Welterkenntnis lebt. Einzig. Tag und Nacht habt ihr auf meinem Gewissen herumgetrampelt und die Ohren meines Gewissens taub gemacht mit eurem ewigen ‚Bravo, Prinz'. Ihr freien Befreier, ihr Grundsucher nach den tiefsten Gründen der letzten Philosophie. Ihr Afterkriecher! Da, dieses verreckende Tier, dem ich den Hals durchschlagen habe, sieht es mich nicht demütig an, als wollte es meine Fechtkunst rühmen? Gott sei Dank, daß es nicht mehr reden kann. Sonst würde es noch einmal sagen ‚Bravo, Prinz'."

Wirklich hatte der Scharmeister die Augen geöffnet. Er gedachte unklar seines Sohnes, des Küsters und Schulmeisters, und ganz hell seines Enkels, der doch jetzt vom Prinzen Förderung erfahren mußte. Er selbst ... für den Enkel ... Weltlauf. Der Prinz mußte die zuckende Bewegung der rechten Hand und den bittenden Blick verstehen, mit dem der Scharmeister Christoph jetzt verschied.

Einer der Studenten, ein Danziger von Geburt, trat heran und sprach die Hoffnung aus, der Prinz von Helsingör habe mit dem Worte Afterkriecher keinen der Genossen persönlich gemeint. „Keinen besonders," sagte der Prinz. „Horaz, mir wird übel. Schaff mir ein Pferd. Ich muß auf der Stelle fliehen, weil ... na ja."

Alle widersprachen. Es könne ihm nichts geschehen. Die Stadt lebe von den Studenten. An keinen wage man sich heran, am wenigsten an einen Prinzen.

„Eben darum muß ich fort. Ich müßte ja speien vor Wut, ließe mich das Pack frei ausgehen, damit die Bierwirte von Wittenberg nicht weniger von ihrem sauern Bier verzapfen. Schafft mir ein Pferd!"

Ohne sich weiter um den Toten und die Bürger zu bekümmern, schritt der Prinz eilig stromaufwärts. Graf Horaz allein durfte ihn begleiten. In einem kleinen Erlenbuch blieben sie stehen. Der Prinz warf sich auf das Moos nieder. „Hier will ich dich erwarten. Schaff mir ein Pferd."

Nach einer kleinen halben Stunde schon sprengte Graf Horaz wieder heran. Ein zweites Pferd, einen kräftigen braunen Mietsgaul, hatte er am Zügel.

„Ich gehe natürlich mit."

„Nein. Wenn es dir angenehm ist, so hinterlasse ich dir die Versicherung, daß ich dich einmal lieb gehabt habe. Zwischen Mitternacht und fünf Uhr morgens. Da warst du bezecht und ich auch. Sage den übrigen Eskimos, ich wäre ein Feigling geworden und auf der Flucht vor einer Geldstrafe. Sie aber sollten sich ihre Wänste aufschlitzen. Diese Todsünde würde ihnen eher zur ewigen Seligkeit verhelfen als das Leben, das sie geführt haben und führen werden. Sag unserer Kellnerin, daß sie ganz recht hat, und daß das Aufrechtstehen nur eine neue und hochmütige Menschengewohnheit ist. Auf dem Rücken liegen! Sage ihr, daß sie all mit ihren Zoten der ehrlichste und anständigste Mensch unter uns Eskimos war, und behalte meinen Pudel, wenn er Hund genug ist, dein zu sein, nachdem er mein gewesen. Mensch genug."

„Ich verzeihe Ihnen jedes kränkende Wort, Prinz, Sie sind in einem gar bittern Humor."

„Du verzeihst mir? Du bist gelb und großmütig wie ein abgerichteter Löwe. Ich halte es nicht mehr aus unter abgerichteten Löwen und Hunden. Ich halte es nicht aus unter den lebendigen Menschen und Zeitgenossen. Kein Mann kann mir etwas gewähren und kein Weib. Kein lebendiger Mann und kein lebendiges Weib. Mit ein paar großen Toten verkehren, in Haß oder in Liebe, phantastischerweise. Dann brauche ich keinen Mann mehr und kein Weib mehr. Ich . . . ich . . . Geh, oder ich werde sehr unanständig!"

„Wohin wollen Sie sich wenden, Prinz? Wohin soll die Reise gehen?"

„Zum Teufel. Ich will etwas lernen. Ernst machen. Will mich für die Flotte des kaiserlichen Bastards Don Juan anwerben lassen, will den Türken vom Mittelmeer verjagen. Frage mich nicht, warum ich mich nicht lieber vom Türken anwerben lasse. Ich glaube fast, ich wüßte keine Antwort. Vielleicht werde ich wirklich noch Türke. Das Opfer würde mir nicht übermäßig groß erscheinen, abgesehen vom Seelenheil natürlich."

„Aber Sie werden doch Geld brauchen, Prinz? Wo könnte Sie ein Wechsel erreichen?"

Der Prinz lachte sein kindlichstes Lachen. „O du quinta essentia aller Philister! O du vorsorglicher Freund! O du ordentlicher Mensch! Ich will ja kein Prinz mehr sein. Aus dem Stegreif will ich leben und etwas lernen. Solltest du einmal hören, daß der Prinz von Helsingör dennoch den Thron seiner Väter bestiegen hat, so laß dich bei mir sehen, und wenn ich dich nicht hängen lasse, so sollst du mein Kanzler werden. Und Buch führen über meine Verdauung. Im Vertrauen gesagt: sie ist nicht die beste. Und schau, daß du nicht noch älter wirst, als du schon bist. Mir ekelt vor alt gewordenen Menschen. Mir ekelt vor dem eigenen Altwerden."

Der Prinz ließ seinen Gaul gemächlich stromaufwärts traben. Einen genauen Plan zu machen, lag nicht in seiner Art. Über Prag mußte er nach Passau gelangen. Wenn er dann dem Inn immer aufwärts folgte, so erreichte er wohl die Höhen der Alpen, und dann ging's abwärts bis nach Genua, wo er die Flotte des Doria noch zu finden hoffte. Der Weg nach Venedig wäre näher gewesen. Aber von der venezianischen Flotte wußte man niemals, ob sie mit dem Türken ging oder gegen den Türken. Dem Prinzen war es ja gleichgültig, auf welcher Seite er stand. Aber wissen wollte er, wessen Partei er nahm.

Er ritt bis in die Nacht hinein, bis sein Gaul in einem großen Dorfe vor dem Wirtshaus stehenblieb und seinen

Reiter durch stoßweises Wiehern an Feierabend erinnerte. Der Prinz stieg ab und nahm sich vor, doch lieber diesen Gaul als den Grafen Horaz dermaleinst zu seinem Ratgeber zu ernennen. Jedenfalls hatte der Gaul für den Rest der Reise fast allein zu bestimmen, welche Straße gewählt und wo und wann übernachtet wurde. Der Gaul hatte es nicht eilig, und so brauchten sie vier Tage bis nach Prag.

In Dresden hatte der Prinz eine goldene Hutschnalle verkauft, um wegen der Zehrung nicht in Verlegenheit zu geraten.

Jetzt wollte er eine größere Summe auftreiben. Der Gaul war vor einem Gasthause des Kleinseitener Rings stehengeblieben. Dort ließ sich der Prinz ein gutes Zimmer geben, um ein paar Tage behaglich auszuruhen. Der Wirt empfahl ihm einen Wechsler in der Judenstadt, jenseits der Moldau, der ihn nicht übervorteilen werde. „Ein stinkender Jud', aber ein so ehrlicher Mensch wie ich und Euer Gnaden."

Der Prinz begab sich bei Dunkelwerden in die Judenstadt und legte dem Händler zwei kostbare Ringe vor. Der aber betrachtete immer wieder mit gierigen Augen die Kette, die dem Prinzen über der Brust herunterhing. Ein Meisterstück der Goldschmiedekunst. Jedes Glied ein zierliches Doppelzepter mit kostbaren Smaragden an beiden Enden. Ein Erbstück. Der König von Helsingör hatte es dem Prinzen beim Abschied selbst um den Hals gelegt. Damit sein edles Haus bei feierlichen Anlässen nicht zurückstünde. Denn nach seiner Meinung sollte der Prinz unterwegs nur mit anderen Prinzen verkehren, die ebenfalls Erbstücke besaßen. „Als ich deine gute Mutter heiratete, war meine deutlichste Vorstellung: sie könnte mir einen Sohn gebären, und ich dürfte ihm diese Kette umhängen. Denn sonst ist die Ehe eine mangelhafte Einrichtung. Doch auch du wirst einmal diese Kette einem Erben umhängen wollen. Denn die Kinder lernen nichts aus den Erfahrungen ihrer Väter."

Da der Prinz für Vergangenheit und Zukunft nur geringes Verständnis besaß und für die Gegenwart kaum, wenn sie drängte, so hatte er für diese Kette kein Gefühl der Pietät und fragte, da er die begehrlichen Blicke des Händlers wahrnahm, was das Kleinod wohl wert wäre.

„Wie heißt: wert?“ rief der Mann, spreizte die Hände auseinander und blickte wie Hilfe suchend und zugleich wirklich vorsichtig durch das kleine Fenster seines Ladens hinaus: „Wie heißt: wert? Wert für mich oder wert für Euch? Bin ich ein Prinz? Seit Ihr ein Prinz? Wenn ich wäre ein Prinz, wär' die Kette wert viertausend Goldtaler. Soviel müßtet Ihr dafür geben. Wenn Ihr wär't ein Prinz, wär' das Ketterl wert für Euch, will ich sagen, dreitausend Goldtaler. Und ich würde Euch geben dafür bar auf diesem Tisch zweitausend und meinetwegen noch dreihundert Goldtaler, weil Ihr würdet brauchen Geld, wenn Ihr würdet sein gewesen ein Prinz. Seid Ihr ein Prinz? Ihr seid kein Prinz. Nichts will ich wissen, wie Ihr seid gekommen zu diesem Ketterl. Was wollt Ihr mich bringen in Ungelegenheiten? Was hab' ich Euch getan? Bis nach Augsburg werd' ich müssen reisen, um loszuwerden das Ketterl da. Gott sei Dank, daß mein Vaterleben, bis hundert Jahr, grad was zu tun hat in Augsburg. Ihr braucht also Geld, obwohl Ihr seid kein Prinz. Gut. Will ich Euch geben für das alte Ketterl, weil mir's so gut gefällt, und weil ich junge Leute gern hab', die Geld brauchen — will ich Euch geben dreihundert Taler, vierhundert, meinetwegen fünfhundert Goldtaler, aber nicht einen böhmischen Groschen mehr.“

Der Mann hatte zu schnell gesprochen, als daß der Prinz schon beim ersten Angebot hätte ja sagen können. Ihm war es erfreulicher, für einen Räuber als für einen Prinzen gehalten zu werden.

Der Wechsler begleitete ihn gar freundlich zu einem geringeren Händler, bei dem er seinen gestickten Rock, seinen Federhut und sein reiches Degengehänge gegen einen einfachen Flaus, ein Samtbarett und gewöhnliche

Lederriemen umtauschen konnte. Zu seiner Verwunderung gelang ihm dieses Geschäft, ohne daß er einen seiner Goldtaler herauszulangen brauchte.

In der stickigen Stube des Althändlers hatten sich inzwischen noch fünf andere Juden eingefunden, die eifrig die abgelegten Kleidungsstücke prüften, die Stickereien betasteten und in einem unverständlichen Kauderwelsch fast heftig miteinander sprachen. Der Wechsler erzählte etwas, offenbar vom Ankauf der Kette. Dabei fiel es dem Prinzen auf, daß der Althändler von den anderen Juden mit allen Zeichen einer tiefen Verehrung behandelt wurde. Es war ein steinalter Mann mit langem weißen Bart und ruhigen Augen im blutleeren Gesicht. Der betrachtete den Prinzen jetzt lange und sagte endlich: „Komisch. Und doch seid Ihr kein Dieb. Was braucht Ihr so schnell Geld, daß Ihr macht so ein schlechtes Geschäft?"

„Ich will Kriegsdienste nehmen, im Mittelländischen Meer, bei der Flotte. Weiß nur noch nicht, ob bei den Christen oder bei den Türken."

Der weißbärtige Althändler hieß die anderen Juden seinen Laden verlassen. Bevor der Wechsler herausging, flüsterte er dem Prinzen zu: „Der da ist kein gewöhnlicher Althändler. Nur weil er leben muß. Ein Gerechter und ein Weiser. Unser berühmter Wunderrabbi Löb."

Als der Prinz mit dem Wunderrabbi allein war, beredete der Rabbi den Prinzen zunächst, noch ein Paar schwere Reiterstiefel zu kaufen, für einen Goldtaler, mitsamt den Sporen. Es wäre noch weit bis zum Mittelländischen Meere. Als auch dieses Geschäft abgemacht war, fuhr er fort:

„Und Ihr wißt nicht, ob für die Türken oder für die Gojim? Ihr seid kein Goj und kein Jud und kein Zigeuner und habt dennoch kein Volk? Und ein Dieb und Räuber seid Ihr auch nicht? So seid Ihr also doch ein König oder ein Prinz, der ungeduldig ist, König zu werden.

Gottes Friede sei mit Euch." Und der Althändler hob segnend seine beiden schmalen, weißen Hände auf.

Dem Prinzen wurde es wunderlich zumute. Er gab sich nicht zu erkennen, klagte aber seine Not. Einer Gemeinsamkeit zugehören, das wäre seine Sehnsucht. Sein Volk! Überall hätte er's gesucht. Nirgends gefunden. Nicht an Höfen, nicht auf Universitäten. Vielleicht unter Kriegsknechten. Das Glück der Gemeinsamkeit wäre ihm versagt. Ein Ausgestoßener sei er, ohne ein Volk, es zu lieben.

Der Alte hielt seinen Kopf ganz schief, so aufmerksam hörte er zu.

„Ein kleiner König. Zu klein, um ehrgeizig sein zu dürfen. Nebbich! Und hier in Prag hättet Ihr gar zwei Völker zur Auswahl. Die Böhmen und die Deutschen. Schließt Euch doch an, an die Böhmen oder an die Deutschen. Kommt auf eins heraus. Als Böhme prügelt Ihr die Deutschen jeden Sonntag, als Deutscher prügelt Ihr die Böhmen jeden Sonntag. Das soll ein Vergnügen sein, sagen sie. Und seid Ihr's müde, so versöhnt Ihr Euch und schlagt am Schabbes ein paar Juden tot."

Ob es denn auch auf der altberühmten Prager Universität keine rechten und eigenen Menschen gebe? Ob überall nur Haß und Niedrigkeit herrsche, nirgends Adel und Liebe?

Die ruhigen Augen des alten Mannes leuchteten in seltsamem Glanze.

„Einen Juden fragt ein König nach Adel und Liebe! Nein! Geht morgen früh über die steinerne Brücke wieder herüber, an der Judenstadt vorbei, über den Altstädter Ring, schreitet dann den jungen Mädchen nach, und Ihr werdet zur Universität kommen. Da fragt nach dem Hause des Adels und der Liebe. Wenn es fertig geworden ist, könnt Ihr's Euch dort wohl sein lassen. Aber ich glaube nicht, daß es fertig geworden ist."

Am nächsten Morgen folgte der Prinz dieser Weisung. Auf dem ersten Hofe der Universität wimmelte es von

Studenten. Der Prinz von Helsingör fragte sich nach dem Pedellen durch, und weil er seiner unscheinbaren Kleidung wegen nur unfreundlich empfangen wurde, drückte er dem Manne, der ihn in das Haus des Adels und der Liebe einführen sollte, einen seiner Goldtaler in die Hand. Da beugte sich der Pedell wie vor dem Rector magnificus.

„Jetzt verstehe ich den gnädigen Herrn, trotzdem der gnädige Herr als ein vornehmer Ausländer seine Fragen in kuriosen Worten stellen tut. Das Haus des Adels und der Liebe? Ist wirklich ein guter Spaß. Ist hier wirklich nicht, das Haus des Adels und der Liebe. Ist dicht nebenan, domine doctor, im Gemsengäßchen. Hier im alten Kollegienhaus wird nur Kollegium gehört und geschwänzt und aufeinander losgedroschen. Dann werden die armen Teufel zu doctores gemacht, zu armen Teufeln von doctores. Die feinen Herren mit Goldtalern hören die Kollegia nebenan im Gemsengäßchen, im Hause des Adels und der Liebe. Bildsaubere Mädel! Eine Nichte meiner Frau ist dabei. Der gnädige Herr sollte ihr die Ehre erweisen. Sie heißt Bärbel und studiert noch nicht lange."

Der Pedell befahl seiner Frau, den jungen Kavalier selbst nach dem Gemsengäßchen zu begleiten. Aber nicht hineingehen!

Als der Prinz das Haus des Adels und der Liebe betreten hatte, tönte ihm ruchloser Lärm entgegen. Die nächste Tür stand offen, und er sah in einen großen Raum, der mit Teppichen und Spiegeln reich ausgestattet war. An die vierzig Studenten saßen und lagen auf Stühlen und Lotterbetten herum. Zwischen ihnen gingen etwa ein Dutzend vollbusiger Mädchen in auffallenden Trachten hin und her. Sie trugen Krüge ab und zu und setzten sich wohl einmal einem Studenten auf den Schoß.

Dem Prinzen gefiel diese Vorbereitung zur Weisheit recht wohl; so mochte Sokrates im alten Athen vor hoch-

gesinnten Schülern und Schülerinnen sich und sein neues Denken dargegeben haben, so trieb man es seit hundert Jahren wieder im schönen Lande Italia. Und der Prinz wäre nicht abgeneigt gewesen, unter diesen Studentinnen eine philosophische Freundin zu finden. Da trat auch schon eine schwarzhaarige junge Schöne, die eben müßig gestanden hatte, zu ihm heraus, zog ihn über die Schwelle in den Saal und fragte ihn, ob er böhmisches Bier oder spanischen Wein trinken wolle. Wenige Minuten später saß er auf einem Polsterstuhl, das Mädchen mit einem Kruge Wein auf seinem Schoß; sie trank ihm zu und küßte ihn mit einem spielerischen Biß, und das war so selbstverständlich, als ob es die ordentliche Form der Immatrikulation gewesen wäre.

Der Prinz aber fühlte sich verpflichtet, eine gebildete Unterhaltung anzufangen. Und da er einmal in Prag war, so fragte er das Mädchen vor allem, ob sie das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen liebe oder nicht. Da sprang sie auf und weinte und schrie: Sie wäre ein armes verlorenes Geschöpf, aber solche Schweinereien lasse sie sich nicht von jedem hergelaufenen Vaganten sagen.

Einige Studenten legten sich ins Mittel, und ein kleiner schwarzhaariger Herr, ein böhmischer Magnat, der sich selbst als den Fürsten von Horzitz vorstellte und der der Führer dieses erlauchten Kreises zu sein schien, verlangte Aufklärung. Das Mädchen erklärte, sie hätte sich bei den Worten des Neuen nichts Bestimmtes gedacht, aber etwas recht Schmutziges müßte er doch gemeint haben. Der Prinz gab nur sein Ehrenwort, daß er von echtem alten Adel wäre. Darauf rief der Magnat dem Prinzen ein Schimpfwort zu, und der Prinz schlug dem Magnaten leichthin ins Gesicht. Sie verabredeten für morgen ein kleines Duell im Hirschgarten, reichten einander die Hände, und die Aufnahme in das Haus des Adels und der Liebe schien vollzogen.

Bevor aber der Prinz von Helsingör auch sein Mädchen völlig versöhnt hatte, öffnete sich eine breite Seiten-

tür, und auf den Schultern von vier Studenten, umdrängt von einer kleinen Schar trunkener Jünglinge und Mädchen wurde ein wunderschönes splitternacktes Weib hereingetragen. Mitten im Saale stellte sie sich auf einen kleinen Tisch, sagte in schlechtem Italienisch unflätige Dinge und führte geschickt und hübsch einen noch unflätigeren Tanz vor. Während dieses Tanzes und nachher steigerte sich das Treiben der Studenten zu einem so wüsten Bacchanal, daß der Prinz endlich auf den Gedanken kam, er befände sich nicht in dem Hause des Adels und der Liebe, das der alte Wunderrabbi in ferner Zukunft geschaut hatte, er befände sich vielmehr in einem schlechten Hause, wie es deren ja auch im Lande seines Vaters gab.

„Wissen 'S, Freunderl," rief ihm jetzt der böhmische Magnat zu, der den neuen Ankömmling seit dem Faustschlag und der kommentgemäßen Herausforderung begönnerte. „Wissen 'S, Freunderl, die Mädel hier im Hause waren schon zu langweilig geworden. Da haben wir uns diese berühmte Hure aus Venedig bestellt. Da hilft kein Hus und kein Luther. Unser Geld geht doch nach Italien."

„Ich fange an zu begreifen," sagte der Prinz von Helsingör nachdenklich, „daß ich hier in einem Frauenhause bin und nicht auf der hohen Schule. Wie aber war dieser Irrtum möglich? Ich habe doch den Pedellen ganz deutlich nach dem Hause des Adels und der Liebe gefragt, nach dem Orte, wo die feinste Blüte der Jugend die feinsten Kenntnisse erwirbt. Er hat mich deutlich hierher gewiesen. Sein Weib sogar hat mich hierher geleitet; damit ich den Weg gewiß nicht verfehle."

Wieherndes Gelächter folgte jedem Satze. Jetzt brach ein wahrer Aufstand los. Die Studenten jauchzten vor Vergnügen. Die Mädchen schrien, und eine schluchzte vor Rührung. Der schwärzliche Magnat schlug mit seinem Degen ein venezianisches Glas entzwei, daß es hell erklirrte. So verschaffte er sich Gehör genug, um wenigstens

in der Hauptsache verständlich zu werden, als er jetzt mit übertriebenem Ernste dergestalt redete:

„Kommilitonen! Unerhörter Frevel ist geschehen. Dieser krasse Fuchs hat ein crimen laesae Wollustatis begangen. Er hat die Universitas mit der Cunniversitas verwechselt. Gericht! Haltet Gericht über ihn!“

Tobende Zustimmung ertönte von allen Seiten. „Ein Biergericht! Ein Biergericht!“ Rasch waren die Rollen verteilt. Zwei Richter wurden ernannt und der böhmische Magnat zum Präsidenten. Ankläger wurde ein bemoostes Haupt, ein rundlicher Herr aus Wien, der seit drei Wochen keinen Schritt aus dem Frauenhause gesetzt hatte. Zur Rolle des Verteidigers erbot sich mit blitzenden Augen ein entlaufener englischer Mönch, jetzt Sir John genannt, der im Verdachte stand, ein Libell über die vier Betrüger verfaßt zu haben.

„Und der lange Manchaner soll Scharfrichter sein.“

Wieder lärmende Zustimmung.

In einer Ecke des Saales erhob sich die wunderbarste Menschengestalt. Gut um einen Kopf größer als die längsten unter den Studenten war der Spanier, den sie den Manchaner nannten, Don Alonso Quijano aus der Provinz Mancha. Kohlschwarzes krauses Haar hob sich scharf von dem gelblichen Gesichte ab; unter der Haut aber spielte das rote Blut so sichtbar, daß man jede Erregung im Augenblicke erkennen konnte. Auch wenn seine prachtvollen träumerischen Augen nicht dem besseren Beobachter jede Erregung sonst verraten hätten. Als ob dem Manchaner seine eigene Gestalt zu groß oder der Kopf mit der gewaltigen Habichtsnase zu schwer gewesen wäre, so ging er etwas vornübergebeugt. Die Arme ließ er lässig hängen, als wüßte er, gleich einem schlechten Schauspieler, nicht den rechten Gebrauch von ihnen zu machen. An der linken Seite hing ihm anstatt eines Degens ein schwerer Reiterpallasch. Und wie der rechte Arm beim Gehen pendelte, da war es immer, als müßte die lange Hand den Korb des Säbels ergreifen.

Der Manchaner stellte sich neben den Prinzen von Helsingör, als wäre dort sein Platz vorher bestimmt. Mit zornbebender Stimme und doch ausgesucht höflich sagte er:

„Eher den Tod, als die Rolle des Scharfrichters. Ich werde mit den Herren nachher abrechnen, wenn diese Sache erst nach Sitte und Ordnung geregelt ist. Alle, die gelacht haben, fordere ich vor mein Schwert. Es ist furchtbar, wie gemein das Lachen unter den Menschen geworden ist. Was aber den Rechtsstreit dieses Herren anbelangt, so habe ich etwas traurig Grauenhaftes zu bekennen und hinzuzufügen. Auch ich verkehre hier durch einen unseligen Irrtum. Seit zwei Tagen. Gestern in der Morgenstunde fragte ich den Pedellen, ob ein spanischer Hidalgo wohl Zutritt hätte zu dem Schlosse, in welchem fürstliche Frauen ritterlicher Jugend Preis und Wonne gewähren. Er wies mich hierher in das Gemsengäßchen. Um das Gesicht, mit dem er mich herwies, kümmerte ich mich nicht. Ich folgte seinem Unterricht und freute mich, weil das Fürstenschloß neben der hohen Schule stand. Was ich hier sah, konnte mich natürlich nicht aufklären. Ich wunderte mich, aber ich glaubte."

Einige Studenten wanden sich wie in Krämpfen. Man setzte sich im Kreise wie im Theater. Die Mädchen auf die ersten Plätze. Der Magnat schlug mit dem blanken Degen auf den Tisch und rief:

„Doppelbiergericht bei Doppelbier gegen die Doppelverbrecher, welche verdächtigt und beschuldigt sind, dieses Bordell mit verleumderischen Gedanken beleidigt zu haben, der erste es herabsetzend zu einem langweiligen Schulhause, der zweite zu einem langweiligen Fürstenschlosse. Die Sitzung ist eröffnet."

In der Verhandlung beantworteten beide Angeklagte alle Fragen ernsthaft und wahrheitsgemäß. Der Prinz, weil er noch nicht darüber nachgedacht hatte, ob ein Prinz selbst im Scherze lügen dürfe. Der Manchaner, weil er das Gericht für blutigen Ernst nahm. Den lautesten

Jubel erregte das überraschende Ergebnis, daß keiner der beiden Angeklagten jemals vorher ein Frauenhaus besucht hatte. Bald darauf erhielt der Ankläger das Wort.

Er begann heuchlerisch mit den Milderungsgründen. Der Mensch fange beim Studenten an. Ein Student, der noch nie ein Bordell besucht habe, sei kein Student, also kein Mensch, also nach göttlichen Gesetzen eigentlich nicht strafbar. Hämmel würden nicht bestraft, sondern abgestochen. Auch sei der Irtum zugestandenermaßen durch den Pedellen herbeigeführt worden. Der Irrtum des Pedellen sei entschuldbar, denn ein richtiger Pedell werde von einem richtigen Studenten niemals nach etwas anderem gefragt als nach Madeln. Der folgende Irrtum der Angeklagten aber sei unentschuldbar. Der Ankläger gab nun eine Schilderung der Frauenhäuser zum besten, pries ihre Bedeutung für Herz und Geist der Studenten und verstieg sich zu der Behauptung, es gebühre den Priesterinnen der Frauenhäuser die gleiche Ehrfurcht wie den alten Göttern und ihren Priestern. Am Schlusse seiner Rede stellte er den Antrag:

„Es sind die beiden Missetäter zwischen zwei sauber polierten Brettern festzuschnallen, so zwar, daß der Nabel des einen genau in gleicher Linie liege mit dem Nabel des anderen. Aber der Kopf des einen neben den Füßen des anderen, trotz ungleicher Körperlänge. Gleichheit vor dem Gesetze, meine Herren! Alsdann sind die beiden Missetäter mit einer guten, scharfen Baumsäge mitten durchzusägen, jeder in zwei Hälften. Vom Manchaner, welcher nach einem Fürstenschlosse verlangte, ist die obere Hälfte zu begraben, die untere Hälfte aber laufen zu lassen. Aus Gnade und Barmherzigkeit! Denn für das Fortkommen an Fürstenhöfen genügt der Unterleib. Von dem anderen Missetäter ist die untere Hälfte zu begraben, die obere Hälfte aber auf den Kopf zu stellen und laufen zu lassen. Aus Gnade und Barmherzigkeit! Denn zum Fortkommen in den Wissenschaften genügt zwar nicht immer, aber doch in der Theorie der Oberleib."

Der Verteidiger erhob sich und sein rundes Gesicht lachte von strahlendem Übermut. Von seiner Rede sei wenigstens der erste Teil vollständig mitgeteilt, weil der entlaufene Mönch für diese Vergleichung zwischen Universität und Bordell dreihundert Jahre nachher aus seinem Sarge gerissen und verbrannt wurde. Und sein wahrer Name der Göttin Vergessenheit geweiht.

„Meine Damen und Herren! In diesem Tempel der okkultesten Wissenschaften und Künste wird es nicht unangenehm berühren, wenn ich in medias res eindringe. Unsere beiden bedauernswerten jungen Kommilitonen stehen unter peinlicher Klage, der eine dieses Haus mit einem Fürstenhofe, der andere dieses selbe Haus mit einer Universität verwechselt zu haben. Ich greife, meine lieben Kollegen und noch lieberen Kollegiantinnen, den zweiten Fall als den schwereren heraus. Denn mit Fürstenhöfen sind Bordelle oft und gern verwechselt worden. Und umgekehrt. Und ohne irdische Strafe. Die göttliche aber ist nicht unseres Amtes. Es hat also dieser Jüngling eingestandenermaßen dieses Frauenhaus für eine Hochschule gehalten. Ja, das hat er getan. Ist das wirklich ein Verbrechen? Als Freund dieser gerechten, wagrechten, rechtschaffenen, wohlschaffenen Damen, als Mensch, als Zeitgenosse und als Dichter bin ich entsetzt über solche Unwissenheit, solchen Leichtsinn, solche Verruchtheit. Als Verteidiger jedoch erkläre ich diesen armen Jüngling für unschuldig. Ja ich wage das Äußerste und stelle mich als Eideshelfer an seine Seite und rufe es in alle Welt hinaus: Universitas — Cunniversitas!

„In diesem Hause gibt es mancherlei Mädchen: blonde und schwarze, dicke und dünne. Prosit ihren Fakultäten! Auf der Universität gibt es vier Fakultäten. Ich werde dialektisch zu beweisen haben, daß die Professionisten jeder dieser Fakultäten mit viel Sachkenntnis und einigem Erfolg das hohe und weltbeherrschende Gewerbe dieser Damen getrieben haben, treiben und treiben werden, die Prostitution.

„Anerkannt ist diese These für die Fakultät der Juristen, anerkannt wenigstens gewiß für die klugen und vorurteilsfreien Rechtsgelehrten, welche sofort sich in die Polizeiliste der Rechtsanwälte oder Advokaten haben einschreiben lassen. Verschämter treiben das gleiche Gewerbe die Gesetzgeber und Gesetzesausleger, welche sich Staatsmänner und Stände nennen. Die Advokaten sind offenbarlich Ihre Kollegen, meine Damen. Auch die Advokaten stoßen den Kunden zurück, der die Annäherung nicht mit barem Gelde bezahlen kann. Auch die Advokaten geben gelangweilt und schläfrig ihre gewohnten Alltäglichkeiten her, wenn der Kunde die landesübliche Taxe nicht überschreiten will. Auch die Advokaten ersinnen gefällig hundert neue Schliche und Kniffe, wenn der Kunde ihnen das Gold mit vollen Händen ins große Maul wirft. Meine Damen, ich habe die Advokaten Ihre Kollegen genannt. Nein, sie verdienen Ihre Lehrer zu heißen. Denn Sie, meine Damen, nehmen sich doch mitunter eines armen Teufels um Gottes willen an, um seiner schönen Augen willen, aus Liebe zur Sache. Niemals hat das ein Advokat getan. Gratisumarmungen zur Reklame sind Geschäftsauslagen. Der Advokat sollte darum für ewige Zeiten freien Eintritt bei Ihnen haben, meine holden, lange noch nicht genug gerissenen Damen. Was aber die verschämten Advokaten betrifft, die Staatsmänner und Stände nämlich, so arbeiten sie noch gründlicher für den welterhaltenden Stand der Prostitution. Im Namen der Staatsordnung und der Gerechtigkeit machen sie die Gesetze so und legen sie die Gesetze so aus, daß die göttliche Ordnung in den christlichen Staaten nicht gestört werde, daß der Reichtum bei den Reichen bleibe, daß schwerer Wein und leichte Mädchen unveräußerlicher Besitz der Guten bleiben, die sie vertragen können. Meine edlen Damen, wenn Sie, wie recht und billig, die Gesetzgebung über die Liebe zu geben und auszulegen hätten, wenn Sie jeden Liebesbeweis ohne Barzahlung mit der Todesstrafe belegten, dann hätten Sie, die man fälsch-

lich die Verkünderinnen der freien Liebe nennt, für die Prostitution der Liebe so viel getan, wie die juristisch gebildeten Staatsmänner und Richter für die Prostitution der Kultur überhaupt. Ich stärke mich zum ersten Male. Prosit!

„Viele Studenten besuchen die philosophische Fakultät. Arme Schlucker, die sich anfangs nichts dabei denken. Nachher werden einige wenige verrückt, die meisten aber werden Schulmeister. Wäre nun zwischen diesen Damen und den Schulmeistern irgendein erheblicher Unterschied, so müßten doch die Schulmeister ihre Zöglinge nach ihrer Neigung oder nach der Begabung der Knaben wählen. Das aber gibt es nicht in christlichen Staaten. Ein Bub, dessen Vater nicht zahlen kann, sieht nie einen philosophisch gebildeten Schulmeister. Der Bub, dessen Vater nicht zahlen kann, kriegt eins auf den Kopf. Auch dafür haben die Staatsmänner und Gesetzgeber gesorgt. Ist ein Taglöhnerssohn zufälligerweise ein besonderes Ingenium, eine Leuchte der Welt, ein Auserwählter, so mag er sich hängen lassen. Eher würde sich noch eine von diesen holden Damen mit einem ungeschlachten Bauernlümmel beschmutzen, als daß der philosophisch gebildete Schulmeister (die erwähnten Narren ausgenommen) sich dazu herbeiließe. Also auch die philosophische Fakultät kann in ihren besten Söhnen den Vergleich mit den Damen dieses Frauenhauses tapfer ertragen. Die Sonderlinge, Eigenbrödler und überhaupt die verrückten Genies ausgenommen. Wonach ich mich zum zweiten Male stärke.

„Nun, frisch gestärkt, möchte ich mich auch der medizinischen Fakultät annehmen, möchte auch von den Ärzten behaupten, daß sie ohne schwere Kränkung dieser Damen als ebenbürtige Gesellen im Gewerbe der Prostitution zu betrachten seien. Ich fühle wohl, daß sie nur Pfuscher sind, Courpfuscher wie Kurpfuscher. Ich fühle wohl, daß sie namentlich gegen die Juristen zurückstehen beim Feilbieten ihrer gelernten Künste. Aber darf man es ihnen zur Schuld anrechnen? Nein, meine teueren Kommilitonen,

Konkneipanten und Konkubinen, es ist nicht ihre Schuld. Es liegt in der Natur ihres traurigen Gewerbes, daß die Ärzte nicht ganz so dastehen wie diese Damen und wie wir Juristen. Wenn die krankheitserregenden Feinde des Menschengeschlechtes Gold besäßen wie die Menschen, dann begänne ein herrliches Leben für die Ausgelernten der medizinischen Fakultät. Stellen Sie sich die Sache einmal recht lebendig vor. Da ist ein Mensch, und irgendwo in dem Menschen frißt ein Wurm, in den Eingeweiden, in der Leber oder in der Lunge. Der Mensch hat Geld, aber auch der Wurm hat Geld. Es ist wie ein Prozeß zwischen Mensch und Wurm. Jeder von beiden sucht mit seinem Gelde einen ärztlichen Anwalt zu kaufen. Ei, das wäre ein Leben für den berühmten Arzt. Wer mehr zahlt, dem steht der ärztliche Anwalt bei. Der Mensch überbietet den Wurm, der Wurm überbietet den Menschen. Endlich hat jedes seinen Arzt, der Wurm und der Mensch. Und die Prozeßführung kann losgehen. Oder die beiden Ärzte verständigen sich auch wohl heimlich, um den fetten Prozeß solange wie möglich weiterführen zu können. Der Menschenarzt erhält den Wurm am Leben, der Wurmarzt erhält den Menschen am Leben. Dabei fühlt sich der Wurm nicht wohl und der Mensch nicht wohl, aber die beiden Ärzte leben in dulci jubilo. Schaudervoll, höchst schaudervoll für das Gewerbe der Ärzte, daß die Würmer und die anderen Krankheiten kein Gold besitzen.

„Ich will ferner zugeben, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Manipulationen der Ärzte dem Menschen nicht so viel Vergnügen bereiten, als es die Aufgabe dieser Damen ist. Ich will endlich zugeben, daß weitaus die dankenswerteste Aufgabe des ärztlichen Standes doch nur im Dienste des Frauenhauses aufgeht, weil die Menschen von ihrem Arzte gemeiniglich nicht mehr verlangen, als sie bis zum seligen Ende stark zu machen oder stark scheinen zu lassen in den Kämpfen, bei denen diese Damen Gegner und Richter in einer Person

sind. Und dennoch — trotz alledem — auch die Ärzte verkaufen ihre Künste an den Meistbietenden. Sie sind taub für die armen Menschen, die außer ihrer Krankheit nichts besitzen, sie ekeln sich vor dem Bettler und scheuen sich nicht vor dem widerlichsten Reichen. Sie sind müde, wenn der Arme ihre Dienste verlangt; sie sind flink und lustig im Schlafzimmer des Reichen. Meine holden Damen, auch die Ärzte — einige Narren ausgenommen — sind eines Vergleichs mit Ihnen nicht unwürdig. Was zu beweisen war. Und so stärke ich mich zum dritten Male. Prosit!

„Von den Doktoren der theologischen Fakultät brauche ich nichts zu sagen, nichts zu beweisen. Meine Damen, Sie fühlen es längst, daß Sie gegen die Gotteshändler nicht aufkommen können. Armselig ist das Gewerbe, das den sterblichen Leib verkauft, gegen die Großindustrie, welche auf offenem Markte die unsterbliche Seele verschachert. Nicht umsonst drängte sich die Blüte aus allen Frauenhäusern der Erde bei den Konzilien zusammen, den Tagungen und Nächtungen der theologischen Welt. So hehr leuchtet das unerreichbare Vorbild der Theologie in Ihr bescheidenes Leben hinein, meine allbereits nur leiblichen Damen, daß ich nichts hinzuzufügen und mich nach dieser leichten Pflicht nicht einmal zu stärken habe.

„Noch gibt es eine große Gruppe von Kommilitonen, meine wackeren Konkneipanten und Konkubinen, die nicht pedantisch einer einzelnen Fakultät zugeschworen haben, die, wie Schmetterlinge von Blume zu Blume, so von Fakultät zu Fakultät flattern und nachher, Verzeihung für das kühne Bild, in Verkehrung der Schmetterlingsnatur sich rückwärts in Raupen verwandeln und auf einem Blatte kriechend ihre Nahrung suchen, auf vielen Blättern, auf fliegenden Blättern, auf öffentlichen Blättern, wie Sie, meine Damen, in öffentlichen Häusern leben. Diese Blättergelehrten oder Libellisten oder Pamphletisten oder Tagesgeschichtsschreiber nennt man auch Humanisten, weil ihnen nichts Humanes oder

Menschliches fremd ist und weil die Prostitution dem Menschen angeboren scheint, seitdem er gebildet, gesittet, kultiviert, poliziert, fortschrittlich, bewußt, sprachgewandt, kunstverständig und überhaupt modern ist. Auch hier habe ich hinzuzufügen, daß es sogar unter der Gruppe der Libellisten und Tagesgeschichtschreiber größenwahnsinnige junge Männer gibt, die die Prostitution verachten. Unmenschen, die einen so schönen menschlichen Zug in sich ausrotten wollen. Wir sollten sie mehr bedauern als hassen. Kommen wird der Tag, wo die universitates litterarum für die seltenen wahnsinnigen Sonderlinge ihrer vier Fakultäten und für die wahnsinnigen Eigenbrödler unter den Libellisten kleine Irrenhäuser einrichten werden, zum Schutz für ihre Bewohner und zum Sonntagsvergnügen insbesondere der Marktleute von der medizinischen Fakultät. Sind erst die Friedensbrecher und die unzuverlässigen Elemente in solchen Irrenhäuschen untergebracht, dann wird es klar werden wie der Tag, klar wie die noch schönere, sternprangende Nacht, daß — was ich beweisen wollte und sollte — ein Bordell durch Gleichstellung mit einer Universität in seiner Bierehre nicht verletzt wird."

Noch lange redete so der entlaufene Mönch. Den Prinzen dünkte die Boshaftigkeit gegen die studierten Geschäftsleute so unmaßen wertvoll zu sein, daß ihm die Lehre durch ein längeres Verweilen in einem Bordell nicht zu teuer erkauft schien. Die übrigen Studenten lachten über einige Späße; das Ganze schien ihnen aber zu pedantisch und zu lang. Das Biergericht artete denn auch in ein wüstes Zotenreißen aus, und noch bevor die Sonne unterging, waren fast allen Besuchern und Huldinnen im Hause des Adels und der Liebe die Sinne vergangen. In einem gemeinen Rausche. Nur der Prinz von Helsingör stand aufrecht, weil ihm der schwerste Wein nichts anhaben konnte, und der Herr Quijano aus der Mancha, weil er in diesem Hause keinen Becher mehr angerührt hatte, seitdem er wußte, wo er war. Der

Manchaner faßte den Prinzen, den vermeintlichen Baron von Güldenstern, unter dem Arm und führte ihn auf die Straße. Sie wurden noch am selben Abend Freunde, und der Manchaner beschloß, sich dem Ritte nach Genua anzuschließen und sich mit ihm für die christliche Flotte anwerben zu lassen. Auch er hatte geschwankt, ob er seine tapfere Faust lieber dem Türken oder dem Don Juan d'Austria anbieten sollte. Er drückte nur seinen Gedanken etwas anders aus als der Prinz. „So steht es heute um die Christenheit, daß ein glühend gläubiger Jünger Jesu Christi vielleicht besser daran täte, mit Hilfe des Türken die Wechslertische der christlichen Wucherer in Venedig, Rom und Madrid umzuwerfen."

Erst nach zwei Tagen konnte das Duell zwischen dem, der sich Baron von Güldenstern nannte, und dem Fürsten von Horzitz stattfinden. Der Rausch des Magnaten war zu stark gewesen. Unter dem Beistande des Manchaners zeichnete ihm der Prinz ein Maltheserkreuz auf die linke Wange; sodann vergingen noch einige Tage, weil der Manchaner ein tüchtiges Pferd, die besten Waffen und die neuesten Bücher über Philosophie und den Seekrieg einzukaufen hatte. Erst am sechsten Morgen nach dem großen Biergericht oder dem Streit der Fakultäten brachen die beiden Freunde auf. Nach Westen, über den Böhmerwald nach Bayerland.

Am zweiten Abend, nachdem sie sich stundenlang mühselig durch die Wildnis des Böhmerwaldes auf elenden Wegen durchgeschlagen hatten, blieb der Gaul des Prinzen vor einem einsamen Blockhause stehen. Wie zögernd, ob das Haus, das einer Räuberhöhle ähnlicher war, ein Unterkommen für ihn und seinen Herrn bieten könnte. Ein öder Raum wie eine Tenne, darüber ein Lattenverschlag, der mit frischem Heu gefüllt war. Ein Mann, der Förster zu sein behauptete und wie ein Wilddieb aussah, kam erst nach Hause, als die beiden Reiter ihre Pferde im Walde angebunden und sich auf der Tenne ausgestreckt hatten. Sie bekamen zum Nacht-

essen Brot und Speck und Branntwein und durften sich endlich in dem Verschlage auf das Heu schlafen legen.

Bald wurden sie von der Ankunft einer ganzen Kavalkade wieder geweckt. Zwei Männer in Jesuitentracht traten zuerst ein, ein alter und ein junger. Dann folgten vier Diener, die einen geknebelten und gefesselten Menschen wie einen Sack in die Ecke warfen. Die Diener breiteten eine Menge Decken aus, stellten ein ordentliches Nachtmahl her, bedienten die Priester und erhielten danach den Auftrag, mit dem Gefangenen die Nacht in der Scheune nebenan zuzubringen.

Als die Jesuiten allein waren, unterhielten sie sich erst auf Lateinisch. Der Prinz und der Manchaner vernahmen, daß sie auf dem Wege nach Ingolstadt waren und dem dortigen Bischof einen entlaufenen Mönch — das war wohl der Gefesselte — in die Hände liefern wollten. Hatten aber wohl in Prag noch wichtigere Geschäfte gehabt.

Sie riefen den Förster oder Wilddieb und fragten, ob sonst jemand im Hause wäre. Nur zwei Prager Vaganten. Da schickten sie den Wirt wieder fort und setzten ihre Unterhaltung auf Spanisch fort, und das mit leiser Stimme. Den beiden Männern oben aber entging kein Wort. Sie erfuhren, daß der Gefangene kein anderer war als Sir John, der entlaufene Mönch, der beim Biergericht die Verteidigerrede gehalten hatte. Der junge Jesuit erzählte lachend, was ihm eine Spionin im Frauenhause — es war wohl die venezianische Kurtisane — über den Inhalt dieser Rede erzählt hatte. Nachher wurde es eine Weile so still, daß man hätte glauben können, die Priester wären eingeschlafen. Dann aber nahm der alte Jesuit das Wort und sprach mit leiser Stimme, und doch eindringlich und scharf wie ein Schwert, solchergestalt:

„Den entlaufenen Mönch haben wir ja wieder, und in Rom wird man ihn zu einem guten Jesuiten machen, wenn er's überlebt. Gerade solche Geister können wir

brauchen. Seine Lehre von der Prostitution der hohen Schulen war mir das erlösende Wort. Er hat es böse gemeint und zum Schimpfe, wir aber wollen es ernst und gut machen. Die Welt der Gedanken muß prostituiert werden, oder unsere Aufgabe wird scheitern. —

„Nicht der Doktor Luther war der deutsche Feind. Seine wahren Schüler werden sich alle nach Rom zurücksehnen, nach etwas Greifbarem, Festem, Unwandelbarem. Da war aber neben ihm der verruchte magister Germaniae, der Philipp Melanchthon. Der hat das freie Denken aufgebracht. An dem freien Denken müßten wir zerscheitern. Wir müssen das freie Denken wieder aus der Welt schaffen. Wie ist das möglich? Wir müssen die Wissenschaft prostituieren. —

„Wir müssen der Welt, wir müssen Deutschland die besten Schulen geben. So gute Schulen, daß die besten Geister sich zu uns drängen. Und unter den besten Geistern wird nur anerkannt, wer auf unseren guten Schulen die Examina besteht. Ein Examen nach dem anderen. Von der Pubertät bis so zum dreißigsten Jahre, wo die stärkste Jugendkraft gebrochen ist. Ein Examen nach dem anderen. Immer und immer die Sorge, ob man auch sagt und denkt und will, was der andere gesagt und gedacht und gewollt haben will. Das hat mich der entlaufene Mönch gelehrt. Das soll die Prostitution der Wissenschaft sein. Wie eine Dirne soll der Jünger der Wissenschaft sich nicht frei schenken dürfen, seiner einzigen Liebe zur vermaledeiten Wahrheit. Konzipieren soll er müssen von jedem, von allen, bis seine Freude zertreten ist. Wer wild genug ist, sein eigen sein zu wollen, sich wegwerfen zu wollen an die einzige Liebe, der soll sich den Kopf zerstoßen am Examen oder soll verkommen vor dem Examen. —

„Nach dreihundert Jahren werden sie gar nicht mehr wissen, daß es anders sein kann, und die Nachfolger Melanchthons werden unsere Schulen rühmen und nachahmen. Und die christlichen Staaten werden unsere Schulen preisen, weil wir ihnen die Wissenschaft prosti-

tuiert, weil wir ihnen ihre Jünglinge mit examinibus zurechtgebrochen haben. —

„Immer wieder freilich werden sich auf der hohen Schule Professores finden, deren Liebessehnsucht nach der Wahrheit die Marter jedes Examens überdauern wird. Und die Marter: examinieren zu sollen. Immer und immer wieder wird es unter den Professores Rebellen geben. An die muß Rom heran, wenn es sich nicht aufgeben will. Ihnen heimlich das Rückgrat brechen. Mit Gottes Hilfe. Zu seiner größeren Ehre. Und der Herr behüte dich, mein lieber Bruder, zu einem friedsamen Schlafe."

Bevor die beiden Jesuiten noch erwachten, hatten der Prinz und der Manchaner die Diener überfallen, den gefangenen Sir John befreit und ein drittes Pferd erbeutet.

III.

Die Seeschlacht von Lepanto

Die drei Studenten machten den Admiral der christlichen Flotte nicht so schnell ausfindig, wie sie gewünscht hätten; der Prinz von Helsingör mußte noch manches Stück seiner kostbaren Ausstattung verkaufen, so oft die drei Gesellen auf dem Wege nach Italien nicht weiterziehen konnten, ohne ihre Zeche bezahlt zu haben. Das Gerücht wollte immer ganz genau wissen, wo Don Juan d'Austria mit seiner Flotte lag, doch das Gerücht war nicht eigensinnig; bald war er in Neapel, bald in Messina, beständig war nur die Nachricht, er sei eben zum Sterben verliebt und im Begriffe, über die Ungläubigen herzufallen. Man erzählte Wunderdinge von seiner Liebesraserei und von seiner Feldherrnkunst.

Just in Verona, als sie mit ihrem Latein und mit ihrem Gelde völlig zu Ende waren, hörten sie, Don Juan wäre in Venezia, mit den letzten Vorbereitungen zu dem großen Schlage beschäftigt und in den Banden einer schönen Französin. Wie arme Lanzknechte schlugen sie sich nach Venezia durch. Dort war aber kein Don Juan mehr; er hatte die Französin zurückgelassen und auf seinem Admiralschiff die Tochter eines Nobile entführt. Nun aber war seine Spur leicht zu verfolgen. Zehn Galeeren, schwere Lastboote, waren bereit, mit ungeheuern Mengen von Zwieback, Wein und Pulver abzusegeln und zu der christlichen Flotte zu stoßen; der Befehlshaber dieser Flottille kannte den Bestimmungsort und daß er dort den Admiral in Person antreffen würde.

Es war nicht eben ehrenvoll, auf Proviantschiffen zu dienen, aber den drei Gesellen blieb keine andere Wahl; sie ließen sich auf einer der Galeeren anwerben und waren froh, ihrem nächsten Ziele nahe zu sein.

Mit leidlich gutem Winde fuhren sie über die Adria und dann der Ostküste entlang, stets nach Süden. Es war in den ersten Tagen des Oktober, das Wetter herrlich. Der Manchaner schlief nicht mehr, er träumte wach von Kampf und Sieg. Sir John hatte für ihren Dienst eine der Galeeren ausgesucht, die zumeist mit Weinfässern aus Toskana beladen war; die ganze Mannschaft erkundete den Weg zu den Fässern, und der Kapitän war fromm genug, den Ochsen, die da droschen, nicht das Maul zu verbinden; es war erstaunlich, wieviel Sir John trinken und vertragen konnte. Der Prinz von Helsingör trank wenig und träumte viel, doch gewöhnlich dachte er darüber nach, wie er dazu komme, auf der Adria zu segeln und die Türken zu hassen.

Man hatte, ganz nahe vorbeisegelnd, die Insel Korfu hinter sich gelassen und die Befehle deuteten darauf hin, daß eine Landung bald bevorstehe. Zwölf Stunden später fuhr die Proviantflotte glücklich in den Hafen von Santa Maura ein. Hier erwartete Don Juan die Meldungen seiner Kundschafter und vertrieb sich die Zeit unermüdlich mit der jungen Venezianerin; seit vierzehn Tagen war er ihr treu.

Erst am Abend des folgenden Tages gelang es dem Prinzen von Helsingör, Zutritt beim Admiral zu erlangen, für sich und seine beiden Genossen. Müde und gelangweilt nahm Don Juan das Anerbieten der drei Ritter entgegen, unter seinem Befehl für die Sache Christi zu streiten. Er hörte gar nicht auf ihre Namen hin und lächelte nur, hübsch und spöttisch, zu der Rede, in welcher der Manchaner unerhörte Heldentaten versprach. Da nahm Sir John das Wort und ließ, bevor Don Juan noch abwinken und die Audienz abbrechen konnte, geschickt einfließen: der jüngste von ihnen sei ein

richtiger Prinz, der einzige und erbberechtigte Sohn des Königs von Helsingör, auf der Flucht wegen eines kleinen Mordes, glücklich, unter dem siegreichen Banner des Mannes zu fechten, dem als dem Sohne des großen Kaisers die Welt gehörte. Don Juan lächelte nicht mehr spöttisch. Sein angenehmes Gesicht rötete sich ein wenig, als fühlte er sich geschmeichelt; er gab die Haltung eines Fürsten auf, die er bisher mit spanischer Grandezza wie eine Maske vorgeschützt hatte; plötzlich kam in ihm ein Jüngling zum Vorschein, der nicht völlig zu dem spanischen Staatskleide paßte; er zwirbelte an seinem hellbraunen Schnurrbärtchen und wandte sich eifrig an den Prinzen von Helsingör.

„Soso! Ein Prinz von Geblüt! Ein echter, nicht nur so ein Bastard wie ich. Und schon ein bißchen gemordet? Hoffentlich aus Leidenschaft, nicht aus Gemeinheit? Sehr willkommen. Sie sehen aus, als wären Sie nicht so dumm und unbrauchbar wie andere Prinzen von Geblüt."

Don Juan betrachtete den Prinzen aufmerksam und warf dann einen prüfenden Blick auf Sir John und den Manchaner.

„Ich war zuerst unangenehm berührt davon, daß ich einen Spanier in Ihrer Gesellschaft sah. Alle Spanier sind Spione, im Dienste meines Bruders, des Herrn. Auch meine Offiziere und Geheimschreiber sind Spione. Um so besser, daß Sie ein richtig gehender Prinz sind, noch dazu aus dem Norden, wo mein Bruder nichts zu sagen hat. Doch wie ist mir denn! Wenn ich recht gehört habe, der einzige Sohn des Königs von Helsingör? Aber dann ..."

Don Juan sah beinahe knabenhaft aus, so verlegen wurde er. Und stellte dennoch unziemlich zudringliche Fragen an den Prinzen. Ob sein königlicher Vater nicht ein kränklicher alter Herr gewesen sei? Die Mutter bedeutend jünger? Ob die Mutter nicht einmal mit einem Bruder des Königs verlobt gewesen war? Ob der Prinz nicht in Wittenberg studiert habe?

„Es stimmt also. Sie müssen sich nicht wundern, lieber Prinz, daß ich mancherlei von Ihrem Hofe weiß. Wer aus königlichem Geblüt ist, der hat allen Grund, einen Nachrichtendienst einzurichten, damit es ihm nicht entgehe, wenn in einem anderen Königreiche was zu holen ist; wie ein reicher Bauer immer wissen muß, wann er vom Nachbar so billig wie möglich einen Acker, eine Wiese oder einen Wald erlangen kann. Und wir Bastarde, wir Prinzen hinten herum, haben noch mehr Grund, von überallher Nachrichten zu sammeln; denn wir haben neue Königreiche zu gründen. Ja, also ... Es muß ja nicht alles wahr sein, was meine Gewährsmänner berichten. Kurz und gut: Ihr Onkel soll die Krone an sich gerissen, soll Ihre verehrte Frau Mutter geheiratet haben. Wie und woran Ihr Herr Vater gestorben sei, darüber wird viel geschwatzt. Sie werden ja ganz bleich, lieber Prinz!"

Der Prinz von Helsingör vermochte kaum sich aufrecht zu erhalten. Da war es also geschehen, was er seit Jahr und Tag herankommen gesehen hatte. Und was ihn zu bestimmten Handlungen verpflichtete. Sein guter Vater umgebracht, durch Gift oder durch Meuchelmord. Der Geist seines Vaters schrie nach Rache, die Krone verlangte nach dem Erben. Er aber trieb sich auf der Adria umher und spielte Türkenkrieg. Er trat endlich vor und wollte um Urlaub bitten; sofort nach der ersten Schlacht, wenn er dann noch am Leben sein sollte.

In diesem Augenblicke öffnete eine Zofe die Tür; ihre Herrin sei soeben von der Siesta aufgestanden und erwarte seine Gnaden.

„Auf Wiedersehen, lieber Prinz. Wir müssen Freunde werden. Bitte, überbringen Sie dem Leutnant meinen Befehl: Sie und Ihre beiden Gefährten tun Dienst auf meiner „Capitana", dem Admiralschiff, in meiner unmittelbaren Nähe. Einstweilen: mit Gott. Frauendienst vor Königsdienst. Auf Wiedersehen."

Die drei Gesellen begaben sich sofort auf die „Capitana", Don Juan blieb auf dem Lande zurück, bei seiner

Liebsten. Doch sollte der Dienst der Liebe diesmal unterbrochen werden. Am folgenden Vormittag landete die schnellste genuesische Caravelle, nach einer Fahrt, so eilig, als es Segel und Ruder hergegeben hatten. Meldung des Admirals Doria an den Generalissimus. Die Seeschlacht war im Gange. Bei Lepanto. Doria habe angreifen müssen, ohne Don Juans Befehl abzuwarten. Der Generalissimus werde dringend ersucht, mit allen seinen Schiffen eiligst zu Hilfe zu kommen und persönlich den Oberbefehl zu übernehmen.

In erstaunlich kurzer Zeit war Don Juan an Bord und die „Capitana" segelfertig. Don Juan noch ein wenig schlaftrunken, aber ganz Soldat. In ungestümem Zorn, weil man die Schlacht ohne ihn angefangen hatte. Gewiß werde alles schief gehen. Doria gehöre an den Galgen. Er, Don Juan, werde alle Niederträchtigkeiten wieder gutmachen müssen. Mit dem Feldgeschrei: die heilige Jungfrau und der Bastard.

Die „Capitana" des Generalissimus war ein Zweidecker. Das zweite Verdeck trug achtern noch einen Oberbau, den behaglichen Wohnraum Don Juans, die „Hütte"; davor einen freien Platz, weit genug, um zehn Schritte hin und zehn Schritte zurück zu gestatten. Don Juan überließ die Sorge um die Navigation wie immer seinem Leutnant. Er hatte nur das große Ganze ins Auge zu fassen, besaß auch nicht die armseligen Kenntnisse eines einfachen Schiffskapitäns. Das große Ganze war: daß der verdammte Doria die Schlacht nicht verlor oder gar die Schlacht nicht vor dem Eintreffen Don Juans gewann.

Ungeduldig maß der Generalissimus die zehn Schritte vor der Hütte auf und nieder. Dann eilte er auf dem Schiffe umher und feuerte die Leute an, die Matrosen wie die Soldaten. Für jede Gruppe fand er die erwarteten, die einzig richtigen Worte. Vaterland, Christengott, Beute. Überall trieb er die Priester an, den Soldaten ohne viel Federlesens die Absolution zu erteilen. Auch Späße mischte er dazwischen, wie es Matrosen und

Soldaten liebten. Er sah prächtig aus: den blonden Kopf noch barhaupt, den Oberleib in einer schlanken, blitzend blanken stählernen Rüstung.

Plötzlich erblickte er, in Reih' und Glied mit den übrigen Soldaten, den Prinzen von Helsingör; er winkte ihn an seine Seite. Noch eine kurze Ansprache, noch ein lustiger Zuruf, dann kehrte der Admiral, vom Prinzen begleitet, auf den Oberbau zurück. Auf ein niedriges Tischchen von eingelegter maurischer Arbeit ließ er eine venezianische Glaskaraffe mit Wein hinstellen und zwei goldene Becher; der Prinz von Helsingör berührte den Wein nicht, Don Juan aber trank in langen Zügen und goß immer wieder nach. Und wieder maß er den Raum vor der prunkvollen Hütte hin und her mit ungeduldigen Schritten.

„Sie müssen mir die Zeit vertreiben, Prinz. Bevor die Schweinerei losgeht, bin ich immer wie im Fieber; ein Frauenzimmer habe ich nicht an Bord. Seekrankheit und Liebe reimen sich schlecht. Sonst hätte mich Guilietta in Ausübung meines Feldherrnberufs nicht gestört; im Gegenteil, ich mag schöne Frauen als Zuschauer beim Turnier. Sie hat jämmerlich geweint beim Abschied. Sie hat gewußt, daß ich nicht zurückkomme. Non bis in eandem, ist mein Wahlspruch. Sie hat mit Selbstmord gedroht. Ich war roh genug, ihr zur Ausführung den leukadischen Felsen zu empfehlen, nicht gar weit von Santa Maura, wo wir unsere Flitterwochen verlebt haben. Sie wissen doch: eine klassische Selbsthinrichtungsstelle verliebter Weiber, dieser leukadische Felsen. Die Königin Artemisia, die Dichterin Sappho. Sie bringen sich selber um, wenn sie den Mann nicht ganz umbringen konnten. Also: ich bin hier ohne das andere Geschlecht und selbst denken habe ich nicht gelernt. Darum müssen Sie mir die Ungeduld tragen helfen, lieber Prinz. Wir passen zusammen. Sie haben eben ein Königreich verloren, und ich bin im Begriffe, hier bei Lepanto ein Königreich zu gewinnen. Was meinen Sie? Was klingt

besser: König von Karthago oder König von Griechenland? Eins von beiden hat mir der Heilige Vater zugesagt, der schlaue Fallensteller in Rom. Und mein Herr Bruder hat dazu geschwiegen, wie gewöhnlich, der blutige Hund."

Ohne Rücksicht und ohne Vorsicht sprach Don Juan weiter; in einander überstürzenden Sätzen. Gegen einen Prinzen von Geblüt, der seinen Thron verloren hätte, könne er offen sein wie gegen eine Leiche, er, der im Begriffe stehe, sich einen Thron zu zimmern. Einmal schon, vor drei Jahren, sei er soweit gewesen; da habe der Herr Bruder seinen Sohn und Erben im Gefängnisse erdrosseln lassen, den armen Teufel Don Carlos; da habe Don Juan darauf rechnen dürfen, als Infant von Spanien anerkannt zu werden, das Welterbe des großen Kaisers anzutreten. Damals habe sein Bruder ihn um sein gutes Recht betrogen, ihn hingehalten und endlich abgewiesen. Immer wieder von der fixen Idee beherrscht, durch Gottes oder des Teufels Hilfe mit einer vierten oder fünften Frau einen kräftigen Sohn zu zeugen, der verbrauchte Philipp, der von allen seinen Mätressen betrogen werde mit seinen Ministern und Beichtvätern. Damals sei der Bastard also nicht Infant geworden. Heute aber werde ihm der Herr Bruder nicht wieder Nein sagen dürfen. Der Sieger von Lepanto, der Retter der Christenheit, werde seine Bedingungen stellen oder sich mit Gewalt zum Infanten von Spanien machen. Oder Tunis erobern und den Titel eines Königs von Karthago annehmen. Oder Morea einstecken und das Königreich Griechenland wieder herstellen. Oder die verkommene französische Dynastie stürzen und die neue Dynastie Juan einleiten. Oder die Niederlande, die aufständischen, unterwerfen, mit der Flotte von Antwerpen über den Kanal segeln, Maria Stuart befreien und mit der begehrenswerten Frau nebenbei die Herrschaft über England und Schottland an sich reißen. Oder auch ... Wer weiß? Wenn die widerwärtige Elisabeth die schöne Maria vorher beiseite geschafft hätte ... Eine tote schöne Frau sei

keinen Schwertstreich wert. Dann verführte man eben die alte Elisabeth und wurde so der König von England. London sei mit einer ekligen Brautnacht nicht zu teuer erkauft. Das habe Don Juan am Hofe seines Herrn Bruders gelernt. Und daß man sich für eine kalte Nacht durch tausendundein heiße Nächte entschädigen könne. Und weiter und weiter rückte Don Juan seine Throne: nach Deutschland, nach Polen, nach Ungarn; nicht wie in einem Spiele seiner Einbildungskraft, nein, wie einen Lebensplan, den auszuführen nur von seinem Willen abhing, vom Willen des Jünglings, der der wahre Erbe des großen Kaisers war.

Wieder goß Don Juan einen vollen Becher des schweren Weins hinunter. Zuerst das Nächste, seinen Sieg! Er ließ dem Leutnant sagen, die „Capitana" fahre zu langsam. Alle Segel aufsetzen, auch das letzte und kleinste, jede Mütze voll Wind einfangen! Nur vorwärts, vorwärts! Der Leutnant erschien auf dem Oberdeck, um seine Navigation zu rechtfertigen. Das Admiralschiff dürfe nach der Regel der Seekriegskunst nicht allein auf dem Schauplatze der Schlacht eintreffen. Es sei das schnellste Schiff der spanischen Flotte, trotz seiner Größe, müsse also seinen Lauf absichtlich verzögern, damit die Galeeren und Caravellen gleichen Schritt halten könnten. Nur die Proviantschiffe dürften zurückbleiben.

Don Juan warf dem Leutnant den leeren Becher an den Kopf. Der erprobte Offizier schien an solche Ausbrüche des Generalissimus gewöhnt zu sein; nur einen kurzen Blick warf er nach dem Prinzen von Helsingör: ob der vielleicht als ein Zeuge der Beleidigung zur Verantwortung zu ziehen wäre. Dann verbeugte er sich zum Zeichen des Gehorsams und ging.

„Da haben Sie es gehört, Prinz; auf dem Wege zum Throne stolpert der Held über solche Schulmeister und ihre kleinen Bedenken, die sie bald aus der sogenannten Moral holen, bald aus den Regeln der hergebrachten Kriegskunst. Und der Kerl hätte die Frechheit nicht gehabt, wenn ich

nicht der Bastard wäre, wenn ich der Infant selber wäre. Don Carlos war ein Vieh, doch dem hätte der Kerl nicht widersprochen. Ich werde ihm den goldenen Becher schenken und damit gut. Aber sagen Sie mal, lieber Prinz, Sie scheinen mehr zu denken, als zu sprechen ... Wie denken Sie über das Erbrecht der Könige? Habe ich kein Anrecht auf die Krone von Spanien? Ein Spion sind Sie nicht."

„Euer Gnaden haben mich noch gar nicht zu Worte kommen lassen. Euer Gnaden belieben zu vergessen, daß ihre gestrigen Mitteilungen mich ein wenig aus dem Gleichgewicht gebracht haben. Gestern war ich noch ein Kronprinz, der eine Meinung haben durfte über Königtum und Erbrecht; heute ist mein königlicher Vater tot, vielleicht ermordet, und ich ein flüchtiger Bettler im Dienste von Euer Gnaden. Ich glaube, ich habe über Nacht alle meine frühere Munterkeit verloren; ich kann nicht einmal mehr zur Kurzweil von Euer Gnaden beitragen, es wäre denn als ein trauriger Hofnarr."

„Unsinn. Sie gefallen mir und ich werde Sie schon wieder auf Ihr Thrönchen setzen. Wie gesagt: wir passen zueinander, der Bastard, den der Zufall der kirchlichen Einsegnung eines Brautbettes um sein Erbrecht betrogen hat, und der kirchlich eingesegnete Sprößling eines erlauchten Hauses, den ein kirchlich nicht eingesegneter Mord die Stufen zum Throne hinuntergeworfen hat. Ich will Ihnen meine Vorstellung von meinem Rechte anvertrauen. Ich bin von Gottes Gnaden Infant und dann, hoffentlich bald, König von Spanien. Wohlgemerkt: von Gottes Gnaden. Denn der Gott, an den ich glaube, wenn die Inquisition nicht horcht, ist das All oder die Natur. Oder das Blut. Die Kirche und die Staatsräson, die die eingesegneten Ehen besorgen, zeugen nur elende Krüppel, wie Don Carlos einer war. Im freien Brautbett werden starke Bastarde erzeugt, wie ich einer bin, Helden, geborene Könige. Übrigens gibt es keine Sicherheit dafür, daß einer der Sohn des Menschen ist,

der sein Vater heißt. Pater semper incertus, das gilt auch für königliche Häuser. Ich werde ein neues Gesetz erlassen und das Mutterrecht verkünden. An die Mutter kann man sich halten, die ist gewiß. Ob ehelich, ob unehelich. Der Sohn meiner Mutter bin ich doch und mit Barbara hat mich der große Kaiser gezeugt. Sie lebe hoch!" Er trank den Becher des Prinzen leer.

„Ich komme nach, sobald ich wieder einen eigenen Becher habe und zum Trinken aufgelegt bin. Doch Euer Gnaden belieben zu übersehen, daß das Mutterrecht kein Thronerbe verleiht, wenn der Vater immer unsicher ist."

Don Juan lachte auf, mit blitzenden Augen. „Wenn auch der große Kaiser ein Hahnrei war, wenn nur irgendein strammer Niederländer mich in die Welt gesetzt hat, dann um so besser, beim Teufel. Dann war dieser Niederländer stärker als der große Kaiser, und mir gebührt ein noch größeres Reich, von Gottes Gnaden. Die Welt gehört den Bastarden und ihren unbekannten Vätern."

„Euer Gnaden erweisen mir die Ehre ihres vollen Vertrauens; das will ich verdienen, indem ich es erwidere. Ich habe bis gestern wirklich mitunter nachgedacht, auch über das Erbrecht. Das entschied seit langer Zeit nicht nur über den Besitz der Königsthrone, sondern auch über den Besitz von Grafschaften, Bauerngütern und vollen Kasten. Der Erbe durfte befehlen, durfte sich schöne Kleider, schöne Weiber und schöne Wissenschaften anschaffen nach Herzenslust, der Nichterbe mußte arbeiten und schwitzen. Seit dem großen Bauernaufstand scheint mir nun ein anderes Gesetz in der Luft zu liegen; man will jedes Erbrecht abschaffen. Wenn der Inhaber eines Throns oder eines Bauernguts oder eines vollen Kastens gestorben ist, so soll fortan um den Besitz einfach gerauft werden. Die Söhne des toten Königs oder Grafen sollen nur dann erben, wenn sie von Gottes oder des Zufalls Gnaden ausnahmsweise einmal die stärkeren sind. Sonst sollen sie zurück in den Dreck,

aus dem wir alle gekommen sind. Man will ja jetzt alle Wissenschaft auf den Versuch stellen, Naturlehre und Staatslehre; man will durch den Versuch herausbringen, ob man durch Versuche nicht kürbisgroße Weizenkörner und kluge, gute Menschen züchten könnte. Da wäre es doch auch an der Zeit, das erbliche Eigentum aufzuheben und das Recht des Stärkeren wieder einzuführen, wie es zwischen Kain und Abel bestand."

Es war nicht ganz deutlich, ob der Prinz im Ernste oder im Scherze geredet hatte; aber Don Juan fuhr auf: „Das dulde ich nicht! Eher zeige ich Sie an, der Inquisition nämlich. Was fällt Ihnen ein! Alle anderen Rechte mögen Sie beschneiden oder abschaffen, in Fetzen reißen oder sauer einmachen. Nur an das heilige Recht der Bastarde rühren Sie mir nicht, bei meinem Zorn! Ich bin ein Bastard und mein Recht ist mir heilig!"

In diesem Augenblicke eilte der Leutnant auf den Oberbau zu und rief schon von weitem: „Die Flotten sind in Sicht, die Türken sind geschlagen."

Don Juan fluchte höchst unchristlich. „Die Pest hole den Doria oder den Veniero oder wer immer vor meiner Ankunft den Befehl zum Angriff gegeben hat! Aber was schwatzt man da von einem Siege? Ich kann noch gar nichts unterscheiden."

Inzwischen war der Leutnant die kurze Leiter hinaufgesprungen, ebenso schnell einer der Scharfschützen, ein Schweizer, der um seiner Sehkraft willen berühmt war; hinter ihnen einige Offiziere und, in der herrschenden Unordnung, auch der Manchaner und Sir John, die sich neben dem Prinzen aufstellten, bis auf die Zähne bewaffnet. Don Juan ließ sich die Angaben des Schweizers übersetzen. Man war eben an einer kleinen Insel vorübergekommen, die den Ausblick gesperrt hatte; jetzt lag der ganze Meerbusen bis an den Hafen von Lepanto offen da; der Schweizer behauptete und der Leutnant glaubte es bestätigen zu können, daß in der Ferne die türkische Flotte dem Hafen zustrebte, heftig verfolgt, daß

die Venezianer, die Genueser und Spanier offenbar die Seeschlacht gewonnen hätten. Von den Ungläubigen war in der Nähe nur eine Galeere und eine Gruppe von vier kleineren Fahrzeugen zu entdecken, die nach Bauart und Flagge zu den Korsarenschiffen des furchtbaren Renegaten Ulütsch-Ali gehörten; sie wurden gegen Südost gesichtet und schienen an der Bucht von Patras vorüber dem offenen Meere zuzustreben. Gegen den Wind, mit aller Kraft der Ruder. Und jetzt wollte der Schweizer auch erkannt haben, daß ein Zweidecker, der sich im Schlepptau des türkischen Flaggschiffs befand, zu der Flotte der Malteserritter gehörte.

Mit Tränen der Wut, heiser vor Erregung ließ Don Juan das himmelblaue Banner der Liga hissen, gab den Befehl, alles zum Angriff vorzubereiten und ihm den Kommandostab und den goldenen Helm zu bringen; gleichzeitig wurde, auf einen Wink des Leutnants, der erste Schuß aus dem groben Geschütz gelöst; gegen die Korsarenschiffe, aber zugleich als ein Zeichen für die christlichen Führer, daß die „Capitana" erschienen und in Gefahr wäre.

Don Juan, der mehr Mut als Umsicht verriet, hatte sofort die alleinige Leitung seines Schiffs in die Hand genommen. Wie gut, daß er den Rat seines Leutnants nicht befolgt hatte! Hätte er nachgegeben und die Schnelligkeit seines eigenen Schiffes nach seinen langsamen Galeeren geregelt, so wäre er zu spät eingetroffen, und Ulütsch-Ali wäre mit seiner Beute entkommen. Nun war er da und konnte den Hauptschlag tun. Konnte den Korsaren, den Schrecken der Christenheit, gefangennehmen und Viktoria schießen lassen. In wenigen Minuten — der Leutnant habe doch die Tabellen und all den Kram im Kopfe? —, in einer kleinen Stunde also werde man entern können, handgemein werden, herrlich, die „Capitana" gegen sechs Galeeren. Unter dem Feldgeschrei: Bastard und heilige Jungfrau! Jeder auf seinen Posten.

Und die „Capitana" segelte nach Süden, um den Korsarenschiffen den Weg nach dem Meere abzuschneiden. Die „Capitana" ganz allein. Schon konnte aber der Schweizer auf eine kurze Frage des Leutnants melden, daß zehn Galeeren, offenbar von der Flotte des Doria, gedreht hatten und in höchster Eile zu Hilfe zu kommen suchten.

Indessen hatten die drei Gesellen ihren Platz bei den übrigen Soldaten eingenommen, auf dem zweiten Deck zwischen den Ruderbänken, wie es Vorschrift war. Der Prinz von Helsingör hatte gezögert, weil er dem Generalissimus Don Juan noch eine Antwort auf die letzte Frage schuldig war; da aber Don Juan sichtbarlich keine Zeit für ihn hatte, der Prinz jedoch den ordentlichen Abschluß eines Gespräches liebte, ging er zuletzt mit den Gefährten und wandte sich mit seiner Antwort an den Manchaner, der seinerseits mit seinen Gedanken schon im Handgemenge war. Er schliff seinen Degen und schien halblaut, und nicht ohne Kopfschütteln, das neue Feldgeschrei einzuüben: Bastard und heilige Jungfrau. Einerlei, wenn's nur bald zum Dreinhauen kam. Sir John ließ seine Augen zu gleicher Frist über das Deck wandern, als ob er eine sichere Verschanzung gesucht hätte. Die übrigen Soldaten ordneten zu ihren Füßen die eben gefaßte Munition für ihre Büchsen und tranken dazu, was Don Juan an Wein verteilen ließ. Der Schiffspater ging umher und bot die Absolution an.

Der Prinz jedoch stand unbewegt neben dem Manchaner und sprach solchergestalt: „Diese Seeschlacht kann, wenn sie wirklich bereits entschieden sein sollte, von großer Bedeutung werden für die Herrschaft im Mittelländischen Meere, was man dann auch die Weltherrschaft nennen kann. Und es ist eine Schmach und mein Gram dazu, daß der Oberbefehl über die große Christenflotte nicht dem tüchtigsten Seemanne zugefallen ist, sondern einem unerfahrenen Jüngling, der vom Zufall der Geburt auserkoren worden ist. Die Frage der ehelichen oder un-

ehelichen Geburt ist ganz unwesentlich. König Philipp war nur bestrebt, die Ehre des Sieges einem Mitglied seines Hauses zuzuwenden, einem Vollblut oder einem Bastard, einerlei. Aber diese Ehre war nur eine unbedeutende Ziffer in seiner Rechnung; die Hauptsache war ihm die politische Frucht des Sieges. Sehen Sie, mein lieber Ritter von der Mancha, diese ganze christliche Liga ist eine recht gemischte Gesellschaft. Man hat einen Vertrag abgeschlossen, für die Ewigkeit sogar, und keiner meint es ehrlich, nicht einmal für die nächsten vierzehn Tage. Am ehrlichsten vielleicht noch der Papst, weil eine weitere Ausbreitung des Islam der Herrschaft des römischen Bischofs im Abendlande ein Ende machen könnte; darum hat der Papst nicht nur seinen Segen, sondern auch Geld hergegeben. Dem Könige von Spanien jedoch liegt einzig und allein daran, daß der Sultan verhindert werde, dem Könige von Frankreich ein mächtiger Bundesgenosse zu werden. Die schöne und reiche Venezia hat das Schwert nur für ihren Handel gezogen und wird von der Liga abfallen an dem Tage, an welchem der Sultan ihr die Handelswege nach der Levante durch einen Vertrag sicherstellt; die Venezianer wissen nicht, was Waffenehre ist. Die prächtige Genova wiederum will überall dabei sein, wo sie das Geschäft der Nebenbuhlerin Venezia stören oder an sich bringen kann; kein Genuese vergießt sein Blut für Worte, die nicht gemünzt werden können, für Ehre, für Religion, für das Heil der Seele. Und die Malteser vollends kämpfen nur um ihr Hab und Gut, weil sie zugleich Ritter und Geistliche sind."

Der Leutnant erschien plötzlich unter den Soldaten, um sich von der Ausführung seiner Anordnungen zu überzeugen: ob die ausgewählte Schar, die zum Entern befehligt war, die Beile und Draggen bei der Hand und die kurzen Dolche im Gürtel hätte. Der Manchaner bat um den Vorzug, dabei sein zu dürfen. Bewilligt. Es stehe nicht schlecht; die Dummheit des Bastards, mit

seinem Zweidecker allein vorauszufliegen, werde wettgemacht durch die Dummheit des Korsaren, der seinen vier Brigantinen voraussegelte, den Einzelkampf offenbar aufnehmen wollte und eben das Schlepptau gekappt hatte, um los von seiner Beute, dem Malteserschiffe, nur schneller vorwärts zu kommen. Es lebe die Dummheit des Feindes! Zum Teufel mit der Dummheit des eigenen Vorgesetzten!

Der Manchaner nahm seinen neuen Posten hinter den Enterhaken ein; der Prinz von Helsingör folgte ihm und redete weiter:

„Ich weiß wirklich nicht, weshalb ich den Degen eher gegen als für den Türken ziehen sollte. Ich will ja nichts. Wer nichts will, der ist unfähig zum Handeln; wie Buridans Esel. Ich bin Buridans Esel. Mein Fehler ist, daß ich die Kirche nicht genug hasse. Die einzige Macht, die heute etwas Großes will, ist die Kirche, und darum habe ich Achtung vor ihr, wider meinen Willen. Ich fürchte, mein Wille ist krank. Nicht einmal Rache für meinen Vater kann ich so recht wollen, weil ich nicht weiß, ob der Ermordete mein richtiger Vater ist, oder der Mörder. Ich tu mir sehr leid. Nehmen Sie dagegen die Kirche, lieber Ritter, die will, ohne zu denken, ohne zu prüfen, ohne Gewissen, die glückliche. Überall die gleiche Aufgabe: die Reformation im Blute zu ersticken, durch Politik oder durch Mord. Sie zettelt Religionskriege und Morde an in Spanien und Deutschland, in Frankreich und in England, in Italien und in den Niederlanden. Mörder werden gedungen, gesetzlich oder ungesetzlich, gegen Egmont wie gegen Don Carlos, gegen Elisabeth von England wie gegen Heinrich von Frankreich, gegen Oranien, morgen vielleicht gegen Don Juan. Meisterschaft. Diese Seeschlacht von Lepanto ist einer der Meisterzüge auf dem großen Schachzabel. Und sehen Sie, lieber Ritter, da hätte für die Leitung dieser Schlacht ein Admiral gewählt werden müssen, der ein blinder Vollstrecker ist des großen Willens der Kirche. Wir aber

haben einen Prinzen von Geblüt, ehelich oder unehelich. Was ist ein Prinz? Ein Mensch mit einem kleinen Willen. Der irgendein Schmuckstück für sich selber will. Einen goldenen Helm oder einen Ehrensäbel. Ein seltenes Frauenzimmer für die Nacht nach dem Siege oder ein Denkmal auf einem öffentlichen Platze, immer einen Rausch. Gewissenlos ist so ein Prinz wie die Kirche, aber er will nichts, was wert ist, einen Finger darum zu rühren. Don Juan ist ein frischer, gesunder Junge; aber er ist auch nur so ein Prinz, wie das kranke Scheusal Carlos einer war. Das ist der Fluch der Völker, daß die Entscheidung ihrer Schicksale immer wieder in die Hand von Prinzen gelegt wird. Und die Kirche kann nicht früher besiegt werden, als bis die Völker gelernt haben, den Mißbrauch abzuschaffen, der die Prinzen an ihre Spitze stellt. Freilich scheinen die Prinzen nötig, weil sie den Puppenzustand darstellen, aus dem sich nachher Könige entwickeln; es fragt sich nur, ob Könige nötig sind. Was ist also ein Prinz? Der Unsinn im Leben der Völker. Wenn aber überhaupt kein Sinn ist im Leben des einzelnen wie der Völker, wie nach meiner Erfahrung wirklich kein Sinn darin ist, dann hat ein Prinz die gleiche Berechtigung wie ein Säufer oder ein Tänzer oder wie irgendein anderer Schmarotzer."

Die beiden feindlichen Schiffe, die „Capitana" des Don Juan und die Galeere des Korsaren Ülütsch-Ali, waren einander näher und näher gekommen und schon konnte ein gewöhnliches Auge jeden Mann und jedes Gerät hüben und drüben unterscheiden. Nach wenigen Minuten konnte man Bord an Bord gelangen, bei geschickter Führung, und der Nahkampf konnte beginnen. Bei den Türken schien das Deck von Verteidigern entblößt; die spanischen Scharfschützen schossen hinüber und töteten einige der Rudersklaven. Wieder eilte der Leutnant herbei und ließ die vorherbestimmten Leute Draggen und Enterhaken zur Hand nehmen. Er blickte mißtrauisch nach der Galeere.

„Es gefällt mir nicht, daß keine Janitscharen zugegen sind. Sie haben sonst immer welche an Bord. Auch die Bewegung der Brigantinen dahinten ist mir verdächtig. Sie bleiben wohl zurück, aber wie auf Verabredung. In die Hölle mit dem Korsaren und mit Don Juan."

Der Manchaner maß die Entfernung zwischen beiden Schiffen ungeduldig mit den Augen; schon waren seine Sehnen zum Sprunge gestrafft! Der Prinz von Helsingör konnte sich's nicht verhehlen, daß niemand ihm zuhörte. Er wollte für sich selber weitersprechen, doch seine Aufmerksamkeit war bereits bei dem Angriffe, der unmittelbar bevorstand. Nur noch zweihundert Ellen. Nur noch hundert. Dann kam es Schlag auf Schlag.

Ein lauter Befehl des Leutnants und ein Pfiffsignal. Dann ein Krachen von Balken und Bordwänden, die aneinander stießen. Die Draggen und Enterhaken wurden übergeworfen und mit Tauen festgemacht. Polternd stürzte die Entermannschaft hinüber, der Manchaner als der erste; für ihn hatte ein verwegener Satz genügt, andere stürzten und mußten sich kletternd auf das Verdeck des Feindes emporarbeiten.

Im Augenblicke des Zusammenstoßes waren dort plötzlich über hundert Janitscharen aufgetaucht, wie durch Zauberei; eine Kriegslist. Sie begannen sofort nach der „Capitana" zu schießen, während sich ein Teil von ihnen der Entermannschaft mit langen Piken entgegenstemmte. Diese drang dennoch vor, der Manchaner immer vorneweg. „Der Bastard und die heilige Jungfrau!" Als Antwort der türkische Kriegsruf, den die Christen als ein Geheul empfanden: „Gott allein ist Gott!"

„Eine Mausefalle," sagte der Prinz traurig vor sich hin.

Der Leutnant beobachtete aufmerksam unter Flüchen die Bewegung der Brigantinen. Don Juan war auf einmal da, den goldenen Helm auf dem Kopfe, den Admiralstab in der Linken, den vom Papste selbst gesegneten Säbel gezückt in seiner Rechten. An der Spitze

seiner gesamten Mannschaft wollte er hinter der Schar der Enterer vorbrechen und den Korsaren mit eigener Hand gefangennehmen. Da schrie der Leutnant dazwischen:

„Verdammt! Auf den Brigantinen rudern sie wie vom Teufel besessen. Sie wollen uns umzingeln. Beile her! Alle Taue kappen! Los von dem Korsarenschiff!" Und Befehle und Signale, die Segel zur Wendung und zur schnellsten Flucht nach Norden einzustellen.

Don Juan stand verblüfft. Der erste, der mit einem kleinen scharfen Handbeil eins der Taue durchhieb, war Sir John; andere Soldaten taten es ihm nach, und langsam löste sich die „Capitana" von der Galeere des Ulitsch-Ali.

Unschlüssig, willenlos stand der Prinz von Helsingör immer noch an der Stelle der Bordwand, wo jetzt die gekappten Taue der Draggen und Haken überglitten. Ihm fiel nicht mehr ein, wo er hingehörte. Da wieder die Rufe: „Gott allein ist Gott!" und „Bastard und heilige Jungfrau!" Und eine wilde Schießerei begann, aus Büchsen und kleinen Pistolen. Der Prinz sah noch, wie der linke Arm des Manchaners, den er beim Ausstoßen des Feldgeschreis emporgereckt hatte, hinunterfiel, die Hand sich blutig färbte, der Ritter rasch die zerschmetterte Linke mit einer Schärpe umwand und mit dem Degen in der Rechten weiter vorstieß, während seine Gefährten von der Entermannschaft hinsanken, einer nach dem anderen. Freudig leuchtete es in den Augen des Prinzen auf, er war wie verwandelt. „Ich hab's!" rief er mit gellender Stimme, setzte den rechten Fuß auf die Bordwand und wagte den Todessprung. Zu kurz. Nur mit den Händen konnte er den Bord des Korsarenschiffes und einen der Enterhaken ergreifen; während er versuchte hinaufzuklimmen und sich auf die feindliche Galeere zu schwingen, sprang ein Türke herbei, ein Renegat, begierig, dem tollkühnen Christen die Finger zu zerfleischen und ihn zu zwingen, sich in die See hinunterfallen zu lassen, zu den hungrigen Fischen.

„Ich hab's!" schrie der Prinz von Helsingör noch einmal, fröhlich, erlöst, als wäre ihm seine Todesnot nicht bewußt. Der Manchaner vernahm den Ruf des Freundes, blickte blitzschnell zurück und mahnte mit donnernder Stimme: „Herüber, zu mir, mit Dolch oder Zähnen! Das war wie ein Prinz gehandelt! Wir schaffen's, geliebter Prinz, mit Hilfe der Jungfrau!"

Der Renegat, der schon sein Messer angesetzt hatte, um die Hände des verspäteten Enterers sachgemäß zu bearbeiten, hörte nur das eine Wort: Prinz. Dieser Narr versprach also reiches Lösegeld, war zu gut für die Fische. Das Messer flog in das Meer, zwei Arme streckten sich hilfreich entgegen; der Prinz von Helsingör gelangte über Bord und wurde gefangengenommen.

Indessen war die „Capitana" vollends vom Korsarenschiff losgekommen; wohl war sie in Gefahr, von Ulütsch-Ali und seinen Brigantinen umfaßt und nun von den Feinden geentert zu werden, doch schon näherten sich von Nordost die überlegenen Galeeren der Genuesischen Flotte. Ulitsch-Ali mochte seine Lage rasch übersehen haben; drei kurze Signalpfiffe, und der Korsar mit seinen Beischiffen suchte sein Heil in der Flucht, aus dem Golf hinaus, nach Westen.

Don Juan strahlte von Übermut, unter seinem goldenen Helm ein junger Gott des Krieges, nun auch des Seekrieges. Er verzieh dem Leutnant die begangenen Fehler und umarmte Sir John, der durch sein entschlossenes Kappen aller Entertaue den Generalissimus, Spanien und die Welt gerettet hätte. Der König werde ihn zum Ritter schlagen; vorläufig sei er Quartiermeister des Generalissimus.

Drüben lag noch, ein Spiel der Wellen, das vom Korsaren erbeutete und wieder preisgegebene Malteserschiff. Die „Capitana" wurde herangerudert; eine rasche Untersuchung ergab, daß die gesamte Besatzung niedergemacht war, nur zwei Ritter waren noch am Leben, schwer verwundet. Die Leichen wurden ins Wasser ge-

worfen und das Malteserschiff in das Schlepptau der „Capitana" genommen. Jetzt erst fühlte sich Don Juan d'Austria ganz als Sieger. Er ließ endlich Viktoria schießen und in stolzer Fahrt ging es den vereinigten Flotten vor Lepanto entgegen. Lichtsignale wurden ausgetauscht. Der Generalissimus befahl den Admiralen von Rom, Venezia, Genova und Malta, die Verfolgung des Feindes einzustellen und sich zum Kriegsrat auf der „Capitana" einzufinden. Ein Mahl wurde gerüstet, und eine Stunde später saßen die Admirale und der päpstliche Legat um Don Juan auf dem kleinen Oberbau vor der Hütte des Generalissimus.

Die Beratung begann lärmend. Jeder der Admirale nahm die Ehre in Anspruch, den Sieg entschieden zu haben. Am heftigsten stritten Veniero und Doria; diese Eifersucht zwischen Venezia und Genova wurde von Don Juan geschickt benützt, sein eigenes Heldentum leuchten zu lassen. Zahlreiche Schiffe hätte er versenkt und zuletzt noch hundert Malteserritter dem Korsaren abgejagt. Es wurde so viel gelogen, daß man zuletzt alles glaubte. Niemand hätte den Verlauf der Seeschlacht beschreiben können. Zuletzt setzte der päpstliche Legat seine Meinung durch, sofort einen Bericht an den König von Spanien abzufassen, genau so, wie der König einen solchen Bericht wünschte. Der Legat war beinahe nüchtern und schrieb, während die Admirale, berauscht vom Triumph und vom Wein, auf ihn einredeten. Die christliche Tapferkeit aller Flotten wurde in der Depesche gerühmt, zumeist selbstverständlich der vorbildliche Mut und der Führerblick des Don Juan d'Austria; mit Maß. Das Hauptverdienst an der Gloria habe natürlich der König selbst, der den ganzen Feldzug so weislich vorbereitet hätte. Man lachte sehr viel. Über die Ausnutzung des Sieges konnte man sich nicht einigen. Tunis, Morea, Konstantinopel wurden genannt. Am Ende wird der König allein entscheiden, wie immer, und die Admirale hassen, denen der Erfolg zu danken war; am stärksten

seinen Halbbruder Don Juan, weil der dem Siege seinen Namen geliehen hätte.

Im nahen Hafen von Patras lag die schnellste Galeere bereit, dem Könige den Bericht und den Legaten dazu nach Spanien zu bringen. Eine Gallione wurde rasch bemannt, um den Legaten mit seinen Papieren nach Patras zu tragen. Während die Admirale schwerfällig das Schriftstück unterschrieben, wandte sich Don Juan, schön in seinem Rausche, an Sir John: „Du bist mein Quartiermeister. Du begibst dich auf der Gallione nach Patras und sorgst für eine behagliche Siegesnacht. Ich habe die Venezianerinnen satt wie die Venezianer. Du wählst für mich die vornehmste und schönste Griechin aus, eine rechte Ketzerin. Ich verlasse mich auf deinen Geschmack. Keine wird sich weigern. Sag nur, daß du für Don Juan d'Austria wirbst."

Der Generalissimus erbat und erhielt noch die Absolution des Legaten für seine Absicht, ein geliebtes Weib zu umarmen, das nicht katholisch war.

Während Don Juan, in einem neuen Rausche, von dieser Absolution Gebrauch machte, als künftiger König von Griechenland, saß der Prinz von Helsingör in einer kleinen Kabine des Korsarenschiffes am Lager des Manchaners, lange nach Mitternacht. Man hatte den Prinzen, weil man für ihn ein hohes Lösegeld erwartete, gut behandelt und ihm gestattet, den kranken Freund zu pflegen. Der hatte nach der Zerschmetterung seiner linken Hand noch mit wilder Tapferkeit weitergekämpft, bis andere Wunden ihn ohnmächtig hinstreckten. Jetzt lag er im Fieber und redete tolles Zeug. Im Dunkel der Nacht; alle Lichter waren gelöscht.

Er sei gar nicht selbst der Ritter von der Mancha, sondern nur dessen Vater. Sein Dichter, sein Macher, ein Richter, ein Lacher. Er werde mutterseelenallein die ganze türkische Flotte nehmen, ein Schiff nach dem anderen entern und alle Galeeren mit den Mastspitzen in den Seegrund spießen. Nicht umsonst habe er seinen

Mut und seine Kraft an Riesen und Ungeheuern geübt. So ging es eine Zeit.

Dann kam der Manchaner zu sich, tappte mit der rechten Hand nach dem Arm des Freundes und flüsterte:

„Bruder! Nicht wahr? Alle tapferen Männer sind Brüder. Doch was war das, vertraue mir's an, was du so beglückt ausriefest, als du den Sprung wagtest, zu mir, in ritterlicher Treue? Es klang wie: Ich hab's. Was hast du da erlebt?"

Der Prinz von Helsingör neigte sich ängstlich zum Freunde hinunter. Es war ihm lieb, daß es so finster war in dem engen Raume; er hätte sich vor dem Lichte geschämt. Auch er flüsterte.

„In dem Augenblick, da die Kugel dich traf und du verloren schienst, mein lieber Bruder, da mußte ich handeln, mußte ich den Sprung wagen. Verstehe das nur recht. Ich erlebte es als meine Erlösung, daß ich mußte. Denk nur, das Glück: mein Wille ist gar nicht krank. Ich gehöre nur mit zu dem ganzen Einen, zu der Natur, die überall nicht will, die überall nur muß. Der Wille ist ein Schein über der Tat, wie der Regenbogen ein Schein ist über den Wassertropfen. Denk nur, Bruder, ich bin so wenig krank, wie die anderen Wassertropfen krank sind. Das war meine Eingebung, meine Erlösung, da ich handeln mußte, von Schiff zu Schiff springen, um zu meinem Bruder zu kommen. Verstehst du mich auch? Es ist ein lustiges Wort: Freiheit des Willens. Wie: Gerechtigkeit und Güte Gottes. Das hängt alles zusammen. Das Sollen hat uns geknechtet; das Müssen wird uns befreien. Wie schön: leben und handeln zu müssen, wie ein Regentropfen fällt, wie eine Pflanze wächst, wie ein Tier nach Beute jagt. Kein Wild wird vorher gefragt, ob es lieber ein Löwe werden möchte oder eine Katze, lieber ein Eichbaum oder ein Gänseblümchen. Auch beim Geborenwerden ist ein Müssen da wie nachher bis zum Tode. Hast du meine frohe Botschaft vernommen, Bruder: was muß, geschieht."

Der Manchaner antwortete nicht gleich. Dann kam es leise wie ein Hauch von seinen Lippen: „Schon einmal hörte ich die Botschaft, auch damals von deiner Stimme, und ich kannte dich noch nicht. Du warst noch nicht. Wir sind ja nicht. Jeder von uns ein Schein wie ein Regenbogen. Schöpfung eines dichtenden Gottes. Gut genug, wenn einer das eigene Geschöpf des eigenen Dichters ist."

„Du hast es schon vorhin im Glanze des Fiebers verraten. Laß dir sagen, Bruder, auch ich bin nicht. Auch ich nur das eigene Geschöpf des eigenen Dichters. Darum sind wir ja Brüder, Brüder im Geiste. Und lebendig nur, wenn wir denken und handeln, wie wir müssen."

„Und lieben, weil wir müssen, ohne Überlegung. Darum erlöst und befreit auch die Liebe. Komm, geh, Bruder, wir wollen sogar den feigen Bruder Sir John lieben, der auch nicht wollte, was er wurde."

„Ophelia."

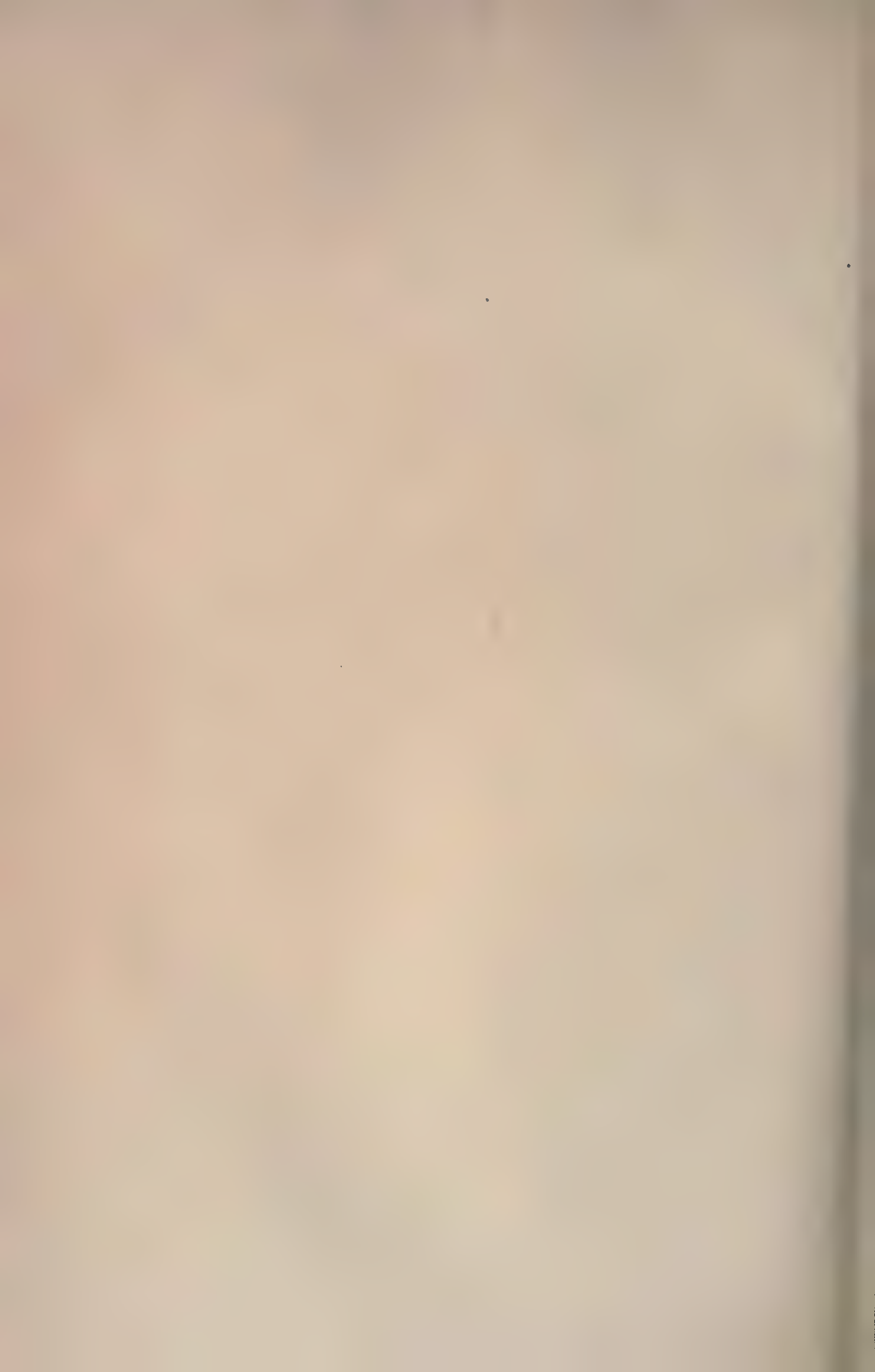
„Dulcinea."

Immer unhörbarer, immer unteilbarer wurde die Zwiesprach zwischen den beiden Brüdern im Geiste. Wie Elfenkichern schwebte es durch den engen dunkeln Raum.

„Er will sich zum König von Tunis machen, der Ärmste. Darum wurde das Tau gekappt. Wir müssen Rudersklaven in Tunis werden und sind frei geworden, weil wir mußten, weil wir nicht wollten."

Dilettantenspiegel

Travestie nach Horazens Ars poetica

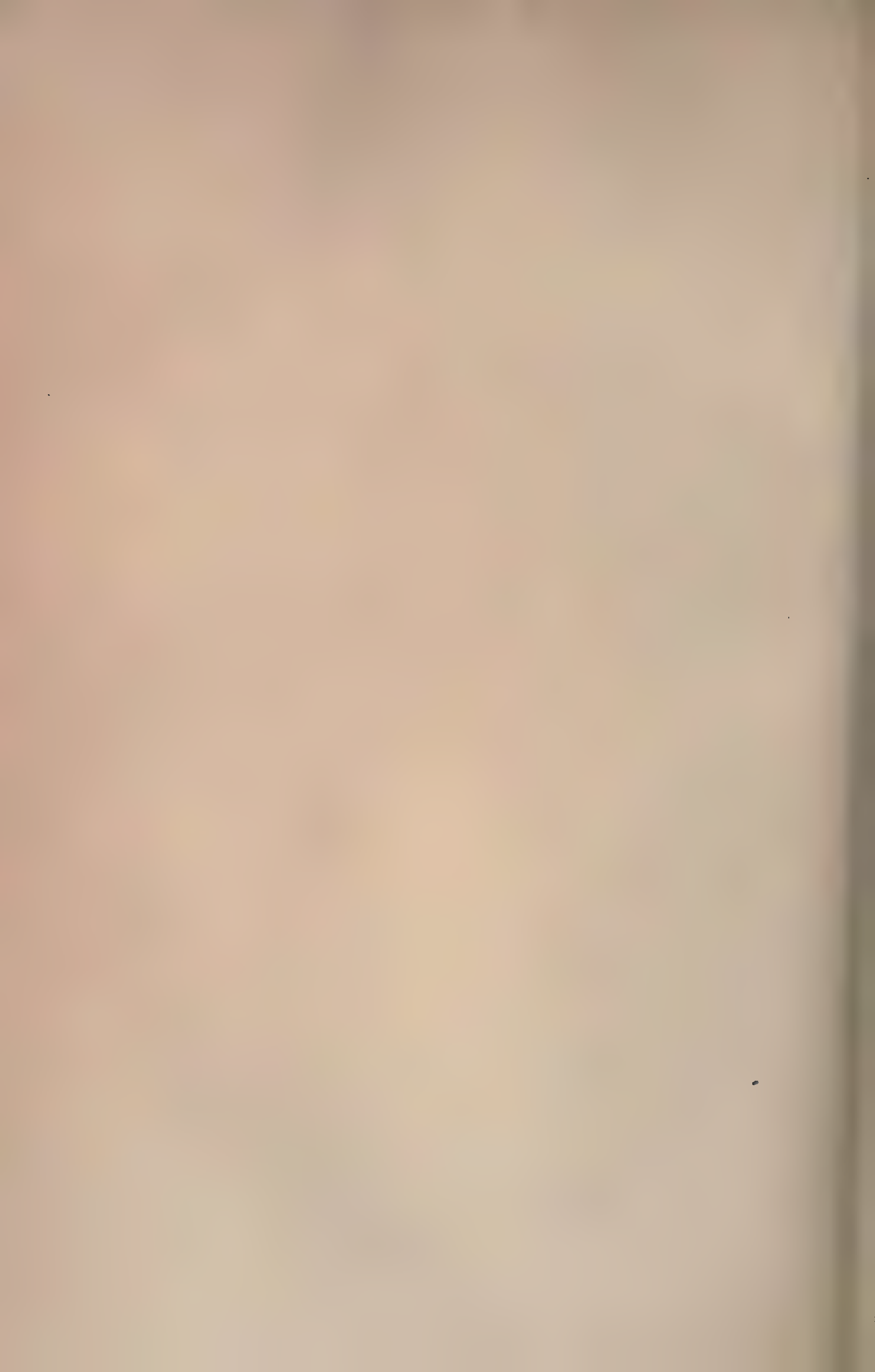


Paul Heyse gewidmet

Ich kann mir kein hübscher Vergnügen denken,
Als Bücher zu widmen und Blumen zu schenken.
Und wenn mir ein Weib auf dem Korso gefällt,
So frag' ich nicht lang, ob ich vorgestellt;
Ich werf' ihr ein Rosenbukett in den Wagen,
Das soll ihr laut: „Ich verehre dich!" sagen.
So werf' ich auch heute den trockenen Strauß
Durchs offene Fenster dem Dichter ins Haus.

Berlin, 18. Oktober 1883.

F. M.



Mein Fräulein, Sie möchten was verfassen,
Und schwören, Sie könnten das Dichten nicht
lassen.
Ja, wäre die Kraft so groß wie der Hang,
Es wär' ein hübscher, gesunder Drang.
Doch so ... Wenn einer den Kopf eines Weibes
Malte zum Rumpf eines Pferdeleibes,
Dran Flügel von allerlei Federvieh
Und Glieder ohne Anatomie,
Und diesem entsetzlichen Schöpfungsragout
Fügt' einen Schuppenschwanz hinzu,
Wir wüßten vor Lachen uns nicht zu halten —
Außer es wären Böcklins Gestalten,
Den die deutschesten Deutschen heute bewundern
Selbst in symbolischen Nixenflundern.

Mein fleißiges Fräulein, und jener Prudelei
Ist nah verwandt die Büchersudelei,
Wie sie dilettantische Geister treiben,
Sobald sie wüten und um sich schreiben.

„Oh, solch ein Maler- und Dichtergenie
Spottet ästhetischer Regeldetri.
Nur ein Wagnis kann zur Bewunderung zwingen,
Den Jüngsten Ruhm und Nachruhm bringen!"

Gewiß, mein Fräulein, nur muß es gelingen!
Doch sie machen sich nicht die geringsten Sorgen,
Weil sie reichliches Lob voneinander borgen.

Es wird ein jeglicher Dilettant
Als Genie von den übrigen anerkannt.
Und munter läßt er die Zeilen fließen,
Der Phantasie die Zügel schießen,
Durchgehn seinen hinkenden Pegasus,
Weiß nicht, daß auch dieser parieren muß,
Wenn der trunkene Dichter, des Gottes voll,
Nicht in den Graben purzeln soll;
Weiß nicht, daß der Künstler sich selbst nicht liebt,
Der sich nicht die strengsten Gesetze gibt.

Doch nie versteht Dilettantengemeinheit
Das hohe Gesetz von der geistigen Einheit.

Nicht nur die stümpernden Pinselputzer,
Leinenverderber und Wändebeschmutzer:
Auch die einst zur Schule getragen den Ranzen,
Verkennen oft gröblich das Streben zum Ganzen.
Der Berliner ist stark in Straßenbeschreibung,
Der Bayer in Stimmungsfarbenreibung,
Der Professor kennt Weg und Steg in Ägypten,
Sein Kollege fromme, modrige Krypten,
Der Älteste klebt nur mit altdeutschem Leime,
Der Jüngste notierte sich altdeutsche Reime.
Und jeder von ihnen, ein Sechstelpoet,
Bosselt in seiner Spezialität,
Bettelt mit seiner ewigen Leier
Wie ein Orgeldreher um Kupferdreier.
Der poetischen Fakultät Dentisten,
Kleinkrämer sind sie und Detaillisten.

Ich kannte 'nen Kerl, der dem Achenbach
Im Laufe der Jahre so allgemach —
Nachdem er dem klassischen römischen Leben
Tag und Nacht sich ruhlos ergeben
Mit stets erklecklicher Kehlanfeuchtung —
Die welsche Zypresse bei Abendbeleuchtung

Hat abgeguckt, will sagen: abgestohlen.
Die wird er nicht müde zu wiederholen.
So hat er jüngst einem Hamburger Geldmann,
Den die Frau erzieht zum gebildeten Weltmann,
Der eine Villa bewohnt an der Außenalster,
Dem die Zypresse der Bäume egalster,
Und der dafür noch mußte bezahlen,
Als er seine Villa in Öl ließ malen —
Dem hat er zur Alster Zypressen gespritzt,
Bei Abendbeleuchtung, drei, zugespitzt.

Was das Wesen der geistigen Einheit sei?
Ja, zweimal zwei ist niemals drei.
Das Einfache, leicht und bequem zu behalten,
Ist schwer zu beweisen, schwer zu gestalten.

Sie wollen Regeln, mein gnädiges Fräulein!
Ich lasse mich ungern auf diesen Greul ein.
Gar rasch gemerkt ist wohl eine Regel,
Doch schießt der Bravste mit ihr kopfkegel,
Und wen man sie unfrei üben gelehrt,
Der macht es aus Angst ganz sicher verkehrt.
Der Erich will knapp sein und fühlt zu spät,
Daß ihn der Zehnte nicht versteht.
Alles umfassen möchte Julian
Und schwillt wie Hochwasser im Frühjahr an.
(Zum bessern Verständnis teil' ich Ihnen mit:
Der Erich und der Julian heißen noch Schmidt.)

Die nichts alltäglich sagen wollen,
Die reden, wie man so sagt, geschwollen.
Und wem vor weiten Blicken bangt,
Über'n Dünger nicht hinausgelangt.
Wer den einen extremen Fehler flieht,
Sieht bald, daß ihn etwas beiseite zieht,
Und er tappt in den Nachbarfehler hinein.
Wohl führt zwischen beiden ein schmaler Rain,

Nur daß ihn der gute Pfuscher nicht sieht,
Nicht sieht, daß er auf dem Weg ins Holz ist
Und just auf seinen Buckel stolz ist,
Wie die schrecklichen Leute, die Virtuosen,
Auf gemalten Marmor, marmorne Rosen,
Auf Musik, welche malt, anstatt zu singen,
Und auf Verse, die wie Triller klingen.

Dem Gussowschüler gelingt die Warze,
Er trifft unterm Nagel sogar das Schwarze;
Und denkt es nicht im Kunstverständchen aus:
Fünf schwarze Nägel machen kein Händchen aus.

So sündhaft wäre kein Dilettant,
Wär' ihm das Maß seiner Kräfte bekannt.
Wer den Stoff nach seinem Wuchse sich
Gewählt hat und bescheidentlich,
Dem baut sich von selber das Ganze auf,
Ihm kommen Gedanken und Worte zuhauf.
Anmut der Sprache, Ordnung des Baus
Sind nur dem Stümper ein schreckender Graus.
Der Künstler sagt uns jederzeit,
Was eben nötig, läßt andres beiseit',
Und wollen die Witze nicht weichen und wanken,
Schreibt er sie nieder als „Tausend Gedanken".

Ein Zeug, wie der Grillen Gezirp und Gesumm,
Nennt „schöne Sprache" das Publikum.

Eine kleine Partei verficht die These,
Daß nur 'ne Académie française
Klar über deutschen Stil belehrt.

Ein Dichter, der sich selber ehrt,
Hält seine Muttersprache wert

Und schreibt sie andächtig genug
Ohne das akademische Wörterbuch.
Gern wird er den Herren Puristen genügen,
Wird alte Worte kostbar fügen,
Bis sie nagelneue Bedeutung gewonnen.
Doch hat ein Dichter was Großes ersonnen,
Zu berauschen die kahlsten und nüchternsten Köpfe,
Dann lacht er der wackern pedantischen Tröpfe,
Dann wird ein neues Wort gebraucht,
Frisch, wie's der Schädel ausgeraucht.
So haben es alle Berufnen getrieben,
Und hätte Goethe wie Gleim geschrieben,
Statt neuerungssüchtig nach seinem Belieben,
Wir wären bei Gleim auch stehen geblieben.

Wie des Waldlaubs Grünen und Verwehn
Ist des Menschenwortes Entstehn und Vergehn.
Auch Worte, wenn sie zu lange dauern,
Welken dahin, die Sprachen versauern.
Und wie vor brausenden Frühlingswinden
Die alten gelben Blätter verschwinden,
So erscheint ein junges, saftiges Wort
In jungfrischer Zeit, am richtigen Ort.

Die kräftigsten Helden mußten verderben,
Verbrauchte Worte nur wollen nicht sterben.
Gewaltige Wälle, Straßen und Türme
Zerfallen im Wechsel der Zeiten und Stürme,
Doch ungern lassen wir uns rauben
Vermoderten Unsinn und Aberglauben
In toten, einbalsamierten Wörtern,
Die das Strafgesetz verpönt zu erörtern.
Was sich entwickelt in unsern Gehirnen,
Was sich erbaut hat hinter den Stirnen,
Hohle Ideen aus vier Dimensionen,
Das alles will thronen durch Äonen.

Wenn so kranke Begriffe sich darauf steifen,
Daß man sie niemals konnte begreifen,
Daß trotzdem unsere Ururahnen
Schon zählten zu ihren Untertanen,
So möcht' ich den Worten zur Antwort geben:
Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben?
Laßt uns die toten Symbole begraben,
So werden Raum die lebendigen haben!

Und will ein vielgewählter Rektor,
Nicht unberühmt als Vivisektor,
Die Worte wie Mumien aufbewahren,
So mag er die Kraft des Wortes erfahren.
Doch sollte die neue Akademie
Nur Rat erteilen, Befehle nie,
Dann wäre die Sache vielleicht nicht übel;
Nur eins: man will, wie die kleinen Bübel,
Die Bücherschreiber und Poeten,
Der göttlichen Sprache wahre Propheten,
In die Nachbildungsschule treiben hinein.
Wer soll denn darinnen Lehrer sein?

Statt dieser cura posterior
Nehmen wir wieder das Thema vor.
Aus mancherlei Büchern, gründlich und so dick,
Lernen Sie Metrik und auch Prosodik.
Sie's selber zu lehren, wär' ich nicht schüchtern,
Doch ist mir das ganze Geschäft zu nüchtern.
Die abgestandenen Anekdoten
Von Homer und andern hilflosen Toten,
Die Kniffe der Römer und Attiker,
Die Witze ihrer Grammatiker,
Alle die philologischen Fetzen,
Mit denen wir gerne die Einsicht ersetzen,
Machen auf jedem Gymnasium
Gerade die klügeren Schüler dumm.

Dieweil nun leider bis zur Stunde
Das Schrifttum ruht auf solchem Grunde,
Drum müssen auch Sie, mein Kind ,den einfältigen
Und ungeschlachten Stoff bewältigen.
Es schafft nur als Meister Selbsterdachtes,
Wer als Geselle geübt Althergebrachtes;
Wer gar sein Handwerkszeug nicht kennt,
Mit Unrecht sich einen Dichter nennt.
Drum studieren Sie alles bis zum Erschlaffen
Und vergessen's hübsch, wenn Sie wirklich was schaffen;
Denn eigentlich hilft die ganze Geschichte
Nicht zu dem kleinsten deutschen Gedichte.
Die Hexa-, Penta- und die Tetrameter
Machen die Suppe nicht um 'nen Gran fetter.
Alkmanische Verse, die sapphische Ode
Sind ja nicht schön, nicht einmal in der Mode.
Die verzwickten Siegesgesänge des Pindar
Bieten uns nicht den geringsten Gewinn dar.
Wohl klang das alles auf Griechisch natürlich,
Es nachzuskandieren ist ungebührlich.
Was soll uns geliehener Schnedderengdang?
Das Deutsche hat seinen eigenen Klang,
Das Deutsche hat seinen eigenen Bau,
Und ist er auch frei und luftig und rauh,
Wir brauchen darum den Franzosen und Griechen
In ihr Marmorgemäuer nicht nachzukriechen.
Sonst fühlt man das Bücken in allen Gliedern
Und bringt's nicht zu frischen und herzhaften Liedern.
Und mag es auch Dubois-Reymond empören:
Wir fügen die Worte, wie wir sie hören,
Wie uns der Schnabel gewachsen steht,
Nicht wie's in fremden Syntaxen steht.
Natürlich, mein Fräulein, dies alles nur
Hübsch ohne teutonische Karikatur.
Wer ehrlich ist, muß nicht gleich grob sein,
Die verständliche Sprache nicht die des Mob sein.

Wo Natur und Kunst ineinander fließen,
Da kann die Blume der Dichtung sprießen.
Des edelsten Verses Goldgeschmeide
Paßt trefflich zum Heroenkleide;
Drum mag Iphigenie Wohllaut sprechen.
Und auch im Lustspiel ist's ja kein Gebrechen,
Trotz der Bierbankzwiesprach von Moser und Rosen,
Wenn Minna und Tellheim fehlerfrei kosen.
Und wieder die ersten Helden des Schiller
Wünschen wir gar nicht zahmer und stiller.
Das ist es ja, was den Stümper stempelt,
Daß er niemals gegen die Regel rempelt,
Gehorsam sich klammert an das Richtige,
Wenn der Meister blindlings trifft das Richtige.

Wem sein Papa ein derbes Sitzfleisch vererbt hat
Oder das zarte in früher Jugend gegerbt hat,
Kann leicht nach den Mustern der Neuen und Alten
Marktreif ein honettes Poem gestalten,
Wenn er Fleiß besitzt und ein wenig Verstand.
So denkt sich die Sache der Schnapsfabrikant.
Hat natürlich davon keinen Dunst,
Wie innig sich lieben Wahrheit und Kunst.

Wie Hedwig Niemann nicht wiehert und greint,
Damit man mit ihr lacht und weint,
Wie alle Worte, die guten und bösen,
Sich ihr im Meere der Anmut lösen;
So kennt auch, wer zum Poeten berufen,
Von der Hölle zum Himmel alle Stufen.
Wird fühlen in seiner eignen Brust
Des Ärmsten Marter, des Seligsten Lust,
Doch ruhig erzählen, als hätt' er vor Jahren
In fernen Landen das Schicksal erfahren.
Dann wird's dem guten Leser schon schwül!
Freilich, berichtet der Herr so kühl,
Als hätt' er die Sache nie durchgemacht,

Wird er angeschnarcht oder ausgelacht.
Doch wer alles erlebt und nichts erdichtet,
Hat auch für die Kunst nicht viel verrichtet.

Daß Kunst sich nicht soll von Wahrheit entfernen,
Daß sie vom Wirklichen stets darf lernen,
Wissen von selber die Modernen.
Sie beschreiben mit ihrem Pontifex Zola
Einen Kaktus lieber als eine Viola.

Oh, heilige Erde, du alte Mutter,
Was quälen sie dich um ihr bißchen Futter!
Nun tut gar Zola und sein Geleit,
Als wär' ihr Handwerk Frömmigkeit;
Wie denn in Ägypten vor manchen Jahren
Mistkäferlein selber Götter waren.
O arme, gute Göttin Natur,
Du bist deiner Prediger Kreatur;
Sie füllen, wie andere Pfaffen auch,
Mit den Opfern der Beter ihren Bauch.
Dein echter Priester ist nicht so natürlich;
Wohl spricht auch er nicht immer figürlich,
Wohl fühlt er lebendig mit seinen Gestalten
Der Liebe, des Hasses frohe Gewalten,
Wohl wird er in allen seinen Bildern
Sich selbst und seine Welt nur schildern,
Wohl wird er mit seinen Helden fühlen
Beim Schädelspalten und Herzaufwühlen,
Wohl wird er mit seinem Gesindel saufen
Und lachen und fluchen und singen und raufen —
Doch nicht seines Vaters Leiche verkaufen,
Wie die geizigen Naturtartüffler,
Die Lumpensammler und Unratschnüffler.

Daß ein Dichter nur zu schauen gibt,
Was er von Herzen gelebt und geliebt,

Daß er dennoch verschmäht, was die Kunst nicht kennt,
Das ist's, was ihn vom Gemeinen trennt.

Der Naturalist hat eins: Verstand;
Nicht immer besitzt ihn der Dilettant,
Und bekommt dem Leser darum weit schlimmer.
Er sieht von selbst nicht einen Schimmer,
Während des Zola Katzenaugen
Doch trefflich für das Duster taugen.
Der Pfuscher sieht durch fremde Pupillen,
Zum mindesten durch fremde Brillen.
Er gleicht dem guten, reichen Herrn:
Der kam nach Rom aus weiter Fern',
Und weil er an Urteil ein wahres Kind war
Und leider auf beiden Augen blind war,
Ließ er Paläste und Museen
Von seinem Diener sich besehn.
So ist auch der vermögliche Dilettant
Im Genießen und Schaffen ein Mogelant.
Er tut, als hätt' er selbst was erdacht,
Und läßt doch die Leute, Gott sei's geklagt,
So handeln und reden, wie's hergebracht.
Die nämlichen Masken, die nämlichen Zeichen!
Was Wunder, daß sie einander gleichen!
Der Diener ehrlich, schwatzhaft, grau,
Der Held empfindsam wie eine Frau,
Doch stark wie eine wilde Sau.
Der Greis aus Holz von Eichenstamme,
Der Jüngling erhitzt von lodernder Flamme,
Würdig die Mutter, gefällig die Amme;
Dumm der Bauer, schlau der Jud',
Der Offizier voll Tigermut,
Der König edel, hilfreich, gut;
Der frivole Franzose schick und witzig,
Der Welsche mit dem Dolch zu hitzig,
Der englishman mit ewigem Spleen,
Der allweil fidele Kerl aus Wien:

Das ist zu unsrer alten Qual
Ihr ganzes Bühnenpersonal.
Im Puppentheater die Helden am Draht
Sind ebenso hölzern und doch nicht so fad.

'S ist leichter, Puppen handeln zu lassen,
Als einen Charakter kräftig zu fassen.
Drum mag sich an die Historie halten,
Wer selbst nichts Lebendiges kann gestalten.
Da stehen die Götter und Männer und Frauen
Zum Gebrauche bereit wie aus Marmor gehauen.
Weltgeschichte! Das ist ein Dichter!
Sie gießt in Formen das Menschengelichter!
Mischt, ein emsiger Farbenreiber,
Die Töne für alle Tragödienschreiber!
Und gar die Sage, das alte Genie,
Bezwingt das Schwerste und irret nie.
Nero, der blutige Komödiant,
Dem lebendige Fackeln das Hirn verbrannt —,
Siegfried, für selbstlose Wundertaten
Von der eigenen Sippe schnöde verraten —,
Der Tell, der des Landes Freiheit rettet,
Weil man den Knaben an sie gekettet —,
Oder die beiden, Don Juan, Faust,
Die so wild des Herrgotts Garten zerzaust:
Nie wird ein Mensch für sich allein
Der Schöpfer solcher Riesen sein.
Er brütet die Zeit seines kurzen Lebens
Auf solchen Greifeneiern vergebens.
Jahrhunderte geben Form und Gewandung,
Wie in ruhlosem Rauschen die Flutenbrandung
Den Feldstein langsam zum Eirund schleift,
Wie eben Natur ihre Werke reift.

Nicht jedermann darf sich getrauen
Eine freie Handlung aufzubauen,
In welcher kein einziger Charakter

Sich selber preisgibt wie ein Kalfakter,
In welcher der Intrigant und der Held
Bis zum Ende die eigene Nase behält.
Da kommt die Geschichte von Giesebrecht
Für deutsche Dramen eben recht.

Man muß vom Hause der Hohenstaufen
Sich etliche Kaiser und Prinzen kaufen,
Man plätschert in dulci jubilo
Im Blute von Lützen und Waterloo
Und wird für einen glänzenden Orden
Auch bei Sedan Franzosen morden.

Des Jambendichters höchste Lust
Ist immer: mit stolzgeblähter Brust
Aus der Welthistorie großem Ganzen
Kleine Figurenteller zu stanzen.
Und litte mein Sohn am Schreibegebrechen,
Ich müßte zu ihm wie zu Ihnen sprechen:
Völkergeschichte ist edles Gemeingut,
Du wandelst sie erst in dein Fleisch und dein Blut,
Schenkst du den Geschöpfen — Gott tat's auch —
Von deinem Atem einen Hauch.
Wer sie nicht selber neu belebt,
Wer immer nur schnitzelt, immer nur klebt,
Mag die Weltgeschichte mit vollem Behagen
In hundert Theaterstücke schlagen:
Er schneidet doch nie aus ganzem Holz,
Vertraut auf des Lesers Bildungsstolz,
Auf historische Noten zu guter Letzt,
Wie ein Schüler den Horaz übersetzt.

Die Bühnenmuse ist höchst ungeduldig;
Ein Wort zuviel war oft am Durchfall schuldig.
Wenn die Türen und Stühle noch klappern,
Wenn die Logendamen noch plappern,

Stehn wir schon gern inmitten der Handlung
Und erwarten erregt die erste Verwandlung.

Theaterbesucher sind lauter Empörer.
Der Epiker hat bescheid'nere Hörer,
Nimmt ungestraft den Mund weit voller;
Nur nicht zu viel versprechen soll er.
Wer gleich mit „Sing', unsterbliche Seele
Der sündigen Menschen Erlösung“ beginnt,
Dem stockt der natürliche Ton in der Kehle,
Bevor er sein Liedchen zu Ende spinnt.
Wer sein Maul zu stark auseinander reißt,
Bringt ein Mäuschen zur Welt, nachdem Berge gekreist.
Der wahre Erzähler, dem nichts mißrät,
Das ist des Märchens Majestät.
Schlicht hebt es an: „Es war einmal“ ...
Dann folgen Wunder ohne Zahl:
Aschenbrödel mit goldnen Pantöffelchen,
Zwerg Nase und die silbernen Löffelchen,
Rotkäppchen, Blaubart, Rübezahl —
Das glauben wir, denn „es war einmal“.
Das ist hübsch erzählt; und es will nicht viel sagen,
Widerspricht es der „Technik“ von Spielhagen.
Denn Künstlermethoden und fertige Kleider
Passen oft nur dem eigenen Schneider.

Auch muß man der epischen Breite nicht huldigen,
Wie's in der Schule die Lehrer entschuldigen.
Man beginne die Tage der Schlacht von Leipzig
Nicht mit der Stunde, da Varus entleibt sich;
Und wie Mac Mahon geschlagen worden,
Nicht mit dem deutschen Ritterorden.
Dieweil, wer gähnt, zu gleicher Zeit
Wohl sicherlich nicht Bravo schreit.

Der Menschencharakter, mein armes Fräulein,
Ist oft ein unentwirrbar Knäulein.

Sie werden darum nicht Knaben und Greise
Verschmähen in Ihrem Verehrerkreise;
Denn die Menschen von ihrer Geburt bis zum Tod
Kennen zu lernen ist erstes Gebot.

Kinder zu zeichnen ist recht schwer:
Es gibt bekanntlich keine mehr.
Denn was die Greenaway neu geschaffen,
Sind doch nur kostümierte Affen.
Und für die Kinder auf dem Theater
Sollte man prügeln Mutter und Vater.

Der Jüngling liebt das Ideal
Und findet das wirkliche Leben schal.
Trotz seinen Dummejungenstreichen
Möchten wir später ihm wieder gleichen;
Und wir ließen uns gern Rezepte verschreiben,
Um törichte Jünglinge ewig zu bleiben.

Dem reifen Mann in den besten Jahren
Kommt dünner Verstand mit den dünnen Haaren.
Er kämpft um das Dümmste mit aller Welt:
Um Titel und Einfluß, Macht und Geld;
Er kämpft vor Gericht, im Bureau, auf der Bank
Mit eiserner Stirn für den eisernen Schrank.
Und wenn er endlich genießen soll,
Ist wohl der Geldschrank groß und voll,
Doch der glückliche Streber ist krank und alt,
Und das gelbe Metall ist fremd und kalt.
Da denkt er der Jugend mit Behagen,
Der frohen Tage, da Herz und Magen
Zum Rausche noch waren dienstbereit,
Und nennt es: die gute alte Zeit.

Sie müssen darum von Ihren Gestalten
Ein treues Standesregister halten
Und auch das Alter der weiblichen Helden
Genauer als Ihr eignes melden.

Was macht den Leuten im Theater Spaß?
Das Hörrohr? Nein! Das Opernglas:
Weil man die Dinge, die vor sich gehn,
Nicht erzählt will hören, sondern sehn,
Wie sie vor unsern Augen geschehn.
Im Theater sind, Sie sollen mir's glauben,
Die Blinden schlimmer dran als die Tauben;
So machen auch viele der Duse die Cour
Und verstehn Italienisch nicht eine Spur.

Nun gibt es so manche Scheußlichkeit
In der großen und kleinen Häuslichkeit,
Die für die offene Bühne nicht taugt,
Und die man nicht darzustellen braucht.
Ein Augenzeuge, lebhaft gerührt,
Wird gern vom Dichter eingeführt
Und erzählt mit Vergnügen die ganze Geschichte;
Man nannte das einstens Botenberichte.
So läßt man Kindergeburt und -mord
Als Bühnendichter besser fort.
Es wär' kein feiner Theatertrumpf,
Zu zeigen Egmonts blutigen Rumpf.
Wenn die Bühnenkönige trinken und essen,
Können sie immer das Rülpsen vergessen,
Und wenn sie das Schwert in die Brust sich stießen,
Muß aus den Wunden nicht Schweinsblut fließen,

In Opern freilich und Ausstattungsstücken
Wird manches versucht, was nie kann glücken:
Statt ernster und lustiger Handlungen
Nur wunderbare Verwandlungen.
Die man, wie Wunder überhaupt,
Am ehsten, wenn man sie nicht sieht, glaubt.

Auch des herrlichsten Stückes Genuß
Verkehrt sich leider in müden Verdruß,
Wenn es nach schnellen dreien Stunden

Noch kein natürliches Ende gefunden.
Ob auch der zweite Faust von Goethe
Wahrhaftig die sieben Himmel böte —
Unsere Nerven sind keine Stricke,
Nach vier, fünf Stunden kriegen wir's dicke.
Und mögen Götter bis zum Morgen dämmern,
Wir hören endlich nur noch ihr Hämmern.
Wir wünschen ja sonst als Dichter und Denker
Den deus ex machina oft zum Henker,
Doch war auch seine Hilfe willkommen,
Wenn sonst das Stück kein Ende genommen.

Sechs unendliche Akte zu schreiben
Und das Volk zu ersuchen, sitzen zu bleiben,
Deß hatten die Griechen nicht den Mut.
Sie verfaßten die Dramen kurz und gut;
Und einzig durch ihre Chorgesänge
Zogen sie's etwas in die Länge.
Das waren nicht eingeheftete Lieder,
Das waren der Handlung lebendige Glieder,
Ob sie auch hoch den Streit überragten
Und des Dichters letzte Meinung sagten.

Bei den schlauen Franzosen erscheinen die Chöre
In der neuen Gestalt der Räsoneure.
Das sind meist witzige alte Herrn,
Durch welche zum Beispiel Dumas gern
Vertraulich mit dem Publikum plappert,
So oft es mit dem Anstand hapert.
Er schreibt die prickelnden Ehebruchsdramen
Für die beste Gesellschaft und „diese Damen".
Doch inmitten erscheint, wie der Pfaff beim Tanz,
Der Räsoneur in moralischem Glanz.
Er lobt die Guten, wenn auch sein Dichter
Nichts wissen mag von dem dummen Gelichter.
Droht's in der Handlung feste Hiebe,
Rät er Verträglichkeit und Liebe,

Mag auch mit Helden, die vor Schlägen bangen,
Das Drama nicht wissen was anzufangen.
Er wischt noch den Mund vom üppigsten Schmaus
Und empfiehlt die Kartoffel im Bürgerhaus.
Er lacht zu den Schelmenkniffen nicht schlecht,
Doch rühmt er würdig Gesetz und Recht.
Er ist der Modernste in Sprache und Kleid,
Doch stets vermißt er die fromme Zeit,
Da Weib und Ehre und Geld und Gut
Vor allerlei Dieben sicher geruht.
Auch spricht er im tollen Sündergewimmel
Mitunter ein leises Wörtchen vom Himmel
Und wäre — man merkt's an der Ironie —
Doch gern advocatus diaboli.

Im übrigen kommt der alte Chor
Bekanntlich in unserer Oper vor.
Sie singen immer polyphon,
Man versteht vom Texte keinen Ton,
So daß ein kühner Librettist
Alles reimt, was ihn nicht frißt.
Man hört ja nicht, ob die Kerle japanisch
Vokalisieren oder nur spanisch.
Und dennoch gefiel uns der Chor; denn zuletzt ist,
Trotz der elenden Verse, auf die er gesetzt ist,
Ein Jägerchor auf Tralala
Mir lieber als einer, der gar nicht da;
Bewies auch ein kühner Musikant
Mit eigen sinnigem Kunstverstand:
Was ich nicht selber schaffen kann,
Das seh' ich als abscheulich an!
Wie's Füchslein, das den Schwanz verloren,
Den Schwänzen ästhetische Feindschaft geschworen.
Auch die alten Meister waren so dumm nicht,
Doch quälte ihr Witz das Publikum nicht.
Wir sollten dafür die Mozart und Beethoven
Täglich in einem Morgengebet loben.

Oh, herrliche Zeit, da die Götter noch nicht, wie jetzt,
Vor Musikgenuß den Schweiß gesetzt;
Da der Komponist noch nicht mit Bleche
Bezahlte die angekreidete Zeche;
Da in der Wolfsschlucht Höllenkram
Ein Flötlein zu Gehör noch kam;
Da noch großmäulige Posaunen
Die Ohren nicht sprengten gleich Kartaunen;
Da man sogar im Hause der Reichern
Sich zum Tanze begnügten mit vier von den Strei-
chern,
Die auch ein behagliches Opernhaus
Mit ihren Klängen füllten aus,
Und denen im einfachen Rhythmengang
Die Hörer zu erfreuen gelang,
Dieweil im edlen Streichquartett
Das Schöne steckt von A bis Z.
Ach damals war noch Musik nicht Getöse!
Auch waren die Leute noch nicht so nervöse;
Noch waren die braven Theaterläufer
Nicht Morgen- und Abendzeitungskäufer,
Noch hetzte sie nicht, wie heutzutage,
Die Kriegs- und Börsendepeschenplage.
Zum Genießen gab es noch keine Leitung,
Keine gelehrte Vorbereitung.
Und heilige Stimmung gab's in den Bänken
Auch ohne verzücktes Augenverrenken.
Die heiterfromm in die Oper kamen,
Sagten zum lustigen Mozart: Amen.

Wir erreichten, wonach sich die Väter gesehnt,
Wir haben uns mächtig ausgedehnt.
Wir haben mit Feinden des Reichs getjostet,
Darauf zehn Jahr' auf uns getoastet
Mit Röderer, Heidsieck und anderen Dingen,
Mit welchen wir ein deutsches Hoch ausbringen.

Nun sind wir nach so allerlei Räuschen
Schon lange nicht mehr die Alten und Keuschen.
Ums goldene Kalb und um wirkliche Kälber
Tanzen die würdigsten Herren selber.
Den frecheren Ton, den wilderen Rhythmus
Fühlt jeder, der aufspielt, jeder, der mit muß.
Und das ironische, stolze Berlin
Muß allen voran am Strange ziehn,
Sonst hieß es bei Salamonsky und Renz
Nicht mehr die Stadt der Intelligenz,
Sonst säh'n die Theater- und Gartenpächter,
Die Bierpantscher und Rosseschlächter,
Die Fremdenlaurer und Kundenblinzler
In ihren Butiken nicht Einen Provinzler.
Denn diesen und ihrer Talerbüchse
Gilt immer die Eselsjagd der Füchse.

Es schätzt die gierige Künstlerbande
Mit Recht die braven Leute vom Lande,
Die nach der Ernte, reich und faul,
Aufreißen möchten Augen und Maul,
Und die sicherlich in die Buden gehn,
Vor denen das größte Gedränge zu sehn.

Kommen die gütigen Kunstbarbaren
Nur zahlreich nach der Stadt gefahren,
Dann kriechen sie unter's Theaterdach,
Und entronnen ist man dem Sommerkrach.
Drum quält sich die Diva zum höchsten Triller,
Der Geiger fiedelt immer schriller,
Und kann er's gar auf dem Kopf und Trapez,
Um den Zulauf so besser steht's.
Die Malersleute werden überlaufen,
Die selber die größte Leinwand kaufen;
Tut nichts, wenn etwas Baumwolle drin ist,
Weil doch des Bildes Ruhm bald hin ist.
Alle beherrscht der Brotkampf streng

Wie im Zirkus. „Kannst du noch, Cousin?"
Und wer um ein Titelchen höher springt,
Die übrigen Clowns aus dem Sattel zwingt.

Bei Zirkusreitern lernten die Poeten
Das Geschäftsgeheimnis der Spezialitäten.
Wie im gärenden Most sich befreien die Gase
Strebt einer empor mit verlogener Phrase,
Hohl, schillernd, unmännlich aufgedunsen.
Der andere dichtet wie Schweinegrunzen,
Und platt und gemein, wie ein Kuhfladen.
Solche Extreme verlangt man im Buchladen.

In ihrem preisgekrönten Streben,
Nie Dagewesenes zu geben,
Mußten die Tragiker sich bequemen,
Den Hanswurst freundlich aufzunehmen,
Damit das Publikum, kritisch und matt,
Weil noch vor Tisch, oder übersatt,
Den Kitzel von Ernst und Scherz verspüre
Und sich nicht von den Plätzen rühre.
So wie's einst William der Große getrieben,
Wird jetzt noch von fahrigen Schülern geschrieben,
Um des einzigen Meisters zu spotten, so scheint's.
Ist doch auch ihm sein herrlicher Heinz,
Der mit versoffenen Gesellen
Sich vergißt in Kneipen und Bordellen
Und später doch erfaßt die Krone
Gleich dem wohlerzogensten Königssohne —,
Auch ihm ist der Heinz nur einmal gelungen.
Seiner andern Narren lose Zungen,
Die bei der Helden Kampf und Sterben
Uns nur die reinliche Stimmung verderben,
Hätten schon lange kein Glück mehr gemacht,
Hätt' Pietät nicht mitgelacht.

Der Tragödie verbieten allen Humor,
Das könnte freilich nur ein Tor.

Doch soll sie nicht tollen wie eine Dirne!
Sie soll heiter bewahren die reine Stirne,
Wie die Greisin am goldnen Hochzeitsfest
Sich wohl zum Tanze führen läßt.

Bevor uns der ganze Kerl erscheint,
Der Schalk und Seher glücklich vereint,
Bei dem der Komtur laut dröhnenden Schritts
Takt gibt zu Leporellos Witz,
Stellen wir niedriger unser Ziel:
Als bürgerliches Trauerspiel.
Es kam als Comédie aus Frankreich
Recht gefällig und geist- und gestankreich.
Was wir in dieser bequemen Gattung
Zu Hause dichteten ohn' Ermattung,
Konnten den argen Import nicht hindern,
Die Tantiemen von Paris nicht mindern.
Uns fehlte für's schlichtere Trauerspiel
Ein einziges Ding — nur gerade der Stil.

Es müssen die Worte des Tagesverkehrs
Ganz ohne Reim und ohne Vers
Durch ein kleines Geheimnis geadelt werden,
Sollen sie nicht getadelt werden.
Wenn dann der Held und der Knecht und die Magd
Im Umgangston sein Sprüchlein sagt,
Statt die Rede zu bauen auf Stelzen und Schrauben,
Wird jeder sich selbst zu hören glauben,
Wird glauben, er brauche nur zu pfeifen
Um ebenso blinkende Sätze zu schleifen.
Er soll's nur nachzumachen versuchen!
Er wird sitzen und schwitzen und stöhnen und fluchen
Und am Ende sich selbst gestehn:
Zu dichten ist schwerer als zuzusehn.

A propos der haute comédie
Ein Wort vom poetischen Acker und Vieh.

Die Bauerngeschichte, das Bauernstück
Macht heute bei allen Städtern Glück.
Mit den Alpen, dem Bergfexlodenwams
Zu gleicher Zeit in die Mode kam's.
Nur bitt' ich, daß die Herren Bauern
Nicht spinozieren und schopenhauern,
Als trieben sie zwischen Dreschen und Pflügen
Philosophie zum Privatvergnügen.
Sie müssen sich drum nicht gerade befleißen,
Einander Grobheit zuzuschmeißen,
Und so wie Rüpel unflätig zu keifen,
Damit im Parterre sie die Rüpel begreifen.

Zwar von den Bauern gefallen diese
Am besten den Leuten im Paradiese,
Die auf hohen Plätzen, die Wurst in der Tasche,
Ihr Geistiges saugen aus jeder Flasche.

An den Philosophen im Dialekt,
Sauber von der Kultur beleckt,
Werden sich weit eher erbauen
Die Offiziere und Börsenfrauen,
Denen fein im ersten Range
Vor jedem starken Wort ist bange.

Soll den Dichter die Nachwelt loben,
Muß er gefallen von unten bis oben.

Mein strebsames Fräulein, Sie hören nicht zu!
Heraus mit der Sprache! Wo drückt der Schuh?
Was ziehn Sie die hübsche Stirn in Falten,
Als hätt' ich Ihnen mein Wort nicht gehalten?

Sie verlangten von mir, wie ich leider seh',
Ein bequemes Poeten-Abc,

Welches in vierundzwanzig Stunden
Beibringt, was irgend ist gebunden;
Dieweil die ungebund'ne Prose
Leicht fließt aus jeder Gänsepose.
Nur das begehrten Sie; und schließlich,
Da die Fibel ausbleibt, sind Sie verdrießlich.

Sie müssen erfahren: in solchen Episteln
Steckt besseres Futter, als Eselsdisteln.
Erst lehre den Schüler ein tüchtiger Bambus
Das Gesetz vom Trochäus, Daktylus, Jambus.
„— ◡, — ◡ ◡, ◡ —".
(Langkurz, Langkurzkurz, Kurzlang.)
Und übte er gründlich den Froschgesang,
Dann wird er für das Geheimnis reif:
Daß der Jambus für jambische Verse zu steif.

Man läßt, um edle Jamben zu drechseln,
Anapäste mit Spondeen wechseln;
Doch bringt man die Füße, groß und klein,
Nicht sämtlich in jeglichen Stiefel hinein.

Zu des siegesgekrönten Poeten Fest
Bacchantisch erklingt der Triumph-Anapäst.
Kund gibt Schauspieldurchfall bang
Trüb und schwer Spondeengang.
Des Trochäus Hahnenschritt
Hinkt das Deutsche nur so mit;
Immer spanisch hat's geklungen,
Wenn wir uns dazu gezwungen.
Auch der geschäftige Daktylus
Galt schon vor alters als reizender Fuß,
Nur daß er für uns nicht immer paßt,
Wie ein gefeierter ferner Gast,
Vor dem sich in Ehrfurcht schaudern läßt,
Mit dem sich nur leider nicht plaudern läßt.

Zwar werden die ausgedienten Strophen
Bewundert von höheren Töchtern und Zofen,
Weshalb sie noch mancher deutsche Poet
Nach alten Rezepten wie Pillen dreht.
Doch löste noch keiner von ihnen die Frage,
Was „Länge“, was „Kürze“ im Deutschen besage.

Wie unser starkes deutsches Recht
Geworden ist des Römers Knecht,
So hat der gelehrte Schulpedant
Uns auch das deutsche Lied entwandt,
Zur Strafe dafür, daß wir einst als Barbaren
Um prosaische Beute nach Rom gefahren.
Sie spannten das Wort in das Bett des Prokrustes,
Nach Paradigmen sich krümmen mußt' es,
Bis wir keine eigenen Ohren hatten,
Natürlichen Wohllaut verloren hatten.
Das fand sich auch am grünen Holz.
Die Besten waren nicht zu stolz,
Manch einen antiken Vers zu machen,
Dem alle Gelenke zittern und krachen.
Auch war — ich sag' es insgeheim —
Nicht immer richtig und reinlich der Reim;
Und wenn Platen nicht gekommen wär',
Wir reimten noch heute kreuz auf quer.

Nun werden Sie denken, mein böses Fräulein:
„Sind alle Dichter solche Säulein,
Dann brauch' ich ebensowenig zu hexen,
Kann wie ein Schüler ins Schmierbuch klecksen.“

Das heißt gedacht wie ein Dilettant,
Eitel Verbrechen und Unverstand.
Und wäre die ganze Welt auch taub
Und säß' auf ihren Ohren, ich glaub',
Der brave Dichter muß grob und krittlich
Sich selbst schikanieren unerbittlich,

Bis sein tiefstes Gewissen allmählich verstummt,
Und der Vers gefällig im Ohre summt.
Und wären wir gänzlich in Scheffeln vernarrt,
Daß wir über alles, was eckig und hart
In seinem „Trompeter von Säckingen",
In unwürdiger Nachsicht hinweggingen,
Wir sagten dennoch in heiligem Ernst
Zu uns: „Sei fleißig, daß du was lernst!"
Und nicht etwa: „Ich wär' schon froh,
Gefiel ich halbweg ebenso!"

Zu begreifen des Künstlers Majestät,
Lesen Sie Goethe früh und spät,
Studieren Sie alles, was er vollbracht!
Lesen Sie Goethe bei Tag und bei Nacht!
Und sollten Sie über dem ewigen Lesen
Selbst nicht des kleinsten Werkchens genesen,
Dann zeigte sich eben, wie trefflich mein Rat.
Wir nehmen den Willen so gern für die Tat!

Ich schelte drum nicht Epigonentum
Das neue Streben nach neuem Dichterruhm.
Wir haben manch politisch Lied gesungen,
Das niemals den klassischen Räten gelungen.
Des Romans vielbändiges edles Geflecht
Geriet in ihren Händen nur schlecht;
Wie denn Gutzkow einmal um die Morgenröte
Vorüberschritt am Weimarer Goethe,
Gegen das Denkmal die Hände ballte
Und Weines voll die Worte lallte:
„Und hast du auch vieles wacker getrieben,
Den Zaubrer von Rom hast du doch nicht geschrieben!"
Und auch in der höchsten Kunst, im Drama,
Ist Schiller uns kein Dalai-Lama,
Als hätte mit seinem Demetrius
Die Entwicklung ihren gehörigen Schluß.

Es zog bekanntlich Lessing, der Recke,
Den Theaterkarren aus dem Drecke.
Mit Schiller erschien erhabene Pracht
In Gedanken und Worten und Taten und Tracht.
Auf dem Geisterritt in ferne Länder
Gewann er Helden und Königsgewänder;
Er füllte mit heiligen Klängen das Ohr
Und riß von der Erde uns mächtig empor.
Wer nach ihm denselben Flug unternommen,
Ist im Jambenstrome zu Schaden gekommen.

Er hat uns das künftige Ziel gewiesen,
Mit den Räubern und mit Millers Luisen,
Bevor er die Lehr' empfangen von Goethen:
Man habe griechische Flausen vonnöten.

Nicht sie, die zum aberhundertsten Male
Der Phädra Verrat am steifen Gemahle
Und Medea besingen, die nette Mama,
Nicht sie steh'n unsrem Herzen nah.
Nur wer unser Geschlecht und sein Weh versteht,
Der sei willkommen als Poet.
Von den Sorgen und Siegen der drängenden Stunde
Gibt er als Mitkämpfer herrliche Kunde.
Er fordert, ein Richter auf heiliger Bühne,
Im Namen der Wahrheit schuldige Sühne.
Der Krieg um die Arbeit, die Arbeit ums Brot,
Das Ringen des Freien in geistiger Not,
Das Weib im Streit mit der herrischen Welt,
Der Seelenmord um goldenes Geld:
Das flüstert und raschelt im Dichterwald,
Das strebt aus der Wirrnis nach Licht und Gestalt;
Und wo's noch ein leichter Schlummer bedeckt,
Da naht wohl ein Ritter, der's küssend erweckt.

Und hat ihm der heilige Kuß geschmeckt,
Mag er lachend in Wonne, nicht aus Erbarmen,

Auch das andere schlafende Mädel umarmen,
Bis mit schelmischen Augen als glückliche Braut
Die deutsche Posse um sich schaut,
Um ihren Gespielen flink zu berichten,
Was sie alles erspäht hat an Menschengeschichten:
Der Jugend nie sich erfüllende Träume,
Verliebter Greise Purzelbäume,
Das Wohltun eigensüchtiger Geber,
Die Titeljagd der eitlen Streber,
Juristenwucher, des Arztes Mord
Und des Pfaffen geheuchelt frommes Wort.
Besitzt die Posse der Wahrheit Mut,
Ist das ihr unerschöpfliches Gut.
Ohne Wahrheit muß sie verdummen,
Aus Angst vor Strafe kläglich verstummen.

Gottlob, sie kam nicht völlig abhanden!
Es gibt noch immer in deutschen Landen
Der Wahrheit beglückende Leidenschaft,
Der Wahrheit Lust und wilde Kraft.
Drum stimmen wir beide noch nicht, mein Fräulein,
Ins pessimistische Trauergeheul ein.

Es könnten die schreibenden Herren und Damen
Frankreich besiegen mit Büchern und Dramen.
Wie es einmal besiegt war mit blutigen Waffen,
Wären in ihrem poetischen Schaffen
Die frivolen Franzosen nur etwas salopper;
Wir dagegen ebenso proper
Und akkurat in den dichtenden Köpfen,
Wie die Armee in Riemen und Knöpfen.
Die wir sonst dreijährige Lehrzeit haben,
Gestatten das Dichten jedem Knaben,
Und ob er Rauch und Flammen spie,
Wir nennen ihn freundlich ein kleines Genie.

Sie verachten, mein Fräulein, jeden Freiwilligen,
Wenn seine Haltung nicht zu billigen.

Doch Bücher, die ohne tüchtige Feile
Sind hingeworfen in flüchtiger Eile,
Finden an Ihnen die mildeste Richterin, Sie
Einjährig-freiwillige Dichterin Sie!

Das Geschwätz von „Schenie“ und „schenial“
Vermehrt die Dilettantenzahl;
Denn das alte Kapitel von den Stürmern und Drängern
Gefällt den elenden Silbenmengern.
War der junge Schiller nicht immer reinlich,
Sind sie mit einigem Stolze — schweinlich.
Tat Goethe die Zeit sich mit Liebe verkürzen,
So leben und sterben sie unter Schürzen.
Und weil's der Vernunft nicht immer geglückt,
Stellen sie sich ein bißchen verrückt:
Verachten den Luxus der Badewanne,
Ja selbst die schlichte Wasserkanne,
Lassen ihr Haar im Winde wehn
Und den Barbier zugrunde gehn.
Sie wandeln verstört auf einsamen Wegen,
Besonders wenn gute Bekannte zugegen.
Und trägt ihr närrischer Struwwelkopf
Einen so verwirrten Weichselzopf,
Daß hundert kalte Wasserduschen
Nicht reichten, ihn außen und innen zu kuschen,
Dann sind sie am Ziel, dann nennt man sie
Vielleicht „verdreht“ doch sicher: „Schenie“.
Oh, wie sehr ich mich der Dummheit schäme,
Daß ich sofort Rhabarber nehme,
Sobald ich nur zwei Tage lang
Int'ressant und blaß bin und Grillen fang'!
Pflegt' ich den Spleen, so erschien' ich bald
In würdiger Dichter-Trauergestalt
Und fände überall Applaus.
Zum Henker, ich mach' mir nichts daraus!

Kann ich nicht selbst ein scharfes Schwert sein,
Will ich so viel wie ein Schleifstein wert sein!
Kann ich nicht selbst was Gewaltiges schreiben,
Darf ich ein Lehrer für andre bleiben.

Es sollen die bücherschreibenden Scharen
Mir schon literarischen Anstand wahren!
Die schlechten Schüler, die jungen und alten,
Die ihre Hefte nicht sauber halten,
Und die ihr Herrgott im Zorn erschuf
Zu was anderem als zum Dichterberuf —
Die sollen mir auf Erbsen knien,
Ich will sie an den Ohren ziehn
Und die Fälscher, die Wuch'rer, die Lügner, die Neid'schen
Mit essiggetränkten Ruten peitschen!

Um ein Buch zu schreiben, das etwas nütze,
Bedarf es vor allem einiger Grütze.
Die kriegt man nicht in den Apotheken,
Die schrotet man nicht aus alten Scharteken;
Doch ist gelehrter Untergrund
Für gute Köpfe nicht ungesund.
In philosophischer Pflege wächst
Das kleinste Grützkorn wie behext.
Doch müht sich ohne die Schule des Lebens
Der Philosoph um den Dichter vergebens.
Es kommt im Schauspiel, im Roman
Auf Hirngespinste weniger an,
Als auf die lebendigen Menschen und Sitten,
Aufs heutige Treiben, in dessen Mitten
Der Dichter, damit er alles wüßte,
In jeglichem Stande leben müßte:
Als Richter und Mörder, Soldat, Diplomat,
Als Vater und Sohn und Potentat.
Und Sie, mein Fräulein, als Gouvernante,
Als Künstlerin, Gattin, Tochter und — Tante.

Wer selbst nicht gelebt hat in allen Gestalten,
Muß stets die Augen offen halten
Und unter den Freunden und Spießgesellen
Kaltblütig suchen nach Modellen.

Der kluge, lebendige Franzos
Läßt nie die Mutter Erde los.
Er hat ein furchtbar freches Maul
Und ist für den Erfolg nicht faul.
Weil die Schule nur seinen Ehrgeiz schürt
Und dem Leben läßt, was dem Leben gebührt;
Weil er Wein und Weiber wirklich kennt,
Bevor er sich ihren Sänger nennt.

Auf unsern braven Gymnasien
Lernt man die Flächen von Grönland und Asien,
Verfolgt das Sonnenlicht mit Zahlen,
Den Sternentanz mit Dezimalen.
Die Blumen und Menschen zerlegt man in Zellen
Und preßt sie in langen Zifferntabellen,
Und gar in ihrer Rechnenstunde
Fleußt Weisheit aus der Kleinsten Munde.
— „Was schuldet die Dame, sag mal, Peter,
Verkaufst du ihr siebendreiviertel Meter
Zu drei und sieben Achtel Mark?“
— „Sie nimmt acht Meter von dem Quark
Zu vier, beschwatz' ich sie nur fleißig!
Das macht ganz einfach zweiunddreißig.“ —
Sind die Köpfe gefüllt mit solchen Realien,
Dichten sie später nur Schmieralien,
Und verdienen für ihr Geklier
Nicht Schwabacher Lettern und Büttenpapier.

Die Poeten treiben entweder Tendenz,
Oder sie singen von Liebe und Lenz.
Die Tendenzler wieder sind Weltverbesserer
Oder arge Ideenverwässerer.

Wollen sie trockene Weisheit lehren,
Pflegt Poesie den Rücken zu kehren.
Wogegen die richtigen Fabulisten
(Die sogenannten Belletristen)
Sich um die Wirklichkeit wenig bekümmern,
Die bestehende Welt ganz fröhlich zertrümmern
Und ihre Märchen und Heiratsgeschichten
Auf Wolkenfundamenten errichten.
Wer immer verständige Männer und Weiber
Hinreißen will als Bücherschreiber,
Muß heitre Dichtung mit ernster Wahrheit,
Phantasie vereinen mit lichter Klarheit,
Muß Tiefes bringen in leichter Form:
Dann wird sein Ruhm gewiß enorm.
In Amerika wird er nachgedruckt,
Auf allen Straßen angeguckt.
Er kommt in Meyers Lexikon —
Brockhaus und Herder nennen ihn schon —
Und sein Verleger wird reich davon.

Einen Meister tadle man nicht eilig,
Es gibt ja Fehler, die verzeihlich.
Um eine Stunde mindrer Kraft
Verliert man nicht die Meisterschaft.
Und griff auch Joachim einmal daneben,
Er bliebe doch Geigerkönig fürs Leben.
Homer und Goethe schrieben fein
Und nickten dennoch mitunter ein.
Die kleinen Herrchen schlummern nicht,
Sie schreiben bei Sonnen- und Lampenlicht
Halb wach für ihre Hektographen
Und überlassen dem Leser das Schlafen.

Es geht dem Dichter wie dem Maler,
Der pinselt auch für reiche Prahler,
Welche ihr Geld fürs Gemälde nicht reut,
Wenn nur der erste Effekt erfreut.

Ich liebe mir ein Bild nur dann,
Wenn ich's an den Nagel hängen kann
Und auch nach Jahren, so oft ich's schaue,
Mich immer wieder daran erbaue.

Das Mittelgut ist niemals Kunst
Und findet nur bei Narren Gunst.
's gibt mittelmäßige Advokaten,
Die erwerben doch auch ihren täglichen Braten,
Auch mittelmäßige Börsenleute
Ziehn oft sich zurück mit reicher Beute.
Doch keine Reklame und kein Gott
Schützt mittelmäßige Dichter vor Spott.

Krieg' ich als Tischwein einen Sauern,
Werd' ich nicht lange drüber trauern;
Doch trink' ich eine Flasche Sekt
Nur dann, wenn sie vorzüglich schmeckt.
So mag ich auch des Dichters Gaben
Nur köstlich oder gar nicht haben,
Weil aller Luxus nur dann beglückt,
Wenn er das Leben redlich schmückt.

Aufs Eis wird niemand tanzen gehn,
Der auf dem Schlittschuh nicht kann stehn.
Nur dichten will jetzt jedermann,
Der Papier und Tinte bezahlen kann,
Und den der Umstand just nicht stört,
Daß auch Talent dazu gehört,
Und daß das mächtigste Talent
Noch stimmungslose Tage kennt.

„Ach," sagen Sie, „wir jungen Damen
Von guter Erziehung und gutem Namen
Können uns doch mit Bücherschreiben
Famos die müßige Zeit vertreiben!"

Das Schreiben hätte nichts zu sagen,
Täten Sie's nicht zum Drucker tragen,
Ob auch ein jeder, der Ihnen wohl will,
Vernichten den aufgewärmten Kohl will.
Könnten Sie doch das Eine begreifen:
Daß auch die Bücher nur langsam reifen.
Neun Monat muß die Sonne scheuen,
Was später den Autor soll erfreuen.

Auch sonst ist es vom Dichter dumm,
Tritt er sogleich vors Publikum:
Denn was die Leute noch nicht kennen,
Läßt sich ja immer noch verbrennen.

In grauen Zeiten, als unter Barbaren
Die Poeten noch halbe Götter waren, —
Als der Dichter, ob Christ ob Jud',
Zum obersten Zeus sich auf Nektar lud, —
Als Orpheus das Weib mit seinem Singen
Zu beleben vermochte — und umzubringen, —
Als Arion auf einem Fische reiste,
Den er nachher zum Dank verspeiste, —
Als morgendlich neun hübsche Musen
Die Dichter besuchten auf ihren Kabusen, —
Als noch die Kollegen mit falschen Haaren
Nicht so häufig wie Näherinnen waren, —
Als die Orthographie noch nicht so genant war,
Weil Schreiben und Lesen noch nicht so bekannt war, —
Da mochte man's am Ende verstehn,
Wollt' jeder unter die Dichter gehn.

Doch heute ... Wer nichts lernen tat,
Nennt sich im Alter Literat;
Und um sein Ansehn in der Welt
Ist's darum meistens schlecht bestellt.
Für jedes herbe Gläschen Wein
Soll er bei Tische geistreich sein;

Von der Kunst, zu töten und zu beleben,
Hat er dem Arzte was abgegeben;
Außer dem elenden Droschkenpferd
Keine Bestie ihn spazieren fährt;
Die Musen wurden eifersüchtig,
Sie schreiben selber fleißig und züchtig;
Die Orthographie schafft alle Tage
Dem Ärmsten eine neue Plage;
Und dem bösen Rezensentengeschlecht
Macht's nun einmal kein einziger recht.

Daß ästhetische Einsicht zum Schaffen genüge,
Ist wirklich nur eine Kritikerlüge;
Doch hat die ungebildete Kraft
Noch nie was für die Zukunft geschafft.
Ich glaube, der Dichter taugt nicht viel,
Bei dem nicht auch Kritik im Spiel;
Und ebensowenig ein Rezensent
Ohne ein bißchen Poetentalent.
Drum finden Sie weise kritische Richter
Nicht häufiger als beruf'ne Dichter.

Die alle Redaktionen stürmen,
Dort ihre Novellen zu Bergen türmen,
Die nicht beim kleinsten Preisausschreiben
Mit ihren Sendungen ferne bleiben,
Die all ihre Stücke, klein und groß,
In den Abgrund tun des Theaterbureaus,
Die gute Freunde bei sich versammeln
Und ihnen die längsten Gedichte stammeln:
Sie alle hoffen in ernstem Bangen,
Ein ehrliches Urteil zu empfangen.
Und doch hört eher ein schlimmer Regent
Die Wahrheit über sein Regiment,
Eher die Mutter, von Liebe blind,
Ein grobes Wort über's häßliche Kind,

Als daß ein Poet, den Tadel verstimmt,
Die redliche Meinung der Leute vernimmt.

Wer den Wein kredenzen in Humpen kann,
Oder gar Bargeld pumpen kann,
Wer nach einem Diner von dreizehn Gängen
Sein Epos liest in zwölf Gesängen
Bei Kaffee, Zigarren und echten Likören,
Wird selten ein richtiges Urteil hören.
Auch Ihnen wird der Kritikus,
Mein Fräulein, nach einem schmachtenden Kuß,
Nach einem Winken Ihrer Augen
Nicht sagen, daß Ihre Schriften nichts taugen.

Haben Sie jemand Geld geschenkt
Oder Ihr Herz nur, so wett' ich, er denkt:
„Ich will ihre Verse dafür loben!
Mag sie meintwegen weiter toben!"
Bei rührenden Stellen wird vor Entzücken
Er Ihre kleinen Hände drücken,
Bei jedem Absatz, den Sie schufen,
Bei jedem Komma „Reizend" rufen.
Wie der lachende Erbe lauter bedauert,
Als des Toten Freund, der wirklich trauert,
So schamlos lobt das Schmarotzergelichter
Ins Gesicht den armen reichen Dichter.

Wollen Sie einen Freund erproben,
Ersuchen Sie ihn, Ihr Buch zu loben.
Wer's redlich meint, sagt: „Das ist schlecht!" —
Gefällt ihm irgendein Wort nicht recht.
Und will die Verbesserung nicht gelingen,
Wird er Sie nicht zum Feilen zwingen.
Er wird Ihnen freundlich die Feder reichen,
Damit Sie die ganze Stelle streichen.
Doch können Sie keinen Tadel vertragen,
Dann wird er Sie nicht weiter plagen,

Und Sie dürfen den Schnitzer, der stehn geblieben,
Ohne Rivalin weiter lieben.

So ein kritischer Freund liest mit Verstand
Und mit dem Rotstift in der Hand.
Was leer gequaselt, was falsch gereimt ist,
Was äußerlich nur angeleimt ist,
Was im Ausdruck nicht völlig klar ist,
Was in der Empfindung nicht hell und wahr ist,
Das gänzlich Verfehlte und Mittelgute
Das streicht er durch mit kaltem Blute.
Wandelt ihn einmal Mitleid an,
Denkt er an Lessing und spricht wie ein Mann;
Sagt nicht: „Das sind nur Kleinigkeiten,
Will dem Mädel keinen Schmerz bereiten!"

Um Kleinigkeiten handelt sich's nicht!
Wenn das unverfälschte Pfuschergedicht
Gedruckt im Bücherladen steht,
Dann heißt sein Verfasser — ein schlechter Poet!

Sowie man eine Familie meidet,
In welcher ein Mensch an Blattern leidet,
Und zur Zeit der drohenden Cholera
Verseuchten Häusern nicht kommt zu nah,
Wie selbst der Wärter im Irrenhaus
Tobsüchtigen weicht weise aus:
So laufen verständige Menschen schon
Vor einem schlechten Poeten davon.
Nur von den kleinen Straßenjungen
Wird er auf offenem Markt umsprungen.
Sie lachen über sein närrisches Wesen.
Die Glücklichen, sie können nicht lesen!

Trank so ein Kerl sich hohe Begeisterung,
Kehrt heim in gewohnter Gedankenverkleisterung,
Stößt seine Verse auf, himmelan,

Dichtet so laut er dichten kann
Hinein in die stille heilige Nacht
Und plumpst wie ein Knabe auf Schmetterlingsjagd
In irgendein städtisches Wasser hinein:
Laßt alle Rettungsversuche sein!
Er brächte sein eigenes Abenteuer
In neue Verse, das Ungeheuer!
Und dann — es ging der Jambenverfasser
Vielleicht absichtlich ins kühle Wasser!
Er will gar nicht gerettet sein
Und fängt nur aus Bosheit an zu schrei'n!
Er las vielleicht im „Kleist" (von Brahm),
Wie der hohe Dichter ums Leben kam,
Und konnte darauf den Trieb nicht bändigen,
Durch Selbstmord wie ein Genie zu endigen.
Ihn herauszuziehn ist sehr beschwerlich,
Für die Welt und für den Retter gefährlich.
Laßt ihn doch drin, bekommt's ihm auch schlecht!
Selbstmord ist gutes Poetenrecht!
Will einer durchaus sich ums Leben bringen,
Muß man ihn nicht zum Dasein zwingen.
Laßt ihn doch drin! Herausgeangelt,
Findet er doch nicht, was ihm mangelt,
Sucht abermals ein tragisches Ende
Oder vollführt noch einige Bände!
Laßt ihn doch drin! Vielleicht auch rächen
Die Götter mit seinem Schreibegebrechen
Uralte Blutschuld, die zum Himmel stinkt.
Da ist's doch besser, wenn er gleich ertrinkt!
Denn wer seine Muttersprache mißachtet,
Täppisch nach ihren Reizen trachtet,
Dem war auch Vater- und Muttermord
Wahrscheinlich früher ein Lieblingsport.
Die Neuen freilich, die der Mode huldigen,
Psychologisch alle Verbrechen entschuldigen,
Weil sie ja erblicher Wahnsinn sei'n,
Die werden auch Dilettantismus verzeihn.

Doch ob ein Schurke, ob ein Toller,
Nicht ohne Ketten einhergehn soll er.
Denn schlimmer ist selbst der Löwe nicht,
Der vor wütendem Hunger den Käfig zerbricht,
Als ein erbitterter Dilettant,
Der schon lange kein williges Opfer fand.

Schreckensbleich das Volk entweicht,
Wenn der wilde Mann sich zeigt.
Er hat kein Mitleid mit den Schwachen
Er öffnet den jambenspeienden Rachen,
Und hat er 'nen Hörer in seinen Klauen,
So hilft kein Jammern, hilft kein Hauen,
Ohn' Erbarmen mit des Nächsten Not
Liest er ihn tot!

Schmock

oder

Die literarische Karriere der Gegenwart



I.

So wie höfliche Menschen auch heutzutage noch in Gegenwart von Juden gern das Wort „Israelite“ gebrauchen, während sie unter sich sogar vor dem Ausdruck „Hebräer“ nicht zurückschrecken, so wird der Literat ins Gesicht ein „Schriftsteller“, hinter seinem Rücken wohl auch „Zeitungsschreiber“ genannt. Die Anrede „Herr Doktor“ deckt sich mit allen diesen Bezeichnungen.

Einen Literaten kann sich jeder nennen, der von der Feder lebt, ohne daß er Bücher oder sonst etwas Zusammenhängendes schriebe. Das Wort des Fürsten Bismarck, daß Journalisten Leute seien, welche ihren Beruf verfehlt haben, war niemals ganz richtig; denn ihren inneren Beruf haben doch wohl Männer wie Treitschke und Börne nicht verfehlt, als sie Publizisten wurden. Fürst Bismarck hat offenbar nur sagen wollen, daß Leute, welche irgendeinen regelrechten akademischen Beruf verfehlt haben, sehr häufig bei der Presse eine Zuflucht finden. Das ist richtig, und daher kommt es auch, daß man in einer Versammlung von Literaten so häufig Kollegen findet, welche den philosophischen, medizinischen oder theologischen Doktor in Obertertia gemacht haben.

Aber inzwischen ist die Arbeit des Literaten — nur muß man den Ausdruck Literatur vermeiden — selbst ein Beruf geworden, welcher seinen Mann und dessen Familie nährt. Wie es in Sizilien achtungswerte ältere Herren gibt, welche das einträgliche Räuberhandwerk ihrer Jugend mit dem beschaulichen Leben eines Rentners vertauscht haben, und nur noch bei Nachrichten von den Heldentaten ihres jungen Nachwuchses das alte heiße

Blut wieder aufbrausen fühlen, so gibt es auch wohl in den großen Städten zur Ruhe gesetzte Revolverjournalisten, welche so unschuldig tun, als hätten sie zeitlebens nur falsche Wetterberichte geschrieben, und welche höchstens bei dem Ereignis einer neuen Börsenemission elegisch ihrer Jugend gedenken. Auch sonst möchte das literarische Gewerbe ein Beruf werden, zu welchem ein sorgenvoller Vater seinen Sohn beruhigt sich wenden sieht. Es gibt in den europäischen Hauptstädten Herren, welche ein Ministergehalt dafür beziehen, daß sie täglich die Nachrichten weiter telegraphieren, die ihnen von Dienern großer Leute ins Haus gebracht werden, und diese Nachrichten sind sogar mitunter wahr. Es gibt Literaten, welche für ihr Schweigen jährlich größere Einnahmen haben, als Demosthenes für alle Reden seines Lebens; es gibt andere, welche mit Weibern und Kindern davon leben, daß ihr Name an der Spitze einer Zeitung steht. Nur schreiben dürfen sie darin nicht mehr, was ihnen leicht wird, weil sie es nicht mehr können.

So ist denn die literarische Tätigkeit ein Ziel schnellfertiger junger Leute geworden, und viele bilden sich ein, die Fähigkeit dazu wäre so leicht erreichbar, wie der Doktortitel einer kleinen Universität. Das ist sie nicht; aber die Arbeit der Vorstudien wird reichlich belohnt. Die literarische Karriere steht heute schon ebenbürtig neben anderen akademischen Karrieren da. Manch einer hat damit begonnen, daß er für zehn Pfennig die Zeile das Fallissement eines Getreidehändlers in der Zeitung mitteilte, und hat damit geendet, daß er im neuerrichteten Palaste des wieder emporgekommenen Getreidehändlers als mächtiger Schriftsteller einen Ehrenplatz bekam.

Es gibt in Deutschland ein paar Dutzend Literaten, welche in ihrer Torheit diesen Beruf ergriffen haben, ohne Karriere machen zu wollen. Überbleibsel aus der romantischen Zeit, Ideologen, welche es nicht anders verdienen, als daß sie von klügeren Mitbewerbern überholt werden. Diese paar Dutzend Literaten bringen es im Leben mit-

unter zu einer kleinen Gemeinde, welche sie achtet — nach ihrem Tode unbedingt zu herrlichen Nekrologen in den Zeitungen; denn die Achtung, welche sie sich erworben haben, wird für den ganzen Stand nutzbringend verwertet. Sie selbst gehen gewöhnlich gebückt unter den allgemeinen Sorgen, welche sie als persönliche empfinden, und unter den persönlichen, welche sie für allgemein halten. Und doch haben sie für ihren Beruf Charakter, Mut, Kenntnisse und Begabung mitgebracht, so gut wie die praktischen jungen Leute, welche als Literaten Karriere machen wollen.

Es ist nämlich ein albernes Vorurteil der plumpen Masse, wenn dem gemeinen Literaten nachgesagt wird, Charakter, Mut, Kenntnisse und Begabung seien seiner Karriere geradezu hinderlich. Das sind altmodische Ansichten.

Wer keinen Charakter besitzt, der hoffe niemals literarische Karriere zu machen. Denn sein Brotherr achtet wohl darauf, ob der angehende Literat das ist, was er einen Gentleman nennt. Der junge Literat hüte sich wohl, wegen sittlicher Vergehen mit der Polizei in Berührung zu kommen, silberne Löffel zu stehlen oder gar seinen Brotherrn um einen Vorschuß zu betrügen. Auf solchen Gesellen haftet ein sittlicher Makel und sie bringen es selten zu einer leitenden Stellung. Deshalb stähle jeder junge Mann frühzeitig seinen Charakter, und sollte er infolge eines derartigen Fehltrittes aus der Schreibstube seines Vaters zu den Zeitungsschreibern gelaufen sein, so mache er das Geschehene durch ein äußerst korrektes Leben oder wenigstens durch derlei Kleider wieder gut.

Auch Mut gehört zum literarischen Gewerbe. Ich meine nicht bloß den pöbelhaften Mut des Körpers, der sich in Volksversammlungen einer feindlichen Partei und auf dem Bureau eines zugeknöpften Finanzmannes äußert. Ich meine den moralischen Mut, ohne welchen der junge Literat niemals eines der wenigen Ministergehalte erreichen wird, welches am Ende der literarischen

Karriere dem ausdauernden Renner winkt. In der Nähe dieser Stellungen geht es heiß her. Und wie im wilden Kampfe der Sintflut wohl der Gerettete den Mann von der Felsenspitze herunterstürzt, der ihn vor kurzem erst hinaufgezogen hat, so freut sich auch der Sieger in der literarischen Karriere oft nicht lange seines Erfolges. Mutig fällt ihn sein geistiger Sohn von hinten an, denn es ist nicht gut, daß die Kraft Zeichen von Feigheit gebe.

Ein wohlfeiler Spott der plumpen Masse sagt, daß für die literarische Karriere Kenntnisse überflüssig seien. Doch solche Menschen reden wie Blinde von der Farbe. Als ob sich ein Literat auf einem gut bezahlten Posten behaupten könnte, ohne die Geschichte und den Klatsch seines Faches historisch für die letzten zwei bis drei Jahre zurück verfolgen zu können. Der Besitz eines neuen Konversationslexikons und der fleißige Besuch des Café Kaiserhof kann zwar über gewisse Lücken der Bildung hinwegtäuschen; wer aber nicht nachhinken will, der muß die Ministerwechsel oder die Theaternovitäten oder die Getreidepreise der letzten drei Jahre gründlich im Kopfe tragen. Aber selbst der literarische Anfänger wird gut tun, die Schule nicht vor Untertertia zu verlassen. Es ist nun einmal für einen Mann, der allgemein „Herr Doktor“ angesprochen wird, schicklich, daß er die lateinischen geflügelten Worte aus dem Büchmann richtig abschreibe.

Und nun erst die Begabung! Der Schweiger, der Nachrichtenhändler, wohl auch der würdige Mann, welcher mit der Schere asiatische und australische Politik macht, kann ja zur Not ohne darstellendes Talent fortkommen. Aber der schreibende Literat wird es nicht weit bringen, wenn er nicht über die Fülle des Ausdrucks mit jener Grazie verfügt, welche der Zeitungsleser mit Recht von seinem Blatte verlangt. Wer zum Beispiel schmucklos die Meldung bringen wollte: „Der Abdecker hat gestern fünf Gänse konfisziert“, der würde aus der Verkürzung seiner Bezüge bald ersehen, daß auch der Reporter von der deutschen Sprache lernen muß, wie sie

dichtet und denkt. Er muß etwa sagen: „Nicht immer entspricht der saftige Bratenvogel, welchen unsere Hausfrauen zu schätzen wissen, allen Ansprüchen eines verfeinerten Gaumens. Gestern hat diejenige amtliche Person, welche — und so weiter.“ Und anstatt des Geständnisses: „Wir haben keine Ahnung, was Bismarck gestern gesagt oder getan hat“, muß es unzweifelhaft heißen: „Aus der Wilhelmstraße drangen heute nur vage Gerüchte in die eingeweihten Kreise.“

Sind so falsche Anschauungen über den notwendigen seelischen Reichtum des candidatus litterarum nur in der Menge verbreitet, so täuscht der Anfänger sich oft selbst über die Höhe des Kapitals, mit welchem er in die literarische Karriere zu springen hat. Es ist ja nicht unbekannt, wie so ein junger Mann über die Sachlage denkt. Er sagt sich:

„Nicht nur für die Eröffnung eines Kaufmannsladens, sondern auch für die akademischen und künstlerischen Berufsarten braucht der Mensch eine bedeutende Summe, um sie in die Anlage hineinzustecken. Der Gelehrte muß viele Jahre auf dem Gymnasium und auf der Universität sein Geld oder das seines Vaters für sich und die Lehrer ausgeben, er muß als junger Arzt ein prächtiges Wartezimmer ausstatten, in welchem er wenigstens bei Tage nicht schlafen darf; er muß als Rechtsanwalt einen ironisch lächelnden Bureauvorsteher bezahlen, er muß als Assessor oder Lehrer oft jahrelang ohne Gehalt standesgemäß auftreten, er muß sogar als Prediger durch kostspielige Reinlichkeit seine Vermögenslage in Unordnung bringen. Auch der akademische Künstler muß lange Lehrgeld zahlen, muß dann, sollte er so töricht sein, Bildhauer werden zu wollen, teuern Marmor kaufen und hat als Maler außer Leinwand und Farben neuerdings auch noch einen photographischen Apparat anzuschaffen. Als Literat erspare ich Schul- und Kollegiengelder, und das bißchen Tinte und Papier kann ja die Welt nicht kosten. Im Notfall schreibe ich meine ersten Zeitungsbeiträge in

einem öffentlichen Postamte auf die zur Benutzung ausliegenden Depeschenblanketts, oder auf die leeren zweiten Blätter von Mahnbriefen. Bin ich jung und hübsch, so komme ich vielleicht mit der Rückseite meiner Liebesbriefe aus."

So denkt er nun in seinem ungestümen Drange, ein berühmter, eingeladener Literat zu werden. Aber er hat bei dieser Rechnung vergessen, daß die Neuzeit in keinem Berufe das Emporkommen leicht macht, daß der Dämon der Konkurrenz auch von ihm ansehnliche Opfer verlangt. Ist der Literat erst ein gesuchter Mitarbeiter unserer ersten Blätter geworden, dann darf er ungestraft Liebes- und Mahnbriefe und Depeschenblanketts mit der Tinte des Reichspostamts oder eines gefälligen Caféhauskellners beschreiben, dann darf er seine Bruttoeinnahme mit Stolz auch seinen Reingewinn nennen. Aber aller Anfang ist schwer.

Es kann vorkommen, daß der junge Literat sein ganzes Vermögen daran gewandt hat, um den Portier einer Gesandtschaft zu bestechen. Wenn er dann in die Redaktion eilt, um aus bester Quelle den Inhalt einer diplomatischen Unterredung niederzuschreiben, so ist ihm ein Kollege mit dem entgegengesetzten Inhalt zuvorgekommen. Er hat sich vielleicht von einer Verlagsbuchhandlung ein kostbares Werk kommen lassen und hat es, nachdem er zwanzig Zeilen herausgeschlagen, an den Antiquar verkauft. Da erhält er nach Jahr und Tag von der Verlagsbuchhandlung eine Rechnung über den vollen Ladenpreis. Er hat vielleicht eine Droschke genommen, um mit einer Börsennachricht zuerst zur Stelle zu sein, aber sein Gewährsmann ist à la hausse beteiligt, sein Brotherr à la baisse, und die Notiz wird nicht aufgenommen. Er wird sich an dem Portier, an dem Buchhändler und an seinem Börsenfreunde rächen, aber seine Barauslagen wird ihm niemand zurückerstatten. Ferner braucht selbst ein Anfänger, wenn er den Erfordernissen der Neuzeit entsprechen will, für den Zutritt bei Fest-

lichkeiten einen Frack und weiße Binde. Sie werden angeschafft, und es kann geschehen, daß der Frack grau und die Binde schwarz wird, bevor ihr Träger die Eintrittskarte zu einer Festlichkeit von nur hundert Zeilen erhält.

Unter solchen Umständen wird der ältere candidatus litterarum es vielleicht vorziehen, die stillere Karriere eines Bierwirts einzuschlagen, als welcher er nur selten in der Lage ist, Verlust zu erleiden; denn saures Bier läßt sich immer noch besser verwerten, als eine alte Nachricht. Die Jugend aber, welche vor der Prosa eines solchen Lebenswandels zurückschreckt und den Ruhm am letzten Ende winken sieht, den Ruhm und in seinem Gefolge den Ehrenplatz bei den Diners von reichen Damen und bei der traulichen Plauderei mit jungen Sängerinnen, die Jugend stürmt nach wie vor kühn in die literarische Karriere hinein, und für sie werden ernste Ratschläge willkommen sein.

II.

Ich möchte noch einmal hervorheben, daß meine Lehren nur für reife junge Leute bestimmt sind, welche das Leben ernsthaft fassen und entschlossen sind, als Literaten Karriere zu machen. Ich weise also von vornherein sowohl diejenigen ab, welche nur in der Not des Augenblicks einmal vorübergehend bei einer Zeitung tätig sind, als auch die anderen, welche törichterweise für die Schriftstellerei leben wollen, anstatt von ihr zu leben.

Die ersten bringen dem Stande keine Ehre. Es ist nicht angenehm, einem ehemaligen Kollegen wieder zu begegnen, wenn er Kellner geworden ist, und sollte er auch Zahlkellner sein.

Die zweiten bringen dem Stande keinen Nutzen. Es sind gewöhnlich weltfremde oder verwilderte Propheten, welche noch heute nach der Weise des Alten Testaments dem Volke predigen wollen, ohne eine feste Anstellung dazu zu haben. Diese Menschen sind imstande, für ihre

Parteiblätter zu dem geringsten Zeilensatze zu schreiben, ja sogar irgendeine Lieblingsidee in bogenlangen Aufsätzen gratis zu verteidigen. Sie drücken nur die Preise, und die Interessengemeinschaft der Literaten verlangt es, daß solche Bönhasen zeit ihres Lebens niedergehalten werden, was denn auch gewöhnlich geschieht. Meine Lehren sind für so schädliche Leute um so weniger bestimmt, als dieselben gewöhnlich sonst schon etwas gelernt haben.

Der willige Jüngling aber, welcher unwissend wie ein unbeschriebenes Blatt unser Kollege heißen will, sei zuerst daran erinnert, daß auch einige Äußerlichkeiten für seinen Erfolg nicht gleichgültig sind. Er wird seinen ganzen Kredit oder den Erlös seiner Schulbücher, falls er das eine oder das andere besaß, auf eine nette Kleidung verwenden müssen. Gedenkt er über dem Strich tätig zu sein, so mag er dunkle Stoffe und einen würdigen Schnitt wählen, damit er schon beim ersten Auftreten wert erscheine, das Vorzimmer eines Geheimrats betreten zu dürfen. Auch kann er nachher diese Röcke auftragen, wenn er Abgeordneter werden sollte. Will er aber unter dem Strich glänzen, so wäre eine etwas genialere Tracht zu empfehlen, etwa so, wie die Schüler der Kunstakademie sie bevorzugen: kurzes Röckchen, breiten Schlapphut und womöglich ein Schnurrbärtchen. Auf alle Fälle versehe sich der Kandidat mit einem gut sitzenden Kneifer; er würde sonst unangenehm auffallen.

Was seine Körperhülle sonst anbelangt, tut er am besten, sich einen älteren Kollegen in gefestigter Stellung zum Vorbilde zu nehmen; das Vorbild fühlt sich dann geschmeichelt und wird dadurch in der Prüfung seines Jüngers milde gestimmt. Notabene: oft schon ist der Nachahmer auch Nachfolger geworden. Je nach Zeit und Umständen kann sich die Nachahmung bloß auf Haartracht, Farben, Gangart und Redeweise, oder auch auf den Geschmack in der Bier- und Frauenfrage erstrecken. Eine gewisse Anlehnung im Stil ergibt sich dann von

selber, wie denn überhaupt der Stil in der literarischen Karriere Nebensache ist.

In den Mittelpunkten des europäischen Lebens wird man darum häufig tonangebende Literaten finden, welche von einer Anzahl Jünger umgeben sind, wie Kegelkönige von kleineren Kegeln. Ein langgestreckter Hals unterscheidet allein das Oberhaupt von der etwas gedrückten Umgebung. Rohe Gesellen nur sind imstande, die Kugeln nach ihnen zu werfen und „alle Neune" zu rufen, wenn der König sie im Sturze alle mit sich reißt.

Das erfahrene Vorbild wird seinem Jünger auch gern zur Seite stehen, wenn die allgemeinen Ratschläge dieser Schrift ihn im Stiche lassen. So wird das Vorbild auch gern bei der Wahl des Namens Patenstelle vertreten. Es ist nämlich unbedingt nötig, daß der Literat einen augenfälligen oder wohltönenden Namen habe, selbst dann, wenn er niemals in die Lage kommen sollte, ihn unter einen Aufsatz zu schreiben. Nur wenn der Kandidat von seinem Vater einen angenehmen Namen geerbt hat, wird er sich mit diesem behelfen. Die Wirkung seines ehrlichen Familiennamens erprobt er am besten, wenn er sich schon mit fünfzehn Jahren oder früher auf dem Brocken oder wo er sonst hinreisen durfte, als Schriftsteller ins Fremdenbuch einträgt. Wenn er genug Taschengeld hat, so darf er sich auch den Schriftsteller auf seine Visitenkarten drucken lassen, oder auch Literat. Einen anderen „Literat" zu rufen, wäre vielleicht bedenklich; sich selbst darf man ungestraft so nennen.

Ergibt nun die Probe, daß der Name des Vaters für das Ohr oder das Auge zu grell oder zu alltäglich sei, so wird ein Pseudonym entweder ganz frei oder mit Verwendung des ursprünglichen Namens geformt. Wenn einer Schulze oder Cohn heißt, so wird ihm nichts übrigbleiben als ein neuer Name, um sich von den allzu zahlreichen Kollegen gleichen Namens zu unterscheiden. Der Schulze wird am besten tun, seinem Namen die Bezeichnung seines Geburtsortes anzuhängen. Schulze-Wesel

zum Beispiel klingt ganz gut und deutet gleichzeitig eine gewisse Pietät des Trägers und einen Feudalbesitz an. Wer Cohn heißt, der erregt etwa mit dem Pseudonym „Cohn-Punitz" seltsamerweise nicht dieselben Vorstellungen. Er wird also gut tun, sich einen ganz neuen Namen beizulegen, zum Beispiel Aristides. Warnen möchte ich bei dieser Gelegenheit davor, daß als Pseudonym der weltbekannte Name eines deutschen Dichters gewählt werde, zum Beispiel Goethe, Schiller, Bürger. Das sieht wie Unkenntnis aus und fordert zu Vergleichen heraus, die für beide Teile nur peinlich sein können.

So heikel dieses Thema ist, so bringt mich die Erwähnung der vielen Cöhne unserer Literatur auch auf die Frage der Taufe. Ob ein Literat als Katholik oder als Protestant getauft wurde, ist in unseren Zeiten völlig gleichgültig geworden. Der Übertritt von einer Konfession zur anderen hat in Deutschland kaum mehr geschäftliche Folgen und wird darum in der Literatenwelt selten mehr beobachtet. Auch ungetauft konnte man durch Jahrzehnte Karriere machen; und man machte sie auch. Neuerdings ist das wieder anders geworden, und es kann dem jüdischen oder chinesischen Kandidaten nur geraten werden, sich der Taufe so früh wie möglich zu unterziehen. Sie wird ihm in orthodox-christlichen Kreisen wenig helfen, aber gerade bei seinen ehemaligen Glaubensgenossen wird der neue Christ mit seinem neuen christlichen Namen besser verwandt und höher geschätzt werden, als ein alter Christ mit einem alten Namen. Alte Sachen haben auch in der Literatenwelt keinen vollen Wert.

Daran möchte ich noch einen Rat fügen, den ich für einen besonders wohlüberlegten halte. Die Täuflinge glauben gewöhnlich jüdisch klug zu handeln, wenn sie vom Judentum in Süddeutschland zum Katholizismus, in Norddeutschland zum Protestantismus übertreten. Das ist aber völlig falsch. Der Übertritt geschieht am besten in die Reihen der Minderheit, weil in ihr der

einzelne besser behandelt wird. Auch kommt es auf die Konfession gar nicht an, sondern nur auf das Christentum.

Sind nun die äußeren Vorbedingungen erfüllt, ist der Kandidat von früher her oder frisch gekleidet, benannt und getauft, so wird es sich für ihn empfehlen, unter den verschiedenen Tätigkeiten des Literaten eine bestimmte zu wählen. Die Teilung der Arbeit, welche heute die ganze Industrie beherrscht, ist auch auf literarischem Gebiete, ja sogar auf geistigem nicht mehr zu umgehen. Man wird heutzutage nicht mehr Journalist, sondern wählt sich eine Spezialwaffe. So hat sich neben dem Revolverjournalisten der Kanonenjournalist und besonders in Frankreich der Degenjournalist entwickelt. Aber noch besser als das rohe Kriegerhandwerk wird die Universität mit ihrem Zerfall in Fakultäten dem Vergleiche dienen können. Einst vor vielen hundert Jahren hatte die Universität ihren Namen eben daher genommen, daß ein jeder sie gefüllt mit der ganzen Bildung seiner Zeit verließ, um dann die erworbenen Kenntnisse als Lehrer, als Richter oder als Prediger zinsbar zu machen. Unser praktisches Jahrhundert denkt nicht mehr daran, einem jungen sogenannten Doktor die gesamte Bildung zuzumuten, woher es denn auch kommt, daß so viel mangelhaft gebildete Doktoren von der Universität ins Leben zurückkehren.

Das literarische Gewerbe hat sich weit später als das gelehrte Handwerk zu seiner Blüte entwickelt; es hat jedoch einen ähnlichen Gang verfolgt. Noch im vorigen Jahrhundert gab es angesehene Literaten, welche die Erbschaft der alten Universitäten angetreten hatten und das gesamte Wissen ihrer Zeit in ihrem Kopfe vereinigten. Die Fachleute der Gegenwart nennen sie mit einiger Verachtung Polyhistoren. Diese verschwenderischen, mit Geist und Wissen verschwenderischen Journalisten des achtzehnten Jahrhunderts besaßen den lächerlichen Faustischen Drang: sie bildeten sich ein, sie könnten was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Es waren tüchtige Menschen, aber sie verstanden es nicht recht,

Karriere zu machen. Zwar in Frankreich verdienten Voltaire und Diderot viel Geld; aber unser Landsmann Lessing brachte es nicht weiter als bis zu einer Bibliothekarstelle in der Provinz, und seine Verhältnisse sind es wahrlich nicht, was so viele strebsame junge Leute in die literarische Karriere treibt. Dieser vielgerühmte Lessing hätte es wegen seiner Charakterschwächen heutzutage kaum zu der Stellung des Feuilletonredakteurs eines großen Blattes gebracht; er hätte ganz gewiß nicht die Fähigkeit (Fakultät) besessen, mit genialem Überblick die Interessen seines Brotherrn zu den seinigen zu machen. Was ihm jedoch in seiner Karriere besonders geschadet hat und weshalb er zum abschreckenden Beispiel für undisziplinierbare Menschen so elend verkommen ist, das ist seine ganz unmoderne Vielseitigkeit. Er schrieb ja recht gut, aber er wußte zu viel. Da rieb er sich einmal an den Philologen und verfaßte Aufsätze, welche von jeder Philologenzeitschrift mit dem doppelten Honorarsatze hätten honoriert werden müssen. Aber blieb er bei diesem vortrefflichen Nahrungszweige? Nein. Er setzte einen falschen Ehrgeiz darein, auch für theologische Fachblätter, für Dramaturgien und endlich sogar für politische Zeitungen zu schreiben. Man wußte gar nicht, wo ihn unterzubringen, von dem geistigen Hochmut, seine eigene Meinung niederschreiben zu wollen, ganz zu schweigen. So vermischte der vielgenannte Herr sogar das Höhere mit dem Niedern, das heißt die Würde über dem Strich mit der Anmut unter dem Strich und wird schon um dessentwillen kaum mehr nachgeahmt.

So kann ich mich denn nur dessen freuen, daß von anderer Seite gegen die Überschätzung Lessings erfolgreich gearbeitet wird. Diese andere Seite hält es sonst zu den Pfaffen und zu den Junkern und meint es darum von Hause aus nicht gut mit uns, die wir die literarische Karriere eingeschlagen haben. Aber mit ihrer Lessinghetze hat sie zum Beispiel die Errichtung eines Lessingdenkmals in Berlin lange hintertrieben, und dafür sagen wir Dank,

denn wir müßten uns schämen, so oft wir an dem Denkmal vorübergingen.« Und da ist es doch besser, wenn diejenigen sich schämen, welche die Lessingdenkmal-Angelegenheit im Sande verlaufen lassen. Von unserem Standpunkte muß uns eigentlich die Haltung der betroffenen Herrschaften wundern. Denn dieser Lessing war ja ein glühender Patriot, war ein begeisterter Preuße und soll uns im Auslande Ehre gemacht haben. Aber als Literaten können wir nur froh darüber sein, daß uns der Anblick eines steinernen oder erzenen Lessing erspart bleibt. Vielleicht würde dann sein Beispiel dennoch unter uns Nachahmung finden, und das würde nicht nur die literarische Karriere einzelner Verirrter hindern, sondern vielleicht dem ganzen Gewerbe den Stempel des Industrialismus wieder nehmen, und es zu der Liebhaberei besonders dazu veranlagter Köpfe hinunterdrücken. Solche Pfuscher wären imstande, zuerst zu schreiben und dann nach dem Honorar zu fragen.

Um mit diesem gefährlichen Lessing ein für alle Male fertig zu werden, sei's gleich hier gesagt, daß er die für die literarische Karriere erforderlichen Eigenschaften wohl besaß, aber sie alle schief ausgebildet hatte. Wir haben sie oben aufgezählt. Jawohl, Lessing hätte einen Charakter aus sich machen können; aber mit Preisgebung aller Umgangsformen ist er frühzeitig halsstarrig geworden und hat Fehler begangen, die zu den unverzeihlichen gehören. Wäre es heutzutage denkbar, was doch dieser Lessing getan hat, daß ein Literat als Dramaturg oder als Lektor von einem bestimmten Theater einen Gehalt bezieht und dennoch die Schauspieler dieses Theaters nicht genügend lobt? Ist es heute denkbar, daß ein Redakteur das nachgelassene Werk eines Kollegen herausgibt, ohne es für sein eigenes auszugeben, und daß er dann, wenn die Behörde mit Strafe droht, den wahren Verfasser nicht nennt? Und auch das hat Lessing getan.

Gewiß, dieser Mann besaß auch einigen Mut. Aber anstatt ihn gegen diejenigen zu lenken, welche sein Brotherr ihm als schwächliche, leicht abgetane Feinde be-

zeichnete, wandte er seine Kraft fast immer leichtsinnig gegen die Mächtigen. Das ist nicht mehr Mut, das ist frevelhafter Übermut, das ist die ὕβϱις, welche nach Lessings eigener pedantischer Anschauung sträflich ist. So ein Mensch wäre ja heutzutage imstande, gegen das Hoffsche Malzextrakt, gegen Oswald Niers ungegipste Weine, oder sonstwie gegen die größten Inserenten zu schreiben.

Auch Kenntnisse besaß Lessing, es ist nicht zu leugnen. Aber auch hierin hat er das richtige Maß nicht eingehalten. Will der Literat Karriere machen, so darf sein Bildungsgrad den seiner Leser nicht zu sehr überragen. Es hat etwas Verletzendes für das Publikum, wenn es in seiner Zeitung neue Gedanken findet. Es liegt eine gewisse Frechheit darin, wie diese sogenannten großen Schriftsteller alten Schlages auf jeder Seite mehr als einmal mit neuen Begriffen kommen, bei welchen der gewöhnliche Zeitgenosse stutzen muß. Wo bleibt da die Glätte, wo bleibt da das Behagen beim Frühstückstisch? Ich habe nichts dagegen, daß ab und zu ein lateinisches oder griechisches Wort aus der frühen Schulzeit wieder aufgefrischt wird. Das freut die Leser, welche nie bis Obertertia gekommen sind, und imponiert den übrigen. Aber als ein Literat geistig nicht nur über der Menge, sondern sogar über der hergebrachten Anschauung der Fachleute stehen wollen, das ist nicht mehr Wissen, das ist Tusch, wie wir auf dem Gymnasium als Studenten gesagt haben. Unsere Leser, welche uns zu leben geben, sind nicht dazu da, sich von uns auf Schritt und Tritt belästigen zu lassen. Da nun derjenige, welcher zufällig etwas mehr gelernt hat, sich dumm stellen muß, um den Lesern zu schmeicheln, so ist es doch besser und leichter, wenn er überhaupt nichts weiß. Der moralische Charakter gewinnt also geradezu durch Unwissenheit.

Die Begabung dieses Lessing steht bekanntlich nicht außer Frage. Er selbst hat die größte Torheit seines Lebens begangen, als er krankhafte Zweifel an sich selbst für alle Leute niederschrieb. Wir werden uns natürlich

hüten, jemals so zu handeln. Auch zweifeln wir eigentlich niemals an uns. Aber Lessings Begabung sogar zugestanden, so wütete er gegen sich selbst eben durch die oben gerügte Vielseitigkeit. Unter uns wollen wir zugeben, daß dieser Lessing reich genug war, um aus ihm hundert Literaten zu machen, von denen jedem seine Karriere noch sicher wäre. Für eine einzige Feder war dieser Überfluß nur schädlich. Noch heute sind die Literarhistoriker mit der Klassifizierung der Lessingschen Schriften nicht fertig. Wie hätte ein Verleger oder Redakteur jener Tage mit ihm fertig werden sollen.

Wir werden uns darum aus Standesrücksichten nicht öffentlich mit denen vereinigen, welche da rufen: Nieder mit Lessing! Aber im stillen werden wir ihre Bestrebungen unterstützen. Schlimm genug, daß Ulrich von Hutten, auch einer von den gewissenlosen Geistern, welche die Preise drücken, dort irgendwo in seiner Heimat oder anderswo ein Denkmal erhält. Der ist nicht so gefährlich, weil man doch auf Flecken in seinem Leben hinweisen kann. Aber es könnte unser ganzes Gewerbe zusammenschmeißen, wenn uns dieser makellose Lessing auf einem Sockel täglich vor Augen stünde.

Wir wollen einig sein und uns nicht durch zuviel Charakter, Mut oder Wissen auszeichnen. Wir wollen keine Lessinge werden. Es kommt nichts dabei heraus. Wir wollen innerhalb der Literatur auf einem beschränkten Gebiete vorwärts kommen und darum beizeiten eine Fakultät wählen, das heißt ein Unterfach innerhalb des Berufes.

III.

Die engere Wahl der Tätigkeit muß auch beim künftigen Literaten von den Triebfedern bestimmt werden, welche nach Schiller und anderen Idealisten den Weltbau regieren und welche heißen: Hunger und Liebe. Nur daß diese Philosophen eine dritte Triebfeder von gleicher Macht vergessen haben, die Eitelkeit, welche

da als Stellvertreter eintritt, wo der Mensch, dessen Hunger oder dessen Durst nach Liebe unbefriedigt geblieben ist, sich mit dem Scheine der Befriedigung begnügt. Ein Beispiel wird die dunkle Sache klarer machen. Man kann aus Hunger sich dazu verstehen, russische Romane zu übersetzen. Der Durst nach Liebe kann denselben Mann dazu treiben, Ballettkritiker zu werden. Wenn der Literat aber bereits übersetzte russische Romane ohne Honorar noch einmal übersetzt, nur damit sein Name auf dem Titelblatt stehe, oder wenn er als alter Herr noch Ballettkritiker wird, so war er nicht von Hunger und Liebe, sondern von jener Eitelkeit geleitet, über welche die Weisheit Salomonis so brauchbare Zitate geliefert hat. Im folgenden muß man sich die drei Einpeitscher des menschlichen Fortschrittes auch dann wirksam denken, wenn ihrer rücksichtsvoll nicht ausdrücklich gedacht ist.

Der candidatus litterarum wird also, im Begriffe seine engere Wahl zu treffen, vor allem entscheiden müssen, ob er als freier Schriftsteller für ideenreiche Buchverleger Bücher und Broschüren, oder für die Herausgeber einer Zeitung mit beschränkter Freiheit Aufsätze schreiben will. In beiden Fällen muß er Wert darauf legen, daß er nicht mit den Buchhandlungsgehilfen verwechselt wird; denn diese verfassen nur grobe Briefe und lange Rechnungen und halten ihrem Brotherrn gegenüber eine gewisse Freiheit fest, während der Literat nach einem unbeugsamen Fatum sofort durch Vorschüsse gefesselt wird und trotzdem immer kurz und einschmeichelnd schreiben soll. Nicht unwichtig ist es auch, daß der Buchhandlungsgehilfe auf seinem Pulte alles Nötige zum Schreiben vorfindet, während der freie Literat es sich selbst besorgen muß. Im übrigen sind die Unterschiede weniger auffallend oder doch für den Literaten nicht vorteilhaft.

In dieser Stellung wird der schreibende junge Mann allerdings seinen Hunger und seinen Durst nach Liebe nur mangelhaft befriedigen; denn er wird für das liebe Brot

von früh bis spät in die Nacht arbeiten müssen und von der schönen Welt nicht viel zu sehen bekommen. Dafür kann er seiner Eitelkeit täglich neue Feste geben. Jede Woche kann er hinter den Spiegelscheiben der Buchhandlung eine neue Broschüre mit seinem Namen prangen sehen, und sein Verleger wird in den Anzeigen des Buchhändler-Börsenblattes mit Ruhmesworten nicht geizen. Je nach der Würde des Gegenstandes wird der Literat bald der gründliche N. N., oder der pikante N. N. heißen, dann der durch seine epochemachende Philosophie zu einem Lieblingsdichter der Nation gewordene und auch der durch seine allerliebsten Plaudereien epochemachend gewordene und endlich gar der klassische N. N. Und in kühner Steigerung wird die Anzeige damit schließen, daß ganz Berlin, ganz Deutschland, ganz Europa, die ganze Welt, oder die Gegenwart und die Nachwelt bis zu den fernsten Enkeln die angepriesene Schrift wird lesen müssen. Solang der Literat noch jung ist, wird er sich vielleicht den Preis dieser Anzeigen von seinem Honorar abziehen lassen. Er sollte aber niemals darein willigen, wenn sein Honorar geringer ist als die Auslage für die Inserate.

Daß der Literat für seine Arbeit so wenig Geld bekommt, das liegt nicht allein in der Entwicklungsgeschichte seines Standes und in dem bösen Willen des Verlegers; der letztere kann gewöhnlich wirklich nicht mehr zahlen, wenn er selbst halbwegs dem Drange der drei großen Triebfedern gehorchen will. Ein seltsames Verhängnis will es nämlich, daß die Bücher und Broschüren, welche dem allgemeinen Literaten aufgetragen werden, immer schon erfolgreicher von anderen geschrieben worden sind. Da gibt es nämlich jene unzünftigen Menschen, welche sich Schriftsteller von Geburt nennen und welche auch am Bettelstabe noch um Gottes willen und von Gottes Gnaden Schriftsteller bleiben und welche mitunter Einfälle haben. Nimmt so ein Einfall zufällig einmal die Gestalt eines Buches an, so haben die ideenreichen Ver-

leger denselben Einfall regelmäßig schon lange vorher gehabt. Da muß denn in aller Eile der literarische Buchhandlungsgehilfe das Buch noch einmal schreiben; man stattet es mit einem ähnlich klingenden Titel, mit demselben Druck und Papier aus und wirft es auf den Markt. Nun fängt das nachempfundene Buch immer ein paar hundert Leser ein. Aber irgendein Fabrikgeheimnis, welches den großen Erfolg des Originals machte, scheint dem zweiten Originale, welches nur zufällig zu spät fertig wurde, zu fehlen und so muß sich der ideenreiche Verleger regelmäßig mit dem Gewinn von ein paar Talern und mit der Freude begnügen, das Werk seines Rivalen diskreditiert zu haben.

Nichtliteraten, falls es solche noch gibt, können einen ähnlichen Vorgang beim Angeln beobachten. Wer da am Flußlauf zufällig eine Stelle entdeckt hat, an welcher die fetten Barsche und Aale nur darauf lauern, anzubeißen, der bildet sich auch ein, dieser Platz gehöre ihm. Mit Unrecht. Die Vorsehung macht keinen Unterschied zwischen Anglern und Anglern. Wenn nun der zweite kommt und sein grober Haken und sein lautes Auftreten oder seine ungehobelten Worte die Fische vertreiben, so ist ihm die kleine Genugtuung zu gönnen, daß auch der erste Ankömmling dort nichts mehr zu holen hat, wo es dem zweiten nicht geglückt ist.

Der Gehilfe eines Verlegers, welcher an fremden Ideen reich ist und durch sie reich werden möchte, hat nicht immer Kleinigkeiten zu verfassen. Oft gilt es mit einem Schlage die Lebensarbeit eines der gefährlichen Geburts- oder Gottesgnadenschriftsteller zu verschlingen. Da hat so ein Preisdrücker vielleicht dreißig Jahre lang über der Geschichte von Asien oder über der Geschichte der Entwicklung der großen Zehe gesessen und steht im Begriffe, die Ergebnisse dreißigjähriger Tätigkeit in einem fünfbändigen Werke herauszugeben, welches bei dem regen augenblicklichen Interesse für Asien oder für die große Zehe einen Erfolg wittern läßt. Der Ideenverleger

muß ihm natürlich zuvorkommen, in der Zeit und im Raume zuvorkommen, er läßt daher von seinem Literaten citissime das angezeigte Werk in zwei Bänden schreiben. Da aber unser Freund sich Asien oder die große Zehe nicht aus dem kleinen Finger saugen kann, so muß ihm der Verleger, der vor keinem Opfer zurückschreckt, antiquarische Exemplare älterer Bücher über diesen Gegenstand zur Verfügung stellen. Der Gehilfe hat demnach im wesentlichen nur abzuschreiben, was in früheren Zeiten für keine volle Betätigung schriftstellerischen Geistes gehalten wurde, was aber heute durch verehrte Kollegen gesellschaftsfähig geworden ist. Will man den Abschreiber in der Gelehrtenwelt klassifizieren, so muß man ihn scharf vom Kopisten unterscheiden. Denn der Kopist ist ein ehrlicher Mann, der seinen Namen niemals auf das abgeschriebene Werk setzt, was der Abschreiber mit Vorliebe tut, wodurch er sich wieder vom Diebe unterscheidet, welcher aus gestohlenen Taschentüchern den Namen wohl austrennt, seinen eigenen aber kunstreich einsticken zu lassen selten ein zwingendes Bedürfnis fühlt.

Hier müßte dem Gange der Untersuchung nach der gewöhnliche, vom Verleger angestellte Übersetzer behandelt werden. Aber wir wollen an ihm vorübergehen. Diese meine Schrift ist ernst, aber sie soll nicht traurig werden. Wir wenden uns ab und legen ein Hungerblümchen auf sein Grab.

IV.

Wen solche Leistungen im Dienste von Verlegerideen nicht befriedigen, der sucht in Verbindung mit einer angesehenen Zeitung sein Arbeitsfeld. Es gibt auch da eine stille Tätigkeit, welche nur selten um ihrer selbst willen geliebt wird, die am Handelsteile. Die meisten Beteiligten haben aber mit der Absicht dieser Schrift nichts zu schaffen. Für sie ist die dichterische Mit-

arbeit an einer Zeitung nur eine Nebenbeschäftigung. Sie sind zum Beispiel irgendwie Getreidehändler und schreiben als solche unbefangene Getreideberichte.

Zu einer anderen Art von Nebenbeschäftigung wird diese Art von Literatur, wenn der Börsenberichterstatter dem Blatte seine Fähigkeiten nur unter der Bedingung zur Verfügung stellt, daß er gleichzeitig einen Zweig der Kunst beurteilen darf. In diesem Falle läßt er die eine oder die andere der obengenannten Triebfedern auf sich wirken, welche sonst im Handelsteile — um in seinem Stile zu reden — infolge mangelnder Nachfrage und gleichzeitig infolge übergroßen Angebots in ihrer Blüte verrosten müssen.

Wo das Feld des Handels ernsthaft bestellt wird, da zerfallen die Literaten in zwei Gruppen, welche sich ethisch und finanziell schroff voneinander unterscheiden: die einen werden reich und die anderen bleiben arm. Die letzteren sind Preisdrücker und gehen uns als die größten Toren gar nichts an. Die reich gewordenen Börsenliteraten aber beweisen durch ihr rasches Emporkommen am deutlichsten, wie ehrenvoll die literarische Karriere ist. Denn so ein reich gewordener Börsenberichterstatter kann nach einem kurzen Übergang alles werden, was auf Erden mit Geld zu erreichen ist. Also alles. Hausbesitzer, Rentier, Gutsherr, Zeitungsverleger, Dichter, Mäzen, Wagnerianer und Bezirksvorsteher. Sogar Wähler und Schöffe kann er werden.

Man hat schon oft darüber geklagt, daß in Deutschland die Memoirenliteratur nicht so bedeutend sei wie in anderen Ländern. Ich habe nie begreifen können, warum die Geschichtschreiber sich so gierig nach Memoiren umsehen. Denn in solchen Aufzeichnungen steht doch immer nur, was tätige Staatsmänner selbst beobachtet haben. Das kann den Verfassern von Geschichtswerken nur unangenehm sein. Die Memoiren eines reich gewordenen Börsenberichterstatters aber wären ein äußerst nützliches Buch und könnten vielleicht diese Schrift ersetzen. Was

ich nur beiläufig und oft bedingungsweise aussprechen kann, das würde dort durch hundert kleine Züge lebendig werden, und der Verfasser wäre durch sein Haus im Tiergarten oder durch seinen Titel ein lebendiger Beleg dafür, daß sein Weg zum erwünschten Ziele geführt habe. Der Käufer seines Buches hätte sich also sicherlich nicht darüber zu beklagen, daß er gefoppt worden sei. Leider hat sich kein reich gewordener Börsenberichterstatter dazu entschließen können, den Schleier von seinen Geschäftsgeheimnissen zu ziehen und jüngere Talente auf seinen Weg zu lenken. Wo dies auf einen begreiflichen Abscheu gegen alle Schreiberei zurückzuführen ist, oder auf eine plötzlich hervorgetretene Unfähigkeit, da wollen wir die Zurückhaltung nicht weiter tadeln. Schmach aber dem Literaten, der durch solche Tätigkeit ein allgemein geachteter Mann geworden ist und aus Mißgunst die Mittel seines Erfolges für sich behält. Man kann sein Vorgehen nicht kollegialisch nennen und die Anrede „Herr Kollege" wird ihm darum häufig versagt.

V.

Derjenige Kandidat, welcher es in der Schule bis Obersekunda gebracht, oder der durch seine Reportertätigkeit einiges Zutrauen erworben hat, wird auch ohne meinen Rat dem Felde zustreben, über welches aller Segen des Himmels, wie über eine lachende paradiesische Landschaft, ausgebreitet ist. Er wird Feuilletonist werden, um anfangs mit kritischen Notizen nach Anweisung seines Chefs zu arbeiten, um dann endlich, so Gott will, selbst als Feuilletonredakteur die Schlüssel des Paradieses in seine Hände zu bekommen. Leider kann ich hier keine warnende Stimme erheben. Die feuilletonistische Karriere ist in der Tat ungefähr so, wie die Phantasie eines von Sekunda ausgewiesenen Schülers sie sich malt. Der Anfänger braucht nur ein Viertelstündchen auf dem Zimmer seines Chefs zuzubringen, und das Wasser wird ihm vor

Begierde im Munde zusammenlaufen. Jeder Briefträger bringt dem Feuilletonisten mehr Einladungen ins Haus, als der Eingeladene das ganze Jahr über zu erwidern pflegt. Da zu einer neuen Operette, dort zur dritten Jungfrau dieses Monats, da zur Eröffnung des neuesten und stilvollsten Bräus, dort zur Generalprobe des englischen Zirkus. Hunger, Liebe und Eitelkeit können alle mit Bergen von solchen Einladungen gefüttert werden, und wenn sie satt sind, so bleibt noch für den jüngsten Jünger so viel übrig, daß er sich überißt. Und wie schwillt seine Brust, wenn im Theaterfoyer oder in der Manege oder im Künstlerzimmer des neuen Bräus der Direktor oder der Baumeister, der Kommerzienrat oder der Maler schmeichelnd an ihn herantreten und ihn um seine Meinung über die neue Jungfrau, über das neue Bier oder über das neue Pferd fragen. Er hat vielleicht noch keine Meinung, aber sie wird morgen in seiner Zeitung stehen, und darum drücken ihm heute Exzellenzen die Hand. Es dauert nicht lange und er fühlt auch den Beruf, an hervorragender Stelle seines Feuilletons öffentliche Meinung zu machen. Er hat vielleicht in seiner frühesten Jugend Schweine getrieben, darum blickt er mit Kenneraugen auf den stolzen arabischen Hengst, der ihm nur zufällig den Schmutz der Manege ins Gesicht spritzt und dafür morgen von ihm verrissen werden wird.

Je weiter es der Feuilletonist in der Zeilenzahl und in der Selbständigkeit bringt, desto größer wird seine Stellung in der Gesellschaft. Neu eröffnete Weinhäuser bitten ihn bloß um seine Gegenwart; er soll nur die Tafelrunde zieren, er braucht gar nicht selbst zu schreiben. Sogar neuerrichtete Badeanstalten laden ihn zum Eröffnungsschmause. Maler, Dichter, Schauspieler empfangen ihn in ihren Gesellschaften, bis er es endlich als eine Beleidigung empfindet, von einer öffentlichen Persönlichkeit nicht eingeladen worden zu sein. Er hört von dem Nachtmahl des Lionardo da Vinci. „So, so! Und das Souper war gut? Dieser Herr scheint mich ja

nicht zu kennen.“ Und der rücksichtslose Maler da Vinci wird bei nächster Gelegenheit verrissen.

Im Durchschnitt kommt auf hunderttausend Einladungen kaum Eine Ohrfeige. Das Leben des Feuilletonisten ist darum wirklich ein beneidenswertes und der candidatus litterarum wäre schlecht beraten, der es hierin nicht versuchte. Aber es ist kein Licht ohne Schatten, und so hat diese Laufbahn die Unbequemlichkeit, daß man darin vor Gedränge nicht laufen kann. Wer einmal zugesehen hat, wie in der Nähe eines Ameisenhaufens eine tote Maus entdeckt wird, und wie nun unzählige Scharen von Ameisen hervorbrechen und sich auf die Beute werfen und sie mit ihren Körpern verhüllen, bis anstatt des Beutestückes nur noch Ameisen zu sehen sind, der hat ein prächtiges Bild der feuilletonistischen Karriere geschaut. Diese ungeheure Konkurrenz hat natürlich für den Kandidaten unangenehme Folgen. Angesehene feste Stellungen sind für die Schüler dieser Schrift äußerst selten zu erlangen. Die Preisdrücker, die Schriftsteller um Gottes willen, welche die Händedrücke von Exzellenzen und Geheimräten nicht zu würdigen und zu bewerten wissen, haben die besten Plätze oft für Lebenszeit inne. Weitsichtige Literaten sollten diesen Geschäftsgebrauch der Brotherren nicht schelten. Denn gerade durch diese paar Preisdrücker wird das allgemeine Ansehen der Kritiker trotz aller unglücklichen Zufälle der andern immer wieder aufrechterhalten. Um dieses allgemeinen Zweckes willen wäre es sogar gut, wenn jeder Literat dieser Abteilung von Zeit zu Zeit tiefsinnig in sein Bierglas sähe und seufzte: „Ja, wenn Lessing noch lebte!“ Von abergläubischen Gemütern, welche dann fürchten würden, Lessing könnte in der Tat aufwachen, ist dieser Seufzer natürlich nicht zu verlangen. Es wäre in der Tat schrecklich.

Wird das Einkommen und die Ehrenstellung der feuilletonistischen Karriere durch den maßlosen Wettbewerb und durch den schädlichen Einfluß der unangenehmen Pedanten eingeschränkt, so bleibt dem Kan-

didaten nichts übrig, als dagegen durch seinen eigenen Einfluß auf eigene Faust vorzugehen. Ich widerrate jedem, zum Revolver zu greifen. Auch Erpressung milderer Art könnte vor den Strafrichter führen. Wer als Feuilletonist sich von den Verlegern oder Theaterdirektoren auf ehrliche Weise einen ansehnlichen Nebenverdienst schaffen will, der muß heutzutage anstatt mit der Erpressung mit leisem Zureden und kräftigem Streicheln vorgehen. Massierung könnte man diese moderne Art im Gegensatz zur gemeinen Erpressung nennen. Freilich muß der Kandidat vorher durch redliche Arbeit eine literarische Ware geschaffen haben, er muß einen Roman oder ein Drama übersetzen, abschreiben oder im Notfalle auch selber verfassen. Dann wird der nächstliegende Verleger oder Direktor durch berechtigten Tadel — nichts auf Erden ist vollkommen — so lange auf den Masseur aufmerksam gemacht, bis sich aus mündlichen Unterhandlungen — nota bene: „Gib beim Massieren nichts Schriftliches von dir" — ein Vertrag zur beiderseitigen Zufriedenheit ergibt. Wenn nachher die guten Seiten des Instituts oder des Verlags wieder mehr beleuchtet werden, so freut sich der gemütvolle Leser über die Unparteilichkeit seines Leibkritikers.

Anmerkung: Der Verleger hat im allgemeinen ein dickeres Fell als der Theaterdirektor; wo der Direktor oft nur gekitzelt zu werden braucht, muß man den Verleger stampfen. Es ist unklug, die Methoden zu verwechseln.

Die Blüte des Feuilletonistendaseins, zugleich das Balsampflaster für die kleinen Leiden und das sichtbare Zeichen der Macht ist das Freibillett. Nicht umsonst sieht es der Tertianer im Traum, nicht umsonst seufzt danach die arme Näherin, die einem Literaten ihre Neigung geschenkt hat. Doch halt — das Freibillett ist ein zu erhabener Gegenstand, als daß es mit dem dürren Ernste, mit der trockenen Sachlichkeit dieser Schrift abgetan werden könnte. Einige Seiten Poesie können der Würde meines Vortrages keinen Eintrag tun.

Das Freibillett des Doktor Preisdrücker

Ein Berliner Roman mit glücklichem Ausgang

Doktor Johannes Preisdrücker lebte schlecht und recht für das Feuilleton und von einem kleinen Gehalte. Er lebte bis nahe an sein vierzigstes Jahr bescheiden als Junggeselle und liebte nichts als seinen armen Beruf und eine bescheidene blaue Blume vor dem Fenster seines Hofzimmers. Da verliebte er sich eines Tages in Agnes, die Tochter einer Schlächtermeisterswitwe, welche das Geschäft ihres Mannes mit mäßigem Erfolge weiterführte. Agnes war überdies die Schwester eines Markthallenbeamten, welcher Siegfried hieß und eine schöne Putzmacherin namens Ilse zwar nicht heiraten wollte, aber trotzdem unglücklich liebte. Da Doktor Johannes Preisdrücker in jeder Beziehung ein Preisdrücker war, so warb er sofort um seine Agnes, ohne nach der Mitgift zu fragen. Sie hatte ihn recht gern und Mutter und Bruder waren nicht abgeneigt. Doch mußte er sein Einkommen wahrheitsgetreu angeben, und Mutter und Bruder staunten ob der Geringfügigkeit der Summe. Da meinte der Bruder Siegfried:

„Na, Doktorchen, Sie werden doch manche Nebeneinnahmen haben? Was?“

Und Siegfried schlug dem Doktor Preisdrücker vertraulich auf die Hüfte. Doktor Preisdrücker schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Aber Sie haben doch wenigstens so viele Freibilletts, als Sie wollen?“ drängte Siegfried, dem der Schwager gefiel.

Doktor Preisdrücker liebte Agnes. Er meinte sie verlieren zu müssen, wenn er es ablehnte, der Herrscher über Freibilletts zu sein, und er glaubte nicht zu lügen, wenn er zugab, daß ihm das Freibillett nicht ganz fremd war. Mit leichtgeröteten Wangen und mit gesenkten Augen flüsterte er:

„Jawohl, ich erhalte mitunter Freibilletts, aber ...“

Man ließ ihn nicht ausreden, und die Verlobung wurde gefeiert.

Von Stund an war es mit dem ruhigen Leben des Doktor Preisdrücker vorbei. Wohl schüttelte er die entfernten Verwandten und die ehemaligen Kunden der Schlächtermeisterswitwe ab, welche alle täglich und zu allen Theatern und Zirkussen Freibilletts von ihm verlangten. Aber seine Braut und deren Mutter und Bruder nahmen ihm mit List und Gewalt die wenigen Freibilletts ab, welche auch ihm von verschwenderischen Direktoren zugesandt wurden. Doch diese reichten kaum aus, um ihn und seine Braut das eine Mal, Schwager und Schwiegermutter das andere Mal ins Theater zu bringen. Für die Beziehungen Siegfrieds blieb kein Billett übrig. Umsonst schmollte seine Braut und sagte, ein Mann müßte auch für die Familie seiner Frau etwas tun. Umsonst bestürmte ihn Siegfried und beschwor ihn bei allen Qualen der Liebe, nicht so hartherzig zu sein. Umsonst brummte die Schwiegermutter, die es dem Doktor Preisdrücker ohnehin nicht verzeihen konnte, daß beim Theaterbesuch Pferdebahn und Garderobe nicht umsonst waren.

So wurde denn die Hochzeit nicht in der besten Eintracht gefeiert. Vom Mittagessen hinweg ging die Familie auf vier Freiplätze, die Preisdrücker von zwei Kollegen als Hochzeitsgeschenke erhalten hatte, ins Bellealliance-Theater.

Unserem Roman drohte schon ein trauriger Ausgang, denn die Ehe schien unglücklich zu werden. Agnes unterzog sich ihrer ersten Pflicht, die blaue Blume vor dem Fenster allabendlich nach Sonnenuntergang zu begießen, nur widerwillig. Schwager und Schwiegermutter aber hörten nicht auf, dem Doktor Vorwürfe zu machen; sie behaupteten nicht mit Unrecht, daß er sie am Verlobungstage über seine Verhältnisse getäuscht habe. Als Agnesens liebste Freundin aus der Provinz zum Besuch kam und Doktor Preisdrücker sich weigerte, für die Damen täglich

zwei Freibilletts zu besorgen, da fiel in einer düsteren Stunde gegen halb sieben Uhr abends das Wort Scheidung; Schande, Unglück und Skandal drohten dem törichten Feuilletonisten.

Doch wenn die Not am größten ist, Gottes Hilfe am nächsten ist. Wohl schrieben sich alle Familienmitglieder das Verdienst zu, den Doktor durch ihre Martern gebessert zu haben. Wohl erschien sogar Fräulein Ilse auf der Redaktion und stellte dem Redakteur beweglich vor, wie er durch seine Halsstarrigkeit das Glück zweier Liebenden auf die lange Bank schiebe. Aber weder die süßen Blicke der Putzmacherin, noch die rollenden Augen der Schwiegermutter hätten über die pedantischen Gewohnheiten des Doktors den Sieg davongetragen. Es traf sich aber, daß er um diese Zeit gerade vierzig Jahre alt wurde, und weil nach dieser Frist nicht nur alle Schwaben, sondern auch andere dickköpfige Deutsche klug werden, so ersuchte Preisdrücker zur Feier seines Wiegenfestes alle zehn Berliner Theaterdirektoren um je zwei Freibilletts und machte von sieben bis elf Uhr mit seiner Frau eine Theaterbierreise. Jeder Akt wurde anderswo genossen. Und von diesem Tage an war das Glück aller Personen dieses Romans begründet. Die Schlächtermeisterswitwe hatte wieder großen Zuspruch, da sie auf fünf Pfund Fleisch je ein Freibillett zulegte, Siegfried führte seine Ilse in die Theater, die sie liebte, und Agnes wurde eine aufmerksame und sanfte Hausfrau. Nur ging sie allabendlich ins Theater, und weil sie darüber vergaß, die blaue Blume zu begießen, so ging das überflüssige und zarte Gewächs bald ein. Das war der letzte Schmerz im Leben des Doktor Johannes Preisdrücker; denn er nahm fortan einen falschen Namen an und wuchs unter diesem an Körper und Einnahmen, daß es eine Lust war. Er und Agnes gaben das Muster einer guten Ehe. Und wenn sie auch gestorben sind, so leben sie noch heute.

VI.

Unter den regelmäßigen Mitarbeitern eines Feuilletons gibt es zwei, welche es fast niemals dazu bringen werden, an die Spitze der einflußreichen Abteilung zu treten. Es sind der Musik- und der Kunstkritiker, in Berlin als Bilsefritze und Bilderfritze unterschieden. Junge Kollegen, welche aus einem anderen Grunde als aus höchster Not zu diesem Erwerbszweige greifen, begehen einen finanziellen Selbstmord und verzichten damit auf die Achtung erfahrener Leute. Denn die Musik- und Kunstkritik ist durch die Torheit der berüchtigten Fachleute in ihren Erträgnissen so heruntergebracht, daß sie heutzutage fast mehr eine Quelle von Ausgaben als von Einnahmen geworden ist. Ich habe einen Kunstkritiker gekannt, der alle Galerien von Kopenhagen bis Neapel, von Madrid bis Petersburg auf eigene Kosten bereiste, bevor er ein Urteil über irgendein altes Bild abgab. Und der dann über die Sache hundert Zeilen zu zehn Pfennig schrieb, als ob er unbedingt gar nichts gewußt hätte. Ich habe einen Musikkritiker gekannt, der es ablehnte, von der beliebten Oper eines ihm unsympathischen Komponisten ein Prozent Tantieme zu beziehen. Er hätte dafür nur den Text zu einem eingelegten Ballett schreiben und die Oper loben müssen. Eine Branche, in welche so Kinder und Narren hineinpfuschen, kann niemals etwas Erkleckliches abwerfen. Man kann es dem Verleger nicht verdenken, der aus dieser Konjunktur Nutzen zog, seinen Musik- und seinen Kunstkritiker Knall und Fall entließ und für beide Leistungen eine Submission ausschrieb. Demjenigen sollte das Amt gehören, der die geringste Forderung stellte. Der Erfolg der Ausschreibung übertraf des Verlegers kühnste Erwartungen. Die Kunstkritik übernahm ein verzweifelter junger Mann für zweieinhalb Pfennig die Zeile unter der Bedingung, über jedes Bild eine Mark schreiben zu dürfen. Er war farbenblind und sah

Mäuse. Auf Redaktionskosten wurde ihm das bekannte Lehrbuch des Advokaten Detmold: „Die Kunst, in drei Stunden ein Kenner zu werden" angeschafft. Schon nach zwei Stunden hatte er es sich zu eigen gemacht und beim Antiquar recht vorteilhaft verkauft.

Das Musikreferat übernahm der Fachmann für Leder und Häute unentgeltlich, bloß für die Überantwortung aller Freibilletts (siehe oben); doch dafür mußte er überdies durchreisende Sängerinnen und Klaviervirtuosen zu den ausgewählten Gesellschaften des Zeitungsbesitzers mitbringen.

So weit geht die Karriere des Kunstreferenten parallel neben der des Musikreferenten her. Wenn ich aber schon zwischen zwei Übeln eines wählen soll, so möchte ich dem jungen Freunde, den der Kampf ums Dasein vor eine der traurigsten Entscheidungen gestellt hat, doch noch zu der musikalischen Karriere raten. Abgesehen davon, daß man es da mit lebendigen Menschen, mit den einsichtigen Theaterdirektoren und Operettensängerinnen zu tun hat, und daß die Freibilletts einen gewissen Marktwert haben, bedarf es in diesem Fache nicht mehr Vorkenntnisse als zum Schneeschippen. Natürlich darf der Kandidat nicht den kindischen Ehrgeiz besitzen, daß man ihn lese. Aber selbst in diesem Falle braucht der gewandte Mann sich niemals ertappen zu lassen, wenn er sich nur vorher überzeugt hat, daß das genannte Musikstück wirklich ausgeführt wurde; und daß vor dem Ende keine Feuersbrunst ausbrach. Er kann dann das Tempo zu langsam oder zu schnell, die Stimme einer Sängerin zu sanft oder zu schrill, den Charakter einer Nummer zu traurig oder zu lustig finden, niemals wird man ihm das Gegenteil beweisen können. Sogar taub kann er sein, wenn er sich nur im Privatleben nicht verrät.

Der farbenblinde Kunstkritiker ist übler dran. Kaum daß er ein rotes Plüschkleid für grün hält, wird er schon ausgelacht. Ist er aber von gesunder Leibesbeschaffenheit, so wird er mit Detmolds Lehrbuch in der Hand schon

weiterkommen. Ich möchte dem Anfänger, der der Vorbereitung mit Recht nicht ganze drei Stunden widmen will, im folgenden zehn Regeln an die Hand geben, die schon ausreichen dürften und mit dem nötigen Wortschatz eine Mark pro Bild erreichen lassen.

1. Erwähne niemals die alten Meister, die du nicht kennst. Willst du modern heißen, so verachte sie einfach.

2. Bösartig werde nur gegen berühmte Künstler über sechzig Jahren. Junge hauen mitunter.

3. Sollte ein Künstler mit dir umgehen und dir seine unbefangenen Bemerkungen über seine Kollegen mitteilen wollen, so setze dich mit ihm zu seiner Flasche Wein und lasse dir alles schriftlich geben. Du schreibst sonst Unsinn.

4. Hast du Zutritt in ein Atelier und wird dir eine Skizze in die Hand gegeben, so halte sie nicht verkehrt. Denn wenn du dich erst einmal unsterblich lächerlich gemacht hast, bleibt deinem Verleger nichts anderes übrig, als dein Honorar zu verkürzen.

5. Du sollst nicht wörtlich abschreiben.

6. Schreibe und schweige. Über Kunst schreiben kann jedermann; darüber verständig zu reden ist schwer.

7. Eile mit Katalog und Bleistift immer dorthin, wo du die meisten Leute stehen siehst. War es aber vor dem Büfett, so ziehe dich wieder zurück, falls du keinen Freund bemerktest.

8. Lobe vorsichtig, schimpfe keck.

9. Verwechsle die Bilder nicht bei der Beschreibung und hüte dich namentlich, Männer für Frauen und Seestücke für Gebirgslandschaften auszugeben. Andere Schnitzer bemerkt der Leser nicht so leicht.

10. Sei unklar.

Ich könnte noch ein elftes Gebot hinzufügen, aber dieses trifft so sehr mit deinen Wünschen überein und hat so sehr für alle anderen Branchen der Kritik Geltung, daß es im Grunde nicht hierher gehört. Mein elftes Gebot würde lauten: trachte alt zu werden.

Darin hat nämlich der Kritiker eine ehrenvolle Ähnlichkeit mit unreifen Birnen und unreifem Wein, daß er mit der Zeit besser verdaut wird. Ja, die Macht der Gewohnheit ist in der Großstadt eine so zauberhafte, daß der verzweifelte Kandidat, der als Jüngling nicht ohne die Heiterkeit seiner Zeitgenossen zur kunstkritischen Feder gegriffen hat, in seinem fünfzigsten Jahre, falls er es erlebt und inzwischen kein anderes Geschäft eröffnet hat, sicherlich zu den tonangebenden Kunstkennern seiner Stadt gehört. Lukrativ wird die Sache dadurch immer noch nicht, aber die Huldigungen der Künstlerschaft sind nicht zu verachten, wenn sie von kleinen marktreifen Gemälden oder Skizzen begleitet werden. Der verständige Kunstkritiker wird sich aber durch einen solchen Umschwung nicht zum Hochmut verleiten lassen, sondern wird meine zehn Regeln und das ausführliche Handbuch von Detmold bis in sein Greisenalter in Ehren halten.

VII.

Wir Literaten, die wir unbefangen und ohne eigene Meinung der öffentlichen dienen, sind in keinem Winkel der Zeitung der Gefahr, von den Überzeugungsschriftstellern unterdrückt zu werden, so sehr ausgesetzt, wie im politischen Teile. Diese Herren, welche uns verächtlich Lohnschreiber nennen, vertreten gewöhnlich von ihrem zwanzigsten Jahre ab bis zu ihrem Tode eine und dieselbe Sache und haben keine Ahnung davon, wie schwer es ist, nicht nur die Tendenz, sondern auch die Stimmung eines Aufsatzes nach dem Gedanken zu richten, der in der Luft liegt. Die ehrenfesten Überzeugungsschriftsteller lassen uns nicht einmal gern zu Berichterstatterdiensten zu, um die Freude ihrer Tätigkeit allein auskosten zu können.

Ihnen winken wohl keine holden Mädchen, wie dem Ballettkritiker; nur die würdige Politik, welche von ihnen für die Heldenmutter gehalten, aber vom Direktor als komische Alte beschäftigt wird, schwebt über ihren Häup-

tern. Auch ihr Hunger findet eben nur seine Befriedigung. Die Eitelkeit wird sogar kläglich behandelt, indem der politische Schriftsteller seinen Aufsatz nicht unterschreiben darf und darum unerkannt durch die Straßen der Hauptstadt wandelt, trotzdem er die Fäden der Weltregierung zwischen den Fingern hält. So schlich einstmals in dem Romane des Eugen Sue in schlichter Kleidung und inkognito der wahre Herrscher der Welt durch die Menge. Der politische Schriftsteller wäre unglücklich zu nennen und seine Karriere wäre die traurigste, wenn nicht der Glaube an sich selbst seinen Schreibtisch verhüllte, wenn nicht ein stiller Wahnsinn ihm in seinem Tintenfaß den Reichsapfel, in seiner Feder das Zepter und in seiner Schere das Reichsschwert zeigte. In einem Irrenhause sagte einst ein ruhiger Insasse zu einem Besucher: „Sie, der da drüben ist verrückt. Er hält sich für den Kaiser von Brasilien. Das ist Unsinn, das kann er nicht sein. Ich muß es wissen. Denn der Kaiser von Brasilien bin ich."

Der Glaube an die politische Wirksamkeit seines Leitartikels, der Glaube an die Spannung, mit welcher Bismarck seine heutige Äußerung erwartet, verschönt das Leben des Überzeugungsschriftstellers in so hohem Maße, daß auch uns seine Karriere erstrebenswert erscheinen muß. Da ist es nun ein seltenes Glück zu nennen, daß geheimnisvolle Kräfte den Eintritt auch gegen den Willen der Preisdrücker möglich machen. Der candidatus litterarum braucht bloß auf eine bestimmte Partei zu schwören und er erscheint selbst dem Herrn Kato Preisdrücker in Person als ein törichter, idealistischer Mann der Überzeugung. Denn die Partei ist ein großer Mantel christlicher Liebe. Und umgekehrt vollführen dieselben geheimnisvollen Kräfte das Wunder, daß ein Literat, der bis dahin nicht an Gott und die Welt, geschweige denn an seine eigene Feder glaubte, sofort von dem stillen Wahnsinn des Kaisers von Brasilien ergriffen wird, sowie er die öffentliche Meinung über eine rein politische Tagesfrage gesagt hat. Dieser mystische Vorgang be-

weist uns, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als selbst Schulweisheit sich träumen läßt. Und daß wir Männer ohne Schulweisheit erst recht andächtig zu der großen Mystifikation der Politik emporzublicken haben.

Nachdem der Schwur auf die Partei seine Schuldigkeit getan hat, und wir nach dem Urteil der obengenannten Ehrenmänner überzeugungsgetreue Journalisten und nach unserem eigenen Bewußtsein Weltregierer geworden sind, steht nichts im Wege, daß wir nun auch voll und ganz die literarische Karriere ausnutzen. An Stelle des Gründers, des Kommerzienrats, der Jungfrau, des Brauerei- oder des Zirkusbesitzers, des Künstlers und des Theaterdirektors tritt jetzt einzig und allein, aber oft überragend, der Abgeordnete. Allerdings ist von dem großen Abgeordneten, von dem Parteiführer, gewöhnlich nichts zu erwarten. Denn der Parteiführer ist regelmäßig selbst politischer Schriftsteller und noch dazu häufig der einzige, in welchem der stille Wahnsinn teilweise geheilt ist. Er hält sich nicht für den Kaiser von Brasilien, höchstens für seinen Meister. Aber die kleinen Abgeordneten, besonders die jüngsten, welche es durch ihre Frauen oder für ihre Frauen geworden sind und welche sich darum nicht nur im Wochenblättchen, sondern täglich gedruckt sehen möchten, kommen dem Literaten der politischen Karriere mit offenen Händen entgegen. Sie sind ihm (wie Homer so schön sagt) Vater und Bruder, Gründer und Theaterdirektor. Darum wird der politische Literat, zu welcher Fahne er auch geschworen hat, unentwegt und mit dem Einsatze seiner ganzen Persönlichkeit die konstitutionellen Formen hochhalten und niemals zurückstehen, wenn eine Vermehrung der Abgeordnetenzahl in Aussicht steht.

Wer die Wichtigkeit des Parteilebens erst auf einem Gebiete kennen gelernt hat, der wird als denkender Mensch und Literat sich fragen, ob es auf anderen Gebieten nicht ebenfalls lohnend sei, sich der großen Mystifikation in die Arme zu werfen. Ich kann demjenigen, dem meine bisherigen Ratschläge Vertrauen eingeflößt haben,

nur sagen: Du kannst nichts Besseres tun, als dich bei einer Partei einschreiben zu lassen. Der Schritt hat ja sein Bedenkliches. Denn so wie der strebende Mensch auch seine Religion beim besten Willen nicht öfter als drei- bis viermal wechseln kann — wenn er nicht in Asien oder Afrika neue Hilfsquellen sucht —, so wird es auch in der literarischen Karriere übel vermerkt, wenn einer öfter als drei- bis viermal mit der Partei wechselt. Und auch da sind noch große Sprünge zu vermeiden. Man kann sich ungestraft je nach den Zeitläufen langsam von rechts nach links, oder von links nach rechts bewegen; aber es bleibt ein Verdacht haften, wenn jemand plötzlich aus einem fanatischen Welfen ein ultramontaner Pole wird.

Innerhalb der gesteckten Grenzen ist aber die Wirksamkeit der Partei heutzutage für uns eine äußerst segensreiche geworden. Die Parteizusammengehörigkeit entscheidet über unser ganzes Denken und Fühlen, und wir brauchen nicht mehr in Zweifel darüber zu sein, welcher Meinung wir sind. Glorreich hat das Parteileben sich endlich alle Künste und Wissenschaften, alle sozialen und industriellen Fragen erobert und gibt mit derselben Sicherheit, mit der ein Kalender den Sonnenaufgang anzeigt, Antwort auf alles, was in die literarische Karriere schlägt. In früheren Zeiten konnte es noch vorkommen, daß zwei Schriftsteller verschiedener Parteien über einen Dichter, über ein Bier, oder über einen neuen Hufbeschlag einerlei Meinung waren. Damit ist es nun glücklicherweise vorbei. Die Partei sagt uns, ob Heinrich Heine ein so großer Dichter war, daß wir darüber den sterblichen Menschen vergessen können. Die Partei sagt uns, ob der Weizen in diesem Jahre gut oder schlecht geraten ist. Die Partei sagt uns, ob man sich in Kamerun ein Wechselfieber holt oder nicht. Unter den Fittichen der Partei können wir ruhig schlafen und aus dem Schlafe reden. Sie begleitet gebieterisch unser irdisches Dasein, sie weist uns unseren Hutmacher und unsere Kneipe an, sie steckt uns unsere Blume ins Knopfloch, sie läßt uns

unseren Arzt wählen, und wenn wir dann gestorben sind, steht die Partei kummervoll an unserem Grabe. Wer ohne politische Parteizusammengehörigkeit in die literarische Karriere eintreten will, der sorge beizeiten dafür, daß er ein Unsterblicher werde; er ist sonst tot. Und wer gar sich bestreben wollte, über den Parteien zu stehen, der wird sich mit Recht sagen lassen müssen, daß er zu spät oder zu früh auf die Welt gekommen ist und sich ohne Trauergefolge begraben lassen kann.

Nur noch ein letztes Wort möchte ich dem candidatus litterarum auf den Weg mitgeben. Daß er zu einer politischen Partei geschworen hat, daran wird er häufig genug erinnert werden. Aber er soll immer und ewig eingedenk bleiben, daß er seinem inneren Wesen nach einer allgemeineren Gemeinheit angehört, der der zünftigen schlechten Literaten. Wir bilden unter den Männern der Feder — unter uns sei es gesagt — nur eine große Minderheit. Wenn das einmal den sogenannten anständigen Schriftstellern, den Menschen der eigenen Meinung, den Preisdrückern und Idealisten, zum Bewußtsein käme, so wären sie imstande, uns aus ihren Vereinen, aus ihren Blättern und von ihren Stammtischen fortzuweisen und uns so die literarische Karriere zu verschließen. Das darf nicht geschehen. Wir müssen sie terrorisieren uud aushungern und zurücksetzen, wir müssen ihre Augen durch den Glanz unseres Lebens bestechen, wir müssen überall das große Wort führen und sie niederschreien, niederzahlen und niederkritisieren, wo sie laut werden wollen. Wir müssen eine geschlossene Phalanx bilden, die keinen von diesen hochmütigen Herren einläßt und sollte gar einer so tollkühn sein, ein Buch gegen uns zu schreiben, so schweigen wir es tot bis er selber tot ist. Alsdann aber wollen wir seine Verdienste in wohlwollenden Nekrologen feiern; denn es ist für die literarische Karriere — wie schon oben bemerkt wurde — wichtig, daß der Schriftstellerstand durch solche Leute ein wenig in Ansehen bleibe.

Nachwort zum zweiten Bande

Im Hochsommer 1882, an der Nordsee, begann ich und im Winter 1883, in Bordighera, beendete ich die Erzählung, in welcher die tragische Legende von Sokrates und die possenhafte Legende von seiner Frau Xanthippe aufgegeben und lebensmögliche Menschenschicksale dargestellt werden sollten. Ich will jetzt, sechsunddreißig Jahre nachher, weder den Übermut der Form noch die innere geschichtliche Wahrheit der Gestalten verteidigen; ich will nur darüber berichten, wie ich wahrscheinlich zu der ironischen Form kam und was mich jetzt veranlaßt hat, wenigstens an einer der handelnden Personen eine Umarbeitung vorzunehmen, die die bewußten Verstöße gegen die äußere Wahrheit mildern soll.

Schon in ganz jungen Jahren hatte ich den Plan gefaßt, so etwas wie eine „Rettung" der berüchtigten Xanthippe zu schreiben, einen historischen Roman; die Anregung war mir von Wieland und von Zeller gekommen. Als ich aber an die Ausführung gehen wollte, stellte sich die Überzeugung in den Weg, daß der historische Roman, wie er damals bei der Leserwelt überaus beliebt war, seinem Wesen nach ein übles Gemisch von Poesie, Bildungsphilisterei und Lüge sein mußte. Je gründlicher der Schreibersmann die Quellen der Zeit durchforscht hatte — und ich war recht gründlich gewesen — desto mehr war er in Gefahr, richtig gekleidete Puppen in richtig geordnete Räume zu stellen, anstatt mögliche Menschen gegeneinander spielen zu lassen; auch Walter Scott, auch Flaubert, auch Freytag waren dieser Gefahr

nicht entgangen, von Ebers gar nicht zu reden; vollends die Griechen der klassischen Zeit waren in dem, was man das Kostüm zu nennen pflegt, nicht sichtbar zu machen, weil trotz aller Philologenarbeit vieler Jahrhunderte ihr Alltagstreiben unbekannt geblieben war. Sollte also ein unerhörtes und doch ewig erneutes Menschenschicksal glaubhaft geschildert werden, so blieb nichts anderes übrig, als auf das Kostüm zu verzichten und von der Annahme auszugehen, daß die Menschen vor mehr als 2000 Jahren ungefähr so waren wie die Menschen von heute. Die Erzählung mußte zeitlos werden. Da ich aber furchtbar viel gelernt, mich besonders in griechischer Archäologie mit Ausdauer umgetan hatte, störten mich die beabsichtigten Verstöße gegen das Kostüm noch mehr, als sie später einige meiner gelehrten Leser verletzten. Ich hätte mich darauf berufen können, daß einzelnen Keckheiten gewissenhafte Philologenarbeit zugrunde lag, daß zum Beispiel der Versuch, die erste Fassung der „Wolken" des Aristophanes wiederherzustellen, selbst wissenschaftliche Beachtung verdient hätte; ich bemerke dazu, daß man zwar das Erscheinen einer Frau im Theater getadelt hat, meinetwegen mit Recht, daß aber kein einziger Leser (Droysen ausgenommen) die Keckheit beachtet oder gelobt hat, mit der ich, im Zusammenhange mit meiner Wiederherstellung der ersten Fassung der „Wolken", meine eigenen Verse für eine Übersetzung aus Aristophanes ausgab. Ich glaube noch heute, daß die Wolken des Aristophanes bei der ersten Aufführung den guten Ausgang hatten, den ich hinzuerfunden habe, daß sie wegen des guten Ausgangs durchfielen und daß Aristophanes darum, dem Publikum gehorsam, den mörderischen Schluß der zweiten, uns allein erhaltenen Fassung sündigte.

Mein archäologisches Wissen und meine Überzeugung von der Unwahrhaftigkeit eines historischen Romans dürften mich zu der Wahl einer ironischen Form des

Vortrages gebracht haben; ich ließ die ganze Erzählung einen Nichtphilologen vorlesen, der auf seine geschichtliche Unwissenheit stolz ist und der seine halbgebildete Zuhörerschaft mit Schnitzern gegen das Kostüm und mit allerlei Ausfällen gegen Professorendünkel bewußt ärgern will. Wie weit mir durch diese romantische Einkleidung gelungen ist, eine gewisse Zeitlosigkeit zu erreichen, darüber werde ich wohl kein Urteil haben; wie weit mir das Spiel zwischen Moderne und Antike persönlichen Spaß machte, das gehört nicht hieher.

Ich durfte mit dem sogenannten Erfolge zufrieden sein; für dummes Lob und dummen Tadel entschädigte mich reichlich eine feine Anerkennung Gottfried Kellers und später ein langes Schreiben Fontanes, das denn doch mehr war als nur Anerkennung: eine Abrechnung mit der Berliner Kritik, eine Abrechnung, die man dem vorsichtigen Fontane kaum zutrauen würde. Ich kann mich immer noch nicht entschließen, diese beiden Briefe zu meinen Gunsten zu benützen und abzudrucken; die Psychologie des Briefes ist noch nicht geschrieben.

Vielleicht ist es aber nach sechsunddreißig Jahren nicht zu früh, eine „Besprechung" niedriger zu hängen, die damals in einer vielgelesenen Berliner Zeitung kleineren Formats erscheinen durfte. Ich besitze leider kein Archiv und muß mich auf mein Gedächtnis verlassen. Der Mann, dem das Blatt ein Richteramt anvertraute, hatte mein Buch mit folgendem Satze abtun dürfen: „Die Gehirnerweichung Mauthners ist durch seine Xanthippe so offenkundig geworden, daß wir uns mit diesem Schriftsteller nicht weiter zu beschäftigen brauchen." Kein Wort weiter, kein armes Wort der Begründung für ein solches Todesurteil. Und mit solchem Gesindel mußte man sich herumschlagen. Es war wahrscheinlich ein Fehler, daß ich den Mann nicht verklagt habe; es hätte eine lustige Gerichtsverhandlung geben können, wenn er sich einen „Sachverständigen" für die Richtigkeit seiner Diagnose gekauft hätte.

Ein freundlicheres Bild taucht in meiner Erinnerung auf. Ich hatte die „Xanthippe" auch an Theodor Mommsen übersandt, der schon vorher einen regen Anteil an meinen Schriften nahm und der mir auch nachher eine höchst erfreuliche Zustimmung zu meinen Böhmischen Novellen und zur „Hypatia" nicht vorenthielt; ich besitze, als einen kleinen Schatz, selbst Verse von Mommsen über einige meiner Bücher. Doch auf die Überreichung der „Xanthippe" antwortete er nicht. Als ich ihn wenige Monate später in einer wissenschaftlichen Gesellschaft traf, begrüßte er mich mit dem gewohnten Gemisch von Freundlichkeit und Mephistolaune und rief schon nach den ersten Worten: „Sie müssen Curtius lesen!" Ich kannte den bösen lieben Gelehrten schon damals gut genug, um den Doppelhieb zu bemerken, den er mit diesem Satze austeilte; er wollte mir zu verstehen geben, daß ich einen Roman aus der Griechenzeit ohne Sachkenntnis geschrieben hätte, daß ich zu unwissend wäre, um nicht auch noch aus einem so elenden Buche, wie der griechischen Geschichte von Curtius, etwas lernen zu können. Ich antwortete lustig mit einem Zitate aus Thukydides in griechischer Sprache. Mommsen lächelte wie geschmeichelt, doch da setzte eben ein Vortrag ein und wir wurden getrennt. Als die Gesellschaft gegen Mitternacht auseinanderging, verabschiedete sich Mommsen mit der zerstreuten Miene, die der alte Schalk nach Willkür annehmen konnte, von etlichen Professoren und forderte mich lebhaft auf, ihn nach Hause zu begleiten. Die letzte Pferdebahn habe er nun doch versäumt; der Kutscher des letzten Wagens habe gewiß wieder eine Viertel Minute umsonst auf ihn gewartet.

Ein weiter Weg, von der Gegend des Anhalter Bahnhofs bis zum Knie von Charlottenburg, in dessen Nähe Mommsen wohnte. Ich merkte gleich, worauf er hinauswollte; ich mußte mich wahrhaftig einem Examen unterziehen lassen, ohne daß eigentlich eine Frage

an mich gestellt wurde. Mommsen zwang mich bloß, scheinbar an den eben gehörten Vortrag anknüpfend, mit ihm über die Quellen unserer Kenntnisse vom Peloponnesischen Kriege zu plaudern. Das Examen privatissimum muß wohl recht günstig ausgefallen sein, denn Mommsen sagte plötzlich erstaunt: „Ja, wie kommt denn B. — er nannte den Namen eines freisinnigen Abgeordneten — dazu, zu behaupten, Sie seien ein Autodidakt, ohne höhere Schulbildung, ohne Humaniora?" Ich lachte und rühmte mich, Griechisch nicht nur lesen, sondern, wenn ich gereizt würde, sogar schreiben zu können; ich hätte auf dem Gymnasium einige Gedichte Heinrich Heines ins Altgriechische übersetzt, noch dazu in Reimen. Nun mußte ich, zur Sühne für ein solches Verbrechen, eines dieser Greuel auswendig hersagen. Wir waren inzwischen am Großen Stern angelangt. Mommsen war wie verwandelt. Er schob seinen Arm unter den meinigen, kicherte fröhlich vor sich hin und bewies mir das Wiedererwachen seines Wohlwollens dadurch, daß er mich furchtbar heruntermachte. Für die geschichtlichen Unmöglichkeiten in der Xanthippe. Von Nichtwissen könne nicht mehr die Rede sein, nur noch von einer ungehörigen Parodie. Schade, denn der Sokrates sei nicht schlecht herausgekommen; seine Frau habe das Buch gelesen und ihn danach — Mommsen kicherte wieder — einmal Herr Professor Sokrates genannt. Ich trug die Gründe vor, die mich zu der burlesken Form bestimmt hatten. Mommsen hatte Sinn für Humor und meinte vielleicht ganz treffend, es wäre da ein Mittelweg einzuschlagen gewesen; Scheffels „Ekkehard" wäre voll von Teufeleien und doch wissenschaftlich unanfechtbar. Dann unterbrach er sich fast heftig: um der beiden Hauptgestalten willen könnte er mir verzeihen, daß ich mit der Philologie Schindluder getrieben hätte; aber der Alkibiades meiner Erfindung wäre unverzeihlich, stellte die bekanntesten Tatsachen geradezu auf den Kopf.

Wir hatten Mommsens Wohnung erreicht und gingen vor dem kleinen Hause in der Marchstraße erregt auf und nieder, der weltberühmte Forscher von nahezu siebzig Jahren und der dreißigjährige Literat, wirklich wie zwei Gymnasiasten, die vor dem Schlafengehen noch ein Welträtsel lösen wollen. Ich berief mich auf Grote und auf Hertzberg — Mommsen nickte eifrig — für meine Meinung, daß wir über den wahren Charakter des Alkibiades und über sein Verhältnis zu Sokrates gar nichts wüßten, ich gestand, daß mich mein Ärger über die Figur, die Alkibiades bisher in Romanen spielte, dazu verführt hätte, mich um die Geschichte überhaupt nicht zu kümmern und einem Gegenspieler, wie ich ihn für meine Xanthippe brauchte, einfach den Namen des Alkibiades zu geben.

„Und dazu haben Sie kein Recht!“ rief Mommsen heftig. Das sei nicht mehr eine immerhin erlaubte Verhöhnung des Kostüms, das sei eine Sünde gegen den heiligen Geist der Geschichte. Alkibiades sei ein ganzer Kerl gewesen, wenn auch ein Mann (Mommsen gebrauchte ein anderes Wort) wie Curtius ihn nicht begreifen könne. Und Mommsen würdigte mich, in der Marchstraße gegen ein Uhr nachts, einer improvisierten Vorlesung über den alten Athener. Er verglich die Athener mit den Parisern der Revolutionszeit, den ehrgeizigen und gewissenlosen Alkibiades mit Mirabeau und mit Napoleon. Ich bedaure, daß ich die Gedanken Mommsens nicht noch in derselben Nacht aus frischem Gedächtnisse niedergeschrieben habe; es waren manche gute und manche blendende Gedanken, die ich nach so vielen Jahren wahrscheinlich nicht getreu wiedergeben könnte.

Was ich seitdem über die Geschichte des Alkibiades hinzugelernt habe, verdanke ich zumeist den Büchern, die Mommsen mir zu leihen die Güte hatte; wie er mich denn auch sieben Jahre später bei den Quellenstudien zur „Hypatia“ geduldig unterstützte. Als ich dann noch später durch meine Arbeit auf die Fragen geführt

wurde, die die Stellung des Sokrates zu Athen betrafen, mußte ich mich noch eingehender mit den Staatsmännern des Peloponnesischen Krieges beschäftigen. Da endlich wurde mir auf einmal klar, daß der alte Mommsen im Rechte gewesen war, zwar nicht mit der Sünde am heiligen Geist der Geschichte, aber doch mit der Unterscheidung zwischen dem Kostüm und dem Wesen geschichtlicher Persönlichkeiten. Es wurde mir klar, daß ich es mir mit der Gestaltung des Alkibiades in meinem Buche zu leicht gemacht hatte.

Ich habe mir Mühe genug geben müssen, die Sachen in dieser neuen Bearbeitung einigermaßen in Ordnung zu bringen.

*

Man sollte von Plänen nicht sprechen, die auszuführen die Kraft fehlte oder der Mut. Weil ich aber einmal so unbescheiden gewesen bin, einige Bruchstücke aus dem geplanten weltumspannenden Romane „Don Juan d'Austria" in diese Sammlung aufzunehmen, muß ich auch noch so töricht sein, zu bekennen, was nach meiner Absicht das ganze Buch hätte werden sollen. So ungefähr: ein zugleich kritisches und gestaltendes Gelächter über die sogenannte Weltgeschichte und über die Heldenverehrung der Dichter. Im Mittelpunkte des geschichtlich-ungeschichtlichen, also eigentlich zeitlosen Romanes stand mir der natürliche Halbbruder des Königs Philipp von Spanien, der ebenso romantische wie problematische Don Juan d'Austria, der vielleicht wirklich ein Sohn Kaiser Karls war, dessen Name an die Seeschlacht von Lepanto geknüpft ist und der wahrscheinlich Don Juan der Große hieße, wenn der Zufall der Geburt ihn zum Erben einer Krone gemacht hätte. Ein unbedeutender Mensch, der in allen Tragödien seines Jahrhunderts eine Rolle spielte, über sein Können hinaus, über sein Verständnis hinaus, in den Tragödien, deren wiederum ahnungslose Opfer Don Carlos, Maria Stuart und die vermeintlichen Freiheitskämpfer der Niederlande waren. Das kleinere Ge-

lächter hätte den Dichtern gegolten, die die wahre Geschichte dieser Trauerspielstoffe allzu vertrauensvoll gefälscht hatten, das größere Gelächter der armen Menschennatur, die zur Zeit der Gegenreformation so unheldisch und elend war wie heute und wie immer. Die ewige Gegenreformation sollte geschildert werden, die sich immer dem Frieden und der Freiheit der Menschen entgegenstemmt, gemein und siegreich. Die wirklichen Helden des zeitlosen Menschenkampfes sollten gefeiert werden: Don Quichote, der Ritter der Tat, und Hamlet, der Ritter des Denkens, neben ihnen als ihr lustiger Begleiter Sancho-Falstaff.

Der Plan entstand bald nach dem Erscheinen der „Xanthippe". Einige Stücke, die übrigens viel später fertig wurden, mögen andeuten, auf welchen Ton der Roman gestimmt war; und ich erwarte für die Veröffentlichung den Vorwurf der Unbescheidenheit, der ja jede Darbietung von Bruchstücken treffen kann.

*

Eine Travestie wie die „Xanthippe" war auch der „Dilettantenspiegel", der ebenfalls im Winter 1882 auf 1883 entstand. Die Arbeit an dieser Umformung kann nur würdigen, wer sich die Mühe genommen hat, die neue Gestalt mit der alten genau zu vergleichen. Viele Dichter und Ästhetiker des 17. und 18. Jahrhunderts haben auf die Regeln der Ars poetica geschworen und das berühmte Lehrgedicht des Horatius übersetzt: Boileau, Gottsched, Metastasio, Wieland. Oft sehr frei übersetzt, so daß unabsichtlich eine Travestie herauskam. Ich war weiter gegangen und hatte bewußt moderne Beispiele anstatt der antiken gesetzt, bewußt den Knüttelvers an Stelle des Hexameters. Ich weiß nur von einem Kritiker, der eine gründliche Vergleichung zwischen dem lateinischen Original und meiner kecken Umarbeitung vornahm. Es war Theodor Mommsen. Er veranstaltete in seinem eigenen Hause eine „populäre Vorlesung"; vor gegen hundert Herren und

Damen las er meinen Dilettantenspiegel vor, gab zu vielen Versen eine wörtliche Übersetzung des Horatius und soll es auch an abgründiger Gelehrsamkeit nicht haben fehlen lassen. Ich habe leider nicht erfahren, ob Mommsen diese Vorlesung improvisiert hat oder ob eine Niederschrift zugrunde lag.

*

Nicht so harmlos und vielleicht so spielerisch wie die Verkleidung, in der ich den alten römischen Dichter hatte auftreten lassen, war die Satire „Schmock", die ich 1889 folgen ließ, erbittert über das Handwerkstreiben so vieler Journalisten, das ich inzwischen in Berlin kennen gelernt hatte. Das dünne Büchlein hätte wahrscheinlich Lärm erregt und eine gewisse Wirkung gehabt, wenn ich mich hätte entschließen können, alle die kleinen Sünder, die ich an den Pranger stellen wollte, bei ihren Namen zu nennen oder sonst kenntlich zu machen. Das aber lag mir ganz und gar nicht. Mir war es nur um eine Herzenserleichterung zu tun; ich wußte noch nicht, daß ein sachlicher Erfolg ohne die Mühen eines persönlichen Kampfes in solchen Dingen nicht möglich ist. Ich erreichte nichts als einen nachhaltigen Groll derer, die sich getroffen fühlten. Heute haben sich die Zustände im Zeitungswesen der Großstadt doch in mancher Hinsicht gebessert; ein neues Geschlecht wählt den Beruf des Zeitungsschreibers oft nicht mehr, weil ein anderer Beruf verfehlt worden ist, sondern aus Neigung; und das Gewissen dieses neuen Geschlechts duldet nicht mehr jede solche Unwissenheit und jede solche Schamlosigkeit, wie ich sie leider in der Blütezeit des literarischen Industrialismus am Werke sah. So mag denn der lachende Versuch einer Journalistenkritik hier etwa als ein historisches Bild seinen Platz finden. Und möglicherweise doch noch eine späte Wirkung üben, wenn die Presse der Schieberzeit zu den Gewohnheiten der Presse des Milliardensegens zurückkehren wollte.

Inhalt des zweiten Bandes

	Seite
Xanthippe	17
Don Juan d'Austria, Bruchstücke aus einem Roman	179
Dilettantenspiegel.	259
Schmock	301
Nachwort zum zweiten Bande .	338





